

Praxeologie

Materiale Textkulturen

Schriftenreihe des Sonderforschungsbereichs 933

Herausgegeben von
Ludger Lieb

Wissenschaftlicher Beirat:
Jan Christian Gertz, Markus Hilgert,
Bernd Schneidmüller, Melanie Trede und
Christian Witschel

Band 3

Praxeologie

Beiträge zur interdisziplinären Reichweite
praxistheoretischer Ansätze in den Geistes- und
Sozialwissenschaften

Herausgegeben von
Friederike Elias, Albrecht Franz, Henning Murmann und
Ulrich Wilhelm Weiser

DE GRUYTER

ISBN 978-3-11-037014-0
e-ISBN 978-3-11-037018-8
ISSN 2198-6932



Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Attribution-NonCommercial-NoDerivatives 3.0 Lizenz. Weitere Informationen finden Sie unter <http://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/3.0/>.

Library of Congress Cataloging-in-Publication Data

A CIP catalog record for this book has been applied for at the Library of Congress.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© 2014 Walter de Gruyter GmbH, Berlin/Boston
Einbandabbildung: Alte Brücke in Heidelberg, Friederike Elias 2014
Druck und Bindung: Hubert & Co. GmbH & Co. KG, Göttingen
♻ Gedruckt auf säurefreiem Papier
Printed in Germany

www.degruyter.com



Vorwort

Der vorliegende Band geht auf den Workshop „Praxeologie. Praxistheorien als Konzepte interdisziplinären Forschens“ zurück, in dessen Rahmen sich Ende 2011 in Heidelberg Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler verschiedener Disziplinen trafen, um über die Potentiale der Praxeologie zu diskutieren. Anlass der Veranstaltung war die Feststellung, dass zwar bereits mehrere Publikationen über die Entwicklung der Praxistheorien im Allgemeinen und Weiterentwicklungen bestimmter Aspekte des Theorieentwurfs im Besonderen vorliegen, gleichzeitig jedoch ein grundsätzlicher Mangel an Erfahrung über die forschungspraktische Reichweite des praxeologischen Ansatzes zu konstatieren ist. Diesen Umstand nahmen wir zum Anlass, die Frage nach der Operationalisierbarkeit und damit der heuristischen Tragfähigkeit des praxeologischen Ansatzes zu stellen. In einer interdisziplinären Perspektive und ausgehend von unterschiedlichen Forschungsfragen wurden in den Workshop-Beiträgen die Anwendungsmöglichkeiten der Praxeologie ausgelotet. Diese Impulse haben nachgewirkt: Die Diskussionen des Workshops wurden weitergeführt, die Teilnehmerinnen und Teilnehmer haben ihre Überlegungen vorangetrieben. Den aktuellen Stand der Diskussion haben wir in diesem Band zusammengeführt, ohne dass damit deren Ende oder ein endgültiges Ergebnis erreicht sein soll.

Aufbauen konnten wir bei diesem Projekt auf einer mittlerweile langjährigen, intensiven und interdisziplinären Auseinandersetzung mit der Praxeologie, die wesentlich zurückgeht auf eine Kooperation zwischen der Heidelberger Graduiertenschule für Geistes- und Sozialwissenschaften (HGGS) und dem Sonderforschungsbereich 933 „Materiale Textkulturen. Materialität und Präsenz des Geschriebenen in non-typographischen Gesellschaften“. Aus dieser Zusammenarbeit ging nicht nur der erwähnte Workshop hervor, sondern auch ein Doktorandenseminar im Wintersemester 2011/2012 zum gleichen Thema, das Prof. Dr. Markus Hilgert und Prof. Dr. Günter Leypoldt leiteten. Ihrer Unterstützung gilt unser besonderer Dank. Ebenso danken wir dem Herausgeber und dem wissenschaftlichen Beirat für die Aufnahme des Bandes in die Reihe „Materiale Textkulturen“. Zu danken haben wir außerdem den Autorinnen und Autoren: Für die anregenden Diskussionen während des Workshops und für ihr Interesse, an diesem Band mitzuwirken; außerdem für ihre Bereitschaft, die gemeinsamen, theoretischen Bezugspunkte im Auge zu behalten und über die Bedeutung der eigenen Ergebnisse im Hinblick auf die Frage nach der Anwendbarkeit der Praxeologie kritisch zu reflektieren.

Friederike Elias, Albrecht Franz, Henning Murmann, Ulrich Wilhelm Weiser

Inhalt

Vorwort — V

Einleitung

Friederike Elias, Albrecht Franz, Henning Murmann, Ulrich Wilhelm Weiser
Hinführung zum Thema und Zusammenfassung der Beiträge — 3

Andreas Reckwitz
Die Materialisierung der Kultur — 13

Kapitel 1: Das praxeologische Akteursverständnis sowie der Begriff der Praktik

Aline Steinbrecher
„They do something“ – Ein praxeologischer Blick auf Hunde in der Vormoderne — 29

Christian Wille
Räume der Grenze – eine praxistheoretische Perspektive in den kulturwissenschaftlichen *Border Studies* — 53

Philipp Löffler
Was ist eine literarische Epoche? — 73

Burckhard Dücker
Vorbereitende Bemerkungen zu Theorie und Praxis einer performativen Literaturgeschichtsschreibung — 97

Günter Leypoldt
Die Produktion schwarzer Kultur aus praxeologischer Sicht — 129

Kapitel 2: Die Potentiale der Praxeologie für die Analyse der materiellen Dimension des Kulturellen

Markus Hilgert

Praxeologisch perspektivierte Artefaktanalysen des Geschriebenen — 149

Tobias Winnerling

Das Kräuterbuch als frühneuzeitliches Gebrauchs-Objekt? — 165

Nils Hallvard Korsvoll

The Thing in the Practice — 199

Ulla Tschida

Auf der Suche nach dem Artefakt — 219

Vorstellung der Autorinnen und Autoren — 243

Abbildungsverzeichnis — 247

Sachregister — 249

Personenregister — 250

Einleitung

Friederike Elias, Albrecht Franz, Henning Murmann,
Ulrich Wilhelm Weiser

Hinführung zum Thema und Zusammenfassung der Beiträge

„Praxeologie“ bezeichnet eine konzeptionelle Verdichtung praxistheoretischer Theorieansätze, die derzeit in den Kulturwissenschaften hoch im Kurs stehen. Sogar von einem neuen „Practice“ bzw. „Material Turn“ ist bereits die Rede.¹ In den letzten Jahren erschienen zahlreiche Publikationen, die sich vor allem aus soziologischer und kulturwissenschaftlicher Perspektive mit der Praxeologie auseinandersetzen, darunter Studien zur Theorieentwicklung, fachspezifische Adaptionen, aber auch bereits erste einführende Darstellungen.² Schon allein der Umfang praxeologischer Grundlagentexte und darauf basierender konzeptioneller bzw. disziplinärer Weiterentwicklungen macht deutlich: Die theoretischen Grundsteine sind gelegt. Im Kontrast dazu steht jedoch eine noch zögerliche empirische Anwendung der Praxeologie. Der vorliegende Band möchte daher nicht in erster Linie zur konzeptionellen Ausdifferenzierung des Ansatzes beitragen, sondern über den Stand, die Möglichkeiten und Grenzen seiner forschungspraktischen Anwendung Auskunft geben.

Entwickelt hat sich die Praxeologie aus einem Strang der Kulturtheorien, die sich von einem strukturalistischen, normativen Kulturverständnis abwenden und stattdessen die praktische Handhabung und Produktion von Kultur im Handeln der Akteure in den Vordergrund stellen. In den Fokus rücken somit konkrete Akteure und deren Praktiken. Damit ist jedoch keineswegs die Rehabilitation einer rationalistischen, individualistischen Handlungstheorie verbunden.³ Schließlich liegen die Ursprünge der Praxeologie in der Kulturtheorie. Ihr Ziel ist es, die performative, materielle Dimension der Produktion von Sinn zu erfassen, also den Beitrag von Praktiken zur sozialen Konstruktion von Wirklichkeit zu analysieren. Als Stichwortgeber und theoretische Referenz dienen der Praxeologie unter anderem die Arbeiten von Pierre Bourdieu, der etwa im Begriff des Habitus auf die Reproduktion kultureller Ordnungen durch implizit vollzogene, inkorporierte Praktiken verweist.⁴ Auch die Arbeiten der Cultural Studies flossen in die praxeologische Theoriebildung ein. Zu nennen wären hier insbesondere die Artefakt-Theorien und die Theorien des Performativen, wie sie etwa von Bruno Latour oder Judith Butler formuliert wurden.⁵ Wie sich in

1 Schatzki u. a. 2001; Reckwitz 2003, 282.

2 Vgl. u. a. Hilgert 2010; Hörning u. Reuter 2004; Reckwitz 2010; Schmidt 2012.

3 Schulz-Schaeffer 2010, 319.

4 Vgl. Bourdieu 1987, 105.

5 Vgl. zu den kulturtheoretischen Grundlagen der Praxeologie insbesondere Reckwitz 2003, 282ff.

diesen vielfältigen Wurzeln der Praxeologie bereits andeutet, geht aus ihnen selbst keine einheitliche Praxistheorie hervor, zu unterschiedlich sind die jeweiligen Forschungsabsichten, Gegenstände und Begriffe. Gleichzeitig weisen sie jedoch zentrale Gemeinsamkeiten auf, die sich zu einem praxeologischen Forschungsprogramm verdichten lassen.⁶ Dessen innovatives Potential lässt sich in drei Dimensionen zusammenfassen: Es liegt erstens in einem *neuen Konzept von Handeln*, damit verbunden, zweitens, in einer *Ausweitung des Akteursverständnisses* und drittens in den Möglichkeiten für die *Analyse der materialen Dimension des Kulturellen*. Mit diesen drei Dimensionen sind zugleich die zentralen Ansatzpunkte für die forschungspraktische Anwendung der Praxeologie benannt, auf die dieser Band Bezug nimmt.

Der Anspruch eines neuen, praxeologischen Handlungskonzepts kommt im Begriff der „Praxis“ zum Ausdruck. Die „Praktik“ als zentrale Kategorie des praxeologischen Ansatzes ersetzt explizit die „Handlung“. Schon auf der begrifflichen Ebene markiert die Praxeologie damit ihre Abwendung von „klassischen“ Handlungsmodellen im Sinne eines rational agierenden Homo Sociologicus bzw. Homo Oeconomicus.⁷ Statt des intendierten Handelns von Individuen rückt sie mit den Praktiken diejenigen Verhaltensakte in den Vordergrund, die auf routinisiertem, implizitem, nicht reflektiertem und kollektiv geteiltem Wissen beruhen. Damit verschiebt sich die Perspektive des Forschenden: Die Suche nach den Intentionen von Handeln oder die Bewertung von Handeln auf der Grundlage bestimmter Rationalitätsannahmen ist nicht mehr leitend. Nicht die Handlungsintention, sondern die Handlungsform steht im Fokus. Sie wurde bislang nicht systematisch in ihrer Bedeutung untersucht, obwohl so verstandene Praktiken als konstitutiver Bestandteil sozialer und kultureller Ordnungen gelten können. Denn kulturelle Ordnungen im Sinne sozialer Regeln, Wertmaßstäbe usw. reproduzieren sich häufig unreflektiert, ohne eindeutig bestimmbare individuelle Ziele und Absichten.

In diesem Konzept der Praktik ist außerdem eine Ausweitung des Akteursverständnisses angelegt. Praktiken besitzen eine materielle Dimension, sie beinhalten eine körperliche Performanz oder den Umgang mit Artefakten. Daher muss die Beziehung einer Praktik zum Körper oder zu Artefakten untersucht werden. Denn nicht allein die (menschlichen) Akteure sind Träger einer Praktik, sondern auch die Artefakte und Körper, „die vorhanden sein müssen, damit eine Praktik entstehen konnte und damit sie vollzogen und reproduziert werden kann.“⁸ Artefakte sind also als konstitutive Bestandteile, als Partizipanden einer Praktik zu verstehen.⁹ Dabei gehen viele praxeologische Ansätze nicht zwangsläufig so weit, den Artefakten *Agency* zuzumessen, sie im Sinne Bruno Latours als Aktanten zu verstehen und damit menschlichen

⁶ Vgl. dazu v. a. die Arbeiten von Andreas Reckwitz, z. B. Reckwitz 2003.

⁷ Vgl. zu dieser Abgrenzung Reckwitz 2004, 42f., sowie Schulz-Schaeffer 2010, 319ff.

⁸ Vgl. Reckwitz 2003, 291.

⁹ Vgl. Hörning 2001.

Akteuren gleichzustellen.¹⁰ Sie gehen vielmehr von einem sozialen Gebrauch der Artefakte aus, beziehen diese jedoch in ihrer konstitutiven Bedeutung für Praktiken ein. Aufgrund dieses im Begriff der Praxis erweiterten Akteursverständnisses ermöglicht die Praxeologie, das Nachdenken über Artefakte (hier analytisch verstanden: Sie können unbelebt oder auch belebt sein) in Kategorien von Objekten zu durchbrechen und diese in ihrer Eigenschaft als Partizipanden von Praktiken, im Hinblick auf ihre soziale Wirksamkeit zu befragen.

Auf diese beiden konzeptionellen Dimensionen der Praxeologie fokussieren die Beiträge im ersten Kapitel dieses Bandes. Darüber hinaus ermöglicht die skizzierte Neufassung des Handlungsbegriffs und des Akteursverständnisses eine Erweiterung kulturwissenschaftlicher Forschungsperspektiven um eine weitere Dimension, die Andreas Reckwitz in seinem Beitrag zu diesem Band als „Materialisierung des Kulturellen“ bezeichnet. Auf ihrer Grundlage kann das Materielle, etwa Artefakte oder eine körperliche Performanz, als eine ebenso konstitutive wie bislang vernachlässigte Dimension des Kulturellen der Analyse zugänglich gemacht werden. Auf diese zentrale Forschungsperspektive der Praxeologie scheint sich die Theorieentwicklung gegenwärtig zu verdichten. Neben den Beiträgen über die Anwendung und die Potentiale des praxeologischen Handlungs- und Akteursverständnisses befassen sich daher die Beiträge des zweiten Kapitels mit der analytischen Reichweite dieser Dimension der Praxeologie.

Die drei hier herausgearbeiteten Dimensionen des praxeologischen Ansatzes spiegeln freilich nicht dessen tatsächliche konzeptionelle Vielfalt und die Gesamtheit ihrer Anwendungsmöglichkeiten wider. Sie sind vielmehr ein erstes Ergebnis dieses Bandes, haben sie sich doch als die drei zentralen konzeptionellen Säulen herauskristallisiert, auf die die Autorinnen und Autoren für ihre Analysen jeweils zurückgreifen. Hier deutet sich bereits an, wie breit der Möglichkeitsraum bei der Anwendung der Praxeologie gespannt ist. Der Ansatz ist höchst variabel, was die Praxeologie gerade in interdisziplinärer Perspektive besonders anschlussfähig macht. Da es sich bei der Praxeologie nicht um eine geschlossene Theorie handelt, sondern um einen Strang der Kulturtheorie, der aus unterschiedlichen Fragen heraus geboren wurde, kann sie entsprechend unterschiedlich eingesetzt werden. So variiert beispielsweise, wie bereits skizziert, der Stellenwert von Artefakten zwischen dem Aktanten im Latour'schen Sinne und dem Partizipanden sozialer Praktiken, eine Position wie sie Karl Hörning formuliert hat.¹¹ Auch kann man den praxeologischen Ansatz nutzen, um nach der Stabilität, der Repetitivität von Praktiken zu fragen, oder auch um gerade

¹⁰ Vgl. zur praxeologischen Diskussion um das Verhältnis des Latour'schen Akteursverständnisses und einem Verständnis von Artefakten als Partizipanden, wie es Karl Hörning formuliert hat: Wieser 2004.

¹¹ Vgl. Hörning 2001.

deren Unberechenbarkeit und Widerständigkeit herauszuarbeiten.¹² In dieser konzeptionellen Offenheit mag man Beliebigkeit oder Potential sehen. Der Historiker Rüdiger Graf hat der Praxeologie in diesem Sinne vorgeworfen, gar keine Theorie zu sein, sondern lediglich eine „Anwendung des gesunden Menschenverstandes“.¹³ Die Frage nach dem theoretischen Gehalt der Praxeologie bzw. der Kohärenz ihrer Anwendung halten wir für hinfällig. In der Tat mag es sich bei der Anwendung der Praxeologie vielfach um eine perspektivische Verschiebung handeln, etwa eine Aufwertung der Akteure gegenüber häufig abstrakten Diskursen. Aber auch solch ein perspektivischer Wechsel hat durchaus seine Berechtigung und es ist hilfreich, sich dabei eines theoretischen Konzepts zu bedienen. Auf diese Weise kann beispielsweise angesichts neuer Forschungsgegenstände, etwa im Bereich der Untersuchung von Artefakten, die Praxeologie dazu beitragen, einen analytischen Zugang zu schaffen. Sie kann helfen, Verknüpfungen zwischen bislang einzeln stehenden Ergebnissen herzustellen und neue Fragen aufzuwerfen.

So vielfältig wie die Praxeologie selbst sind auch die in diesem Band versammelten Fallbeispiele und ihre Fragestellungen, die vor unterschiedlichen disziplinären Hintergründen ganz unterschiedlichen Forschungsproblemen nachgehen. Was sie zusammenhält, ist der skizzierte grundlegende „Kanon“ praxeologischer Begrifflichkeiten und Fragedimensionen. Die in diesem Band eingenommene interdisziplinäre Perspektive ist dennoch notwendigerweise mit verschiedenen Ansprüchen an den und Zugängen zum praxeologischen Ansatz verbunden, was sich etwa in unterschiedlichen Hierarchisierungen der praxeologischen Dimensionen und Begriffe niederschlägt. Das gilt unter anderem für das Verhältnis der Begriffe des „Sozialen“ und des „Kulturellen“. In kulturwissenschaftlicher Perspektive bilden die Genese, Stabilisierung und Veränderung kultureller Phänomene das Zentrum der praxeologischen Analyse. Im Gegensatz dazu ist beispielsweise in (kultur-)soziologischer Perspektive das „Soziale“ der analytische Fixpunkt, welches der Blick auf kulturelle Praktiken erklären soll. Darin ist jedoch nicht mangelnde theoretische Kohärenz zu sehen, sondern das Ergebnis einer interdisziplinär geführten Debatte um die Anwendungsmöglichkeiten der Praxeologie, in der die Diversität zur Reflexion der jeweils eigenen Grundannahmen und Konzepte anregt und damit hilft, Begriffe zu präzisieren und neue Perspektiven zu eröffnen. Neben der inhaltlichen Einführung in die Grundgedanken und Potentiale der Praxeologie ist daher an dieser Stelle – in aller Kürze und pragmatischen Bescheidenheit – allerdings auch eine Reflexion über die Möglichkeiten und Grenzen des Theoriegebrauchs in den Geistes- und Sozialwissenschaften angezeigt.

¹² Erstere Position stand beispielsweise bei Pierre Bourdieu im Vordergrund, letztere bei Judith Butler. Vgl. zur Differenz und Vereinbarkeit dieser beiden Positionen innerhalb der Praxeologie Reckwitz 2004, 40–54.

¹³ Vgl. Graf 2008, 122ff.

In der empirischen Anwendung der Praxeologie zeigt sich einmal mehr, dass sie keine „fertige“ Theorie darstellt, die einen präzisen Rahmen für die Analyse eines klar umrissenen Forschungsgegenstandes liefern könnte. Die in Abhängigkeit von der jeweiligen Fragestellung vorgenommenen Perspektivierungen der Praxeologie repräsentieren das ganze Spektrum der möglichen heuristischen Nutzung von Theorie in den Geistes- und Sozialwissenschaften. Sie kann als konzeptionelle Grundlage einer Forschungsabsicht der Explikation von Vorannahmen dienen, eine Perspektivierung der Herangehensweise begründen oder anleiten, zur Generierung von Fragen und Hypothesen dienen, einen begrifflichen und konzeptionellen Rahmen bei der Auswahl und Strukturierung des empirischen Materials bieten oder auch zur konzeptionellen Grundlage für die inhaltliche Analyse weiterentwickelt werden. Entsprechend variiert die analytische Reichweite des praxeologischen Ansatzes. Die unterschiedlichen Varianten des Theoriegebrauchs halten wir für legitim, liegen sie doch in der jeweiligen Forschungsabsicht begründet. Wenn auf der Grundlage des praxeologischen Ansatzes neue Fragen generiert, neue Gegenstände erschlossen werden können, ist das ein ausreichender Grund für ihre Anwendung. Fern jedes Dogmatismus hinsichtlich der „richtigen“ Anwendung von Theorie in den Geistes- und Sozialwissenschaften können der neuperspektivierte Handlungsbegriff der Praxeologie sowie die Ausweitung des Akteursverständnisses und der darauf gründende Zugang zur materiellen Dimension von Kultur eine hervorragende konzeptionelle Grundlage darstellen, um neue Fragestellungen und Hypothesen zu entwickeln und bislang unbeachtete oder vernachlässigte Forschungsgegenstände und Quellen der Analyse zugänglich zu machen. Ein neuer „Turn“ steht damit zwar vermutlich eher nicht vor der Tür – die Praxeologie steht klar in der Tradition des Cultural Turn, sie stellt in erster Linie eine Neuperspektivierung dar. Aber es soll in diesem Band auch nicht um die Praxeologie als den neuen Leitstern gehen, sondern um die Erprobung des Ansatzes auf ganz verschiedenen Gebieten der Geistes- und Sozialwissenschaften mit unterschiedlichsten Forschungsgegenständen. Auch weil die Entwicklung der Praxeologie selbst noch immer im Fluss ist, verstehen sich die Beiträge dieses Bandes als „work in progress“. Die Anwendung der Praxeologie kann zu einer theoretischen Konkretisierung und Schärfung beitragen, die Theorieentwicklung selbst steht jedoch nicht im Mittelpunkt.

Um so wichtiger ist es, einen theoretischen Anker zu setzen, der die praxeologischen Grundgedanken formuliert und ihre Potentiale programmatisch verdichtet. In seinem einleitenden Beitrag skizziert der Soziologe Andreas Reckwitz die Wurzeln der Praxeologie, um daraus ihre Weiterentwicklung im Hinblick auf die „Materialisierung der Kultur“ abzuleiten. Die zentralen Potentiale sieht Reckwitz im analytischen Zugriff auf die materielle Dimension kultureller Phänomene. Mit Hilfe des praxeologischen Ansatzes gelte es, ein Kulturverständnis zu stärken, das den häufigen Dualismus von Kultur und Struktur, Kulturalität und Materialität überwinden helfe. Aus Sicht von Reckwitz müssen praxeologische Konzepte daher speziell auf die Vernetzung zwischen diesen Dimensionen zugeschnitten sein. Dabei kann auf ein

vielfältiges theoretisches Fundament zurückgegriffen werden. Beispielhaft verweist Reckwitz hier auf die Medientheorie, die Akteur-Netzwerk-Theorie sowie die Erkenntnisse des Spatial Turn und des Affective Turn. In der gegenwärtigen Theorieentwicklung sieht Reckwitz eine zunehmende Materialisierung des Kulturellen angelegt. Dabei gehe es aber, im Gegensatz zu früheren materialistischen Ansätzen, gerade um den Versuch, den Dualismus zwischen Kulturalismus und Materialismus zu überwinden. Ausgehend von diesen theoretischen Grundlagen schlägt Reckwitz den Begriff des Sozialen als Brückenbegriff zur Verbindung von Materialität und Kultur vor. Als ein Überbegriff bezeichnet der von ihm konstituierte Begriff der „Sozialität“ dann einen strukturellen Komplex von Kulturellem und Materiellem. Andreas Reckwitz leistet damit einen Beitrag zur praxeologischen Neuakzentuierung des Kulturbegriffs im Zeichen der Materialität und liefert darüber hinaus einen Vorschlag zur konzeptionellen Verbindung von Kultur und Materialität.

Im Fokus des ersten Kapitels stehen die ersten beiden der genannten Dimensionen der Praxeologie: das praxeologische Akteursverständnis sowie der Begriff der Praktik. Die Historikerin Aline Steinbrecher nutzt in ihrem Beitrag das erweiterte Akteursverständnis der Praxeologie für die Tiergeschichte. Aus praxeologischer Perspektive verlieren Tiere ihren Objektstatus, werden in ihren Subjekteigenschaften wahrgenommen und können als eigenständige Akteure innerhalb sozialer Praktiken betrachtet werden. Steinbrecher veranschaulicht dies am Beispiel historischer Stadtansichten, die unter anderem Hundespaziergänge abbilden, sowie einer Anleitung zur Hundedressur. Hunde erscheinen darin als konstitutive Teilnehmer bzw. Mit-Gestaltende in einem Akteursduo Mensch-Hund. Dieses Duo zeichnet sich durch eine gemeinsame Performanz aus, sei es beim Spaziergang oder bei der Dressur. Hunde gestalten diese Praktiken nicht nur mit, sondern können diese sogar initiieren. Durch den praxeologischen Blick auf die Quellen kann sie auch die These widerlegen, es gäbe kein belastbares Material, um die Rolle von Tieren als Akteure untersuchen zu können – ausgehend von einem praxeologischen Handlungsbegriff wird ein Zugang zu einer Vielfalt an Quellen geschaffen.

Der Kulturwissenschaftler Christian Wille greift in seinem Aufsatz den Begriff der Praktik auf, um einen erweiterten Raumbegriff für die Border-Studies zu entwerfen. Sein Konzept formuliert Wille am Beispiel grenzüberschreitender Pendler. Ausgehend von einem sozial-konstitutiven Raumbegriff entwirft er mit Hilfe der Praxeologie eine Perspektive, um die Konstitution von Räumen aus dem wechselseitigen Verhältnis von Sinnzuschreibungen der Subjekte und der Lage von Artefakten und Körpern erklären zu können – und damit abseits nationalstaatlicher Grenzziehungen. Mit Hilfe der von Wille formulierten Dimensionen einer praxeologischen Raumanalyse können neue Frageperspektiven entwickelt sowie Zugänge zur Beschreibung und Analyse von Grenzräumen geschaffen werden. Im Vordergrund steht dabei das von den Grenzpendlern in actu, über ihre körperlichen Praktiken performativ hervorgebrachte Wissen über Raum.

Aus der Sicht des Anglisten arbeitet Philipp Löffler die Potentiale des Praxis-Begriffs für eine Neuformulierung literaturgeschichtlicher Epochen und für die Erklärung literarischen Wandels heraus. Das literarische Schreiben kann Löffler zufolge als eine Praktik bzw. als eine „skillful performance“ verstanden werden. Statt abstrakter Gattungs- bzw. Epochenmerkmale rücken damit die konkreten Akteure und die Bedingungen der literarischen Produktion in den Vordergrund. Literaturgeschichte muss sich in diesem Sinne mit historisch spezifischen Lese- und Schreibgemeinschaften befassen und deren dynamische Ko-Existenz beschreiben. Mit Hilfe dieser praxeologischen Perspektive lassen sich Löffler zufolge gewisse Defizite bisheriger literaturgeschichtlicher Epochenzuweisungen (unter anderem die zwangsläufige Vereinfachung, die mit Bezeichnungen wie „Postmoderne“ einhergeht) beheben.

Die wissenschaftliche Literaturgeschichtsschreibung reflektiert auch der Germanist Burckhard Dücker. In seinem Beitrag entwirft er die Programmatik einer performativen Literaturgeschichte. Eine so ausgerichtete Literaturgeschichtsschreibung muss sowohl die Texte als auch literarische Praktiken bzw. literaturbezogene Handlungen berücksichtigen. Neben deutungsbezogenen Handlungen (Rezension eines Textes, literaturwissenschaftliche Forschung usw.) rücken dabei verstärkt objektbezogene Handlungen (wie z. B. die Gestaltung eines Buches) und personenbezogene Handlungen (z. B. Literaturpreisverleihungen) in den Blick. Zudem stellt die performative Literaturgeschichte Fragen zu den gesellschaftlichen Funktionen, die literaturbezogenen Praktiken, wie beispielsweise der Praktik des Lesens oder des literarischen Schreibens, zukommen.

In seinem Beitrag über „Die Produktion schwarzer Kultur aus praxeologischer Sicht“ greift der Anglist Günter Leypoldt ebenfalls den Praxis-Begriff auf: Er fokussiert auf die Diskurspraktiken, die zur Konstitution einer schwarzen Kultur in den USA beigetragen haben. Dabei zeigt er auf, welche eigenen und fremden Diskurse und damit verbundenen Praktiken bei der afroamerikanischen Bevölkerung und in der amerikanischen Kultur eine Abgrenzung bewirkten bzw. verstärkten. In den Fokus stellt er dabei diskursive Praktiken und gleichzeitig die diskursive Verarbeitung von Praktiken und Performanz. Auf praxeologischer Grundlage zeichnet er auf diese Weise ein differenziertes Bild der diskursiven Genese schwarzer Kultur, das äußere wie innere Zuschreibungen umfasst und den Blick auf performative Zuschreibungen, die theoretische Verabsolutierung von Praktiken einerseits und deren Idealisierung andererseits lenkt.

Die Beiträge dieses Kapitels machen damit deutlich, welche Potentiale für neue Fragestellungen, analytische Zugänge zu Quellen und Untersuchungsgegenständen durch das veränderte Handlungskonzept und das erweiterte Akteursverständnis erschlossen werden können.

Im zweiten Kapitel des Bandes stehen die Potentiale der Praxeologie für die Analyse der materiellen Dimension des Kulturellen im Vordergrund. Auf die Begriffe „Materialität“ und „Artefakt“ fokussiert Markus Hilgert in seinem Beitrag über die Konzeption einer „Text-Anthropologie“. „Der Begriff ‚Artefakt‘ bezeichnet hier ein all-

gemein kulturell modifiziertes Objekt, jegliches durch direkte menschliche oder technische Einwirkung entstandene Produkt oder Phänomen einschließlich fester Installationen, wie etwa Bauwerke.“¹⁴ Die „Materialität“ ist im Hilgertschen Ansatz der Überbegriff für die „konkret erfahrbaren, physischen Eigenschaften der Artefakte“¹⁵. Innerhalb eines Objekt-Akteurs-Netzwerks erlaubt die Materialität des Artefakts, so Hilgert, über seine „Angebotsstruktur“ (Affordance) Rückschlüsse auf seine handlungswirksame Effektivität und somit auf die daran vollzogenen Praktiken. Die so konzipierte Herangehensweise an schriftliche Hinterlassenschaften soll die Lücke, die die Akteure hinterlassen haben, zumindest ansatzweise füllen.

Den Vorschlag einer solchen Form der Artefakt-Analyse nehmen auch der Historiker Tobias Winnerling und der Religionswissenschaftler Nils Korsvoll in ihren Beiträgen auf, setzen ihn allerdings in unterschiedlicher Weise um. Winnerling führt eine Artefakt-Analyse im engeren Sinne durch, wenn er sich auf die materialen Aspekte frühneuzeitlicher Kräuterbücher konzentriert, um dadurch Rückschlüsse auf die Anwendungspraktiken von Schriftquellen ziehen zu können. Korsvoll hingegen stellt mit antiken Lampen die Bedeutung des Artefakts selbst in den Mittelpunkt, die aus einer Erweiterung seiner Nutzungsmöglichkeiten im Kontext religiöser Rituale entsteht. Dadurch gelingt es ihm, die Praxis der Nutzung eines Artefakts über dessen ursprüngliche Funktion hinaus plausibel nachzuzeichnen. Beide Ansätze treffen sich bei der konkreten Betrachtung der Nutzungsspuren an den Artefakten. Deren Fehlen nimmt Winnerling zum Anlass für die These, dass großformatige Kräuterbücher eher repräsentativen Zwecken dienten als der ursprünglichen Nutzung zur Bestimmung von Kräutern in der Natur. Korsvoll hingegen kann einer Vielzahl von antiken Lampen eine Bedeutung über ihre grundsätzliche Funktion hinaus zuweisen, was er durch Heranziehung der künstlerischen Gestaltung entsprechender archäologischer Funde untermauert. Beide Beiträge zeigen, dass es möglich ist, sich durch die Artefaktanalyse der Beziehung zwischen Artefakt und Akteur und dadurch auch deren Praktiken anzunähern. Die Dimension der Praktiken führt zu neuen, gut begründeten Hypothesen über die tatsächliche Nutzung des Artefakts.

Dieser Ansatz bietet auch Anknüpfungspunkte für die Sozialwissenschaften, wie der Beitrag der Literatur- und Informationswissenschaftlerin Ulla Tschida aus dem Bereich Technikforschung zeigt. Allerdings sieht die Autorin in diesem Fall klare Grenzen der Anwendungsmöglichkeiten. Die Frage, ob sich eine Artefakt-Analyse und daraus abzuleitende Praktiken auf virtuelle Forschungsumgebungen anwenden lassen, die sowohl durch ihre Instabilität als auch durch ihre Immaterialität gekennzeichnet sind, sieht sie skeptisch. Die Autorinnen und Autoren kommen also zu durchaus unterschiedlichen Einschätzungen bezüglich der Operationalisierbarkeit und dem Nutzen der Praxeologie. Während Tschida grundlegende theoretische Probleme

¹⁴ Hilgert 2010, 87, Fußnote 2.

¹⁵ Ebd., 98.

aufdeckt (auch sie nutzt eine konzeptionelle Erweiterung der Praxeologie durch das Konzept der „Affordances“) und bezüglich deren Auflösung mangelnde Anschlussfähigkeit bemängelt, zieht Korsvoll einen anderen Ansatz heran, die Blending-Theory, um die praxeologische Artefaktanalyse zu operationalisieren. Ausgehend von diesem geteilten Urteil lässt sich festhalten, dass der Wert der Praxeologie in Bezug auf die Analyse von Materialität in erster Linie in einer Aufwertung des Artefakts als Objekt oder Auslöser von Handlungen besteht. Nicht nur der Inhalt von Textquellen ist von Bedeutung, sondern auch das Artefakt, das Text in sich tragen, aber auch textunabhängige Praktiken ermöglichen kann. Es verlagert sich der Fokus, der klassisch eher auf dem Quellenproduzenten liegt, hin zum Quellenrezipienten.

Diese erste interdisziplinäre Vermessung der forschungspraktischen Möglichkeiten des praxeologischen Ansatzes hat eine ganze Bandbreite möglicher Anwendungsfelder offenbart. Auf den ersten Blick scheint sich das praxeologische Forschungsprogramm darin eher aufzulösen, als zu verdichten. Auf den zweiten Blick belegen jedoch gerade die Vielfalt der Anwendungsmöglichkeiten, die konzeptionelle Offenheit und die Erweiterungsfähigkeit das heuristische Potential der Praxeologie. Sie bietet die konzeptionelle Grundlage für eine Neuperspektivierung kulturwissenschaftlicher Forschung auf zahlreichen Feldern, die gängige Vorstellungen von Akteuren, Handeln und dem Stellenwert von Artefakten überwinden hilft und so neue Fragestellungen ermöglicht.

Literaturverzeichnis

- Bourdieu (1987): Pierre Bourdieu, *Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft*. Übersetzt von Günter Seib, Frankfurt am Main.
- Graf (2008): Rüdiger Graf, „Was macht die Theorie in der Geschichte? ‚Praxeologie‘ als Anwendung des ‚gesunden Menschenverstandes‘“, in: Jens Hacke u. Matthias Pohlig (Hgg.), *Theorie in der Geschichtswissenschaft. Einblicke in die Praxis historischen Forschens*, Frankfurt am Main u. a., 109–130.
- Hilgert (2010): Markus Hilgert, „Text-Anthropologie“. Die Erforschung von Materialität und Präsenz des Geschriebenen als hermeneutische Strategie“, *Mitteilungen der Deutschen Orient-Gesellschaft* 142, 87–126.
- Hörning (2001): Karl H. Hörning, *Experten des Alltags. Die Wiederentdeckung praktischen Wissens*, Weilerswist.
- Hörning u. Reuter (2004): Karl H. Hörning u. Julia Reuter (Hgg.), *Doing Culture. Neue Positionen zum Verhältnis von Kultur und sozialer Praxis*, Bielefeld.
- Reckwitz (2003): Andreas Reckwitz, „Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken. Eine sozial-theoretische Perspektive“, *Zeitschrift für Soziologie* 32 (4), 282–301.
- Reckwitz (2004): Andreas Reckwitz, „Die Reproduktion und die Subversion sozialer Praktiken. Zugleich ein Kommentar zu Pierre Bourdieu und Judith Butler“, in: Karl H. Hörning u. Julia Reuter (Hgg.), *Doing Culture. Neue Positionen zum Verhältnis von Kultur und sozialer Praxis*, Bielefeld, 40–54.

- Reckwitz (2010): Andreas Reckwitz, „Auf dem Weg zu einer kultursoziologischen Analytik zwischen Praxeologie und Poststrukturalismus“, in: Monika Wohlrab-Sahr (Hg.), *Kultursoziologie. Paradigmen – Methoden – Fragestellungen*, Wiesbaden, 179–205.
- Schatzki u. a. (2001): Theodore Schatzki, Karin Knorr Cetina u. Eike von Savigny (Hgg.), *The Practice Turn in Contemporary Theory*, London u. a.
- Schmidt (2012): Robert Schmidt, *Soziologie der Praktiken. Konzeptionelle Studien und empirische Analysen*, Berlin.
- Schulz-Schaeffer (2010): Ingo Schulz-Schaeffer, „Praxis, handlungstheoretisch betrachtet“, *Zeitschrift für Soziologie* 39 (4), 319–336.
- Wieser (2004): Matthias Wieser, „Inmitten der Dinge. Zum Verhältnis von sozialen Praktiken und Artefakten“, in: Karl H. Hörning u. Julia Reuter (Hgg.), *Doing Culture. Neue Positionen zum Verhältnis von Kultur und sozialer Praxis*, Bielefeld, 92–107.

Andreas Reckwitz

Die Materialisierung der Kultur

Theorieentwicklungen in den Humanwissenschaften lassen sich nur mit Mühe im laufenden Prozess abschätzen. Zu einfach können kurzfristige Akzentverschiebungen als grundsätzliche Transformationen verklärt, zu leicht können umgekehrt elementare und fruchtbare Blickverschiebungen als kurzatmige Moden abgetan werden. Es ist ein Allgemeinplatz, dass es *ex post* sehr viel leichter fällt, Paradigmenwechsel auszumachen. Trotz dieser Vorsichtshaltung gegenüber der Diagnose langfristiger konzeptueller Entwicklungen will ich eine solche Diagnose versuchen. Meine Kernthese lautet, dass die kulturtheoretischen und kulturwissenschaftlichen Begriffssysteme, deren Verbreitung wir seit den 1970er Jahren in den Sozial- und Geisteswissenschaften international erleben, sich seit einiger Zeit grundsätzlich neu positionieren: Es findet zunehmend eine *Materialisierung des Kulturellen* statt. Auf verschiedensten und zunächst scheinbar kaum miteinander zusammenhängenden Ebenen sind die Kulturwissenschaften dabei, *Materialitäten* zu entdecken und deren notwendige Verquickung und Vernetzung mit jenem Sinnhaften und Symbolischen, das klassischerweise als die Sphäre des Kulturellen wahrgenommen wurde. Ein aktueller Theoretiker, der diese Materialisierung prominent gefördert und gefordert hat, ist Bruno Latour mit seiner Akteur-Netzwerk-Theorie¹. Die Materialisierungsbewegungen gehen aber weit über diese spezielle Richtung hinaus. Es handelt sich dabei auch nicht um ein weiteres, zusätzliches Themengebiet der Kulturwissenschaften, das hier erschlossen würde, sondern um eine grundsätzliche Rekonfiguration der Perspektive der Kulturtheorien und Kulturwissenschaften. Zugleich erscheint diese Rekonfiguration paradox: Hatten sich Kulturtheorien nicht gerade in Opposition zu materialistischen Ansätzen gebildet? Riskiert eine solche Wendung einen Rückfall in den theoretischen Materialismus?

Ich würde dagegen die These vertreten, dass es sich bei den gegenwärtigen Materialisierungen des Kulturellen größtenteils um tastende Versuche handelt, den Dualismus zwischen Kulturalismus und Materialismus zu überwinden und damit gerade nicht die Analyseperspektiven der Kulturwissenschaften wieder zu verengen, sondern sie zu erweitern. Dieser Weg scheint momentan jedoch in vielerlei Hinsicht noch unbefestigt. Ich will in mehreren Schritten vorgehen, um diese Transformation des theoretischen Feldes zu sondieren: Zu Anfang rekapituliere ich die klassische Version des Cultural Turn als Ausgangsposition und zeige, wie er implizit auf der alten Struktur-Kultur-Differenz aufbaut. Anschließend gehe ich auf mehrere aktuelle Theorieentwicklungen ein, die ich allesamt als Beiträge zur Materialisierung des

1 Vgl. Latour 1991.

Kulturellen in den neueren Kulturtheorien interpretiere: zunächst die Medientheorien, dann die Artefakttheorien, den *spatial turn* und den *affective turn*. Schließlich eruiere ich allgemeiner, in welche Richtung ein dritter Weg zwischen Kulturalismus und Materialismus gehen könnte und schlage dabei Leitkonzepte vor, deren Besonderheit darin besteht, dass sie sich von vornherein auf das Geflecht von sinnhaften und nicht-sinnhaften Elementen gleichermaßen beziehen, ohne dass zwischen diesen kausale Relationen vorausgesetzt würden.

(1) Der Cultural Turn in den Sozial- und Geisteswissenschaften ist selbst bereits ein Ereignis der Wissenschaftsgeschichte, auch wenn wir uns gegenwärtig weiterhin in vieler Hinsicht in seinem Horizont bewegen.² Natürlich gibt es nicht *den* Cultural Turn, sondern es handelt sich bei der Diagnose einer solchen Wende um ein dramatisierendes Narrativ der Wissenschaftsentwicklung. Der Cultural Turn seit den 1970er Jahren hat unterschiedliche humanwissenschaftliche Disziplinen je nach Ausgangsposition und Vorgeschichte in verschiedener Weise berührt. In der Soziologie etwa bedeutet er nicht das Gleiche wie in der Geschichtswissenschaft, in den Literaturwissenschaften, in der Ethnologie oder der Volkskunde. Zentral sind hier jeweils die Antipoden: Die kulturwissenschaftlichen Soziologien wenden sich gegen den Strukturbias der Mainstream-Soziologie, gegen die Modernisierungstheorien, gegen die Dominanz quantitativer Methoden; die kulturwissenschaftliche Literaturwissenschaft gegen die Zentrierung auf die Immanenz von Texten als isolierten Einheiten, gegen deren Enthistorisierung und Formalisierung, gegen die Fixierung des Literarischen; die kulturwissenschaftliche Geschichtswissenschaft positioniert sich gegen die Sozialgeschichte – ähnliche Antagonismen ließen sich für alle Disziplinen herausarbeiten. In ihnen allen kann der Cultural Turn auf disziplinspezifische Vorläufer zurückgreifen – etwa in der Kulturgeschichte oder Kultursoziologie –, er teilt jedoch auch disziplinenübergreifend bestimmte gemeinsame Referenzautoren. Von besonderer Relevanz scheinen hier Autoren, die den Strukturalismus und die Semiotik weiterentwickelt haben: Foucault, Derrida, Bourdieu, Autoren aus den Bereichen Gender Theory und Post-Colonial Theory.

Wenn man den Cultural Turn auf einen Kerngedanken festlegen will, dann ist es der einer sinnhaften, symbolischen oder semiotisch-differenziellen Konstitution der Wirklichkeit.³ Kultur bezeichnet in diesem Kontext dann nicht mehr wie im Rahmen des normativen Kulturbegriffs eine normativ herausgehobene Lebensweise, nicht mehr wie im differenzierungstheoretischen Kulturbegriff einen Teilbereich der Gesellschaft, der sich auf das Kulturelle spezialisiert hat, und auch nicht wie im Falle eines holistischen Kulturverständnisses das Insgesamt von Lebensformen als Komplexen von Verhaltensweisen. Im Rahmen eines bedeutungsorientierten Kulturbegriffs ver-

² Vgl. Reckwitz 2008a; Bachmann-Medick 2006.

³ Vgl. Reckwitz 2000.

weist Kultur vielmehr auf jene Ebene der Unterscheidungen, der Klassifikationssysteme, vor deren Hintergrund den Dingen auf spezifische Weise Bedeutungen zugeschrieben und auch Verhaltensweisen und Formen des Sozialen erst realisiert werden, so dass ihnen für die Akteure erst eine Intelligibilität und Selbstverständlichkeit zukommt. Der Cultural Turn entwickelt damit eine grundsätzliche Kontingenzzperspektive auf menschliches Verhalten und dessen Produkte: Diese könnten immer auch anders sein, sind aber so, wie sie sind, vor dem Hintergrund der jeweiligen impliziten Wissensordnungen, deren Struktur und praktische Anwendung damit im Zentrum des kulturwissenschaftlichen Interesses stehen.

Theoriehistorisch ist diese kulturtheoretische Perspektive keine Erfindung des 20. Jahrhunderts, sondern sie verarbeitet letztlich ein kantianisches Erbe. Die Idee der Konstitution der menschlichen Welt durch Kategorien des Bewusstseins, wie sie Kant theoretisiert, wird jedoch in den Kulturtheorien in zweierlei Hinsicht umakzentuiert: Im Kern wird der Gedanke der Konstitution der Wirklichkeit durch menschliche Kategoriensysteme von der geistig-kognitiven Ebene des Mentalen und der Mentalitäten gelöst und auf die Prozesse der praktischen Verwendung, Bildung und Umbildung der Klassifikationen und Repräsentationen im Handeln bezogen, auf das, was Stuart Hall die *signifying practices* nennt – seien es diskursive Praktiken im engeren Sinne, seien es nicht-diskursive Praktiken, die gleichwohl von impliziten Wissensordnungen abhängen. Zugleich und damit zusammenhängend, tendieren die Kulturtheorien im Unterschied zum Kantianismus zu einer mehr oder minder radikalen Entuniversalisierung der kulturellen Klassifikationssysteme, die auf der Zeitebene historisiert und auf der Raumbene lokalisiert werden.

Wogegen sich diese Wende zur Kulturtheorie richtet, wird im Kontext der Soziologie besonders deutlich: Der eigentliche Gegner ist die klassische Basis-Überbau-Unterscheidung, die in der abstrakteren Version der Struktur-Kultur-Unterscheidung in seiner Wirksamkeit weit über das Marx'sche Erbe hinausgeht. In der klassischen Basis-Überbau- wie in der abstrakteren Struktur-Kultur-Unterscheidung wurden und werden jene kulturellen Klassifikations- und Unterscheidungssysteme, von denen der Cultural Turn ausgeht, regelmäßig auf ein *Explanandum* reduziert, auf eine Einheit, deren immanente Ordnung und Entstehung ihrerseits einer Erklärung bedarf.⁴ Dieses Erklärungsschema greift dann auf der Suche nach einem geeigneten Explanans auf die gesellschaftliche ‚Basis‘ und deren ‚Strukturen‘ zurück. Der entscheidende Unterschied zwischen Basis und Überbau bzw. Struktur und Kultur soll dieser klassischen Unterscheidung zufolge in der immanenten Sinnhaftigkeit letzterer zu suchen sein: Auch Kultur erscheint hier strukturiert, aber so, dass sie – mit Max Weber gesprochen – einen ‚Sinnzusammenhang‘ bildet. Die gesellschaftlichen Basisstrukturen bieten hingegen für die sozialen Teilnehmer keinen Sinnzusammenhang, ihnen kommt vielmehr die Eigenschaft einer objektiven und in dieser Objektivität

4 Vgl. auch Reckwitz 2008b.

wirkungsmächtigen Ordnung zu, die als notwendige (oder sogar als hinreichende) Bedingung für die Entstehung und die immanente Struktur von kulturellen Formationen interpretiert werden kann. Das Struktur-Kultur-Erklärungsmuster, das bis in die Gegenwart hinein in der Soziologie von Einfluss ist, gibt sich so lange nicht zufrieden, wie es kulturelle Formationen nicht auf eine objektiv geordnete Konstellation ‚zurückgeführt‘ hat. Die klassische Form dieser Struktur-Kultur-Erklärung findet sich nicht nur in Marx' Historischem Materialismus, sondern auch – und für die Sozialwissenschaften noch einflussreicher – in Durkheims Theorie sozialer Differenzierung. Wenn man näher fragt, welcher Art diese kulturbedingende Basis oder Struktur denn sein soll, erhält man – den beiden Traditionen folgend – regelmäßig zwei Antworten: Entweder die Kultur wird zurückgeführt auf ein bestimmtes gesellschaftliches Teilsystem, nämlich die Ökonomie (einschließlich ihrer technologischen Voraussetzungen), oder aber es sind letztlich soziale Differenzierungsformen – funktionaler oder stratifikatorischer Art –, die die Basis des Überbaus bilden sollen.

Kulturtheoretische Argumentationen haben nun dieses Struktur-Kultur-Schema einer grundsätzlichen und im Kern berechtigten Kritik unterzogen. Es ist jedoch zentral zu erkennen, dass sie diese Struktur-Kultur-Unterscheidung meistens weniger aufgelöst als exakt umgekehrt haben: Nun sind es die kulturellen Klassifikationssysteme, die über Diskurse und Praktiken erst definieren und regulieren, welche menschlichen Verhaltensweisen – inklusive ökonomischer oder Differenzierungsformen – überhaupt möglich sind, welche Gestalt auch scheinbar vorkulturelle Entitäten wie Natur, Rasse oder Geschlecht innerhalb der sozialen Praxis annehmen können. Der frühere Überbau verwandelt sich nun in die eigentliche Basis, die bisherige Basis findet sich als Überbau wieder, der ‚kulturell konstruiert‘ ist. Diese kulturtheoretische Umkehrung der Struktur-Kultur-Unterscheidung hat es ermöglicht, die Voraussetzung vorkultureller Strukturen und ihrer kausalen Wirkung überzeugend zu kritisieren. Sie hat auch ein weites, heuristisch fruchtbares Feld der Analyse der kulturellen Konstitution sämtlicher sozialer Bereiche – inklusive des menschlichen Umgangs mit der Natur, der Technik oder dem eigenen Körper – erschlossen.

Trotzdem ist die Theorieentwicklung hier nicht an ein Ende geraten. In den letzten Jahren haben sich in den Humanwissenschaften vielmehr mehrere Tendenzen herauskristallisiert, die sich aus dem Unbehagen ergeben, sich auf die Analyse der immanenten Formen von Wissensordnungen zu beschränken. Diese Tendenzen haben das Verhältnis zwischen dem Kulturellen und dem Materiellen erneut auf die Agenda gesetzt – und zwar nicht nur als ein Theorieproblem, sondern auch und gerade als ein Problem der empirischen Analyse. Hier wird eine Materialisierung des Kulturellen betrieben, ohne dass dies zwangsläufig ein erneutes Umkippen der Basis-Überbau-Unterscheidung zugunsten der vorgeblich nicht-sinnhaften strukturellen Basis bedeuten würde. Ich will exemplarisch vier kulturwissenschaftliche Ansätze, die auf den ersten Blick kaum Gemeinsamkeiten miteinander zu haben scheinen, als solche Tendenzen interpretieren, die letztlich eine Materialisierung des Kulturellen forcieren.

(2) Als erstes sind hier die Medientheorien zu nennen. Die Analyse von Medien – Texten im Medium der Schriftlichkeit, die ganze historische Diskursräume bilden, Produkte der visuellen Medien, die sich semiotisch, diskursanalytisch oder interpretativ-rezeptionsanalytisch rekonstruieren lassen – macht disziplinenübergreifend ein zentrales Segment kulturwissenschaftlicher Analytik aus, und das nicht ohne Grund: Seit der Entstehung der Hochkulturen bilden über die alltägliche mündliche Kommunikation und die stummen Praktiken hinaus die Verbreitungs- und Kommunikationsmedien einen gesellschaftlichen Knotenpunkt für die Produktion, Zirkulation und Rezeption spezifischer Klassifikations- und Unterscheidungssysteme. Aber die Medientheorien, im neueren Sinne als Theorien der Medientechnologien verstanden, haben hier eine grundsätzlich verschobene Perspektive auf die Medien eröffnet, für die in der deutschen Diskussion der 1980 von Friedrich Kittler herausgegebene Band zur *Austreibung des Geistes aus den Geisteswissenschaften* die Initialzündung liefert.⁵ Diese Theorien der Medientechnologien haben mannigfache Vorläufer von Walter Benjamin⁶ bis Marshall McLuhan⁷. Auch die Analysen zur Differenz von Mündlichkeit und Schriftlichkeit⁸ sowie die Arbeiten zu den Folgen der technischen Reproduktion von Visualität⁹ und den Auswirkungen der digitalen Apparaturen¹⁰ sind in diesen Zusammenhang einzuordnen. Das zentrale Argument der Medientechnologiekritik lautet, dass Medien nicht auf Diskurse oder Zeichensysteme zu reduzieren sind, sondern dass sie in ihrer Eigenschaft als technische Apparaturen beeinflussen, welche Form der Kommunikation bzw. der Wahrnehmung jenseits spezifischer Inhalte im Rahmen eines bestimmten Mediums überhaupt möglich ist. Die klassische kulturwissenschaftliche Analyse der Medien sei – selbst wenn sie strukturalistisch orientiert war – auf die Inhaltsebene fixiert geblieben, während es nun auch darum gehen muss, wie die jeweilige mediale Apparatur im Rahmen spezifischer medialer Praktiken Perzeptions- und Kommunikationsformen limitiert und induziert. Es geht also um eine Analyse des Arrangements der Artefakte, die die Medien – seien es die Schriftzeichen, die bewegten Bilder oder die digital produzierten Items im Internet – jeweils bilden und um die Frage, welche *signifying practices* sich an diese Artefaktkonstellationen koppeln.

Hier finden sich Parallelen zu einem zweiten materialistischen Impuls innerhalb der Kulturwissenschaften: den *science and technology studies*, aus denen heraus die Akteur-Netzwerk-Theorie entstanden ist. Es ist die Akteur-Netzwerk-Theorie, die die Materialisierung des Kulturellen am offensivsten vertritt. Die *science and technology*

⁵ Vgl. auch Kittler 1985.

⁶ Vgl. Benjamin 1936.

⁷ Vgl. McLuhan 1994; ders. 1995.

⁸ Vgl. Ong 2000.

⁹ Vgl. Crary 2002.

¹⁰ Manovich 2001.

studies der späten 1970er Jahre, die mit dem sog. *strong programme* der Edinburgh School der Wissenssoziologie eng verbunden war, lassen sich zunächst als Speerspitze des Sozialkonstruktivismus verstehen.¹¹ Sie radikalisierten die kulturtheoretische Grundidee der sinnhaften Konstitution des Sozialen dadurch, dass sie diese nun konsequent auf die Produktion wissenschaftlichen Wissens in den Naturwissenschaften übertragen. Mit Autoren wie Bruno Latour¹², John Law¹³, Michel Callon¹⁴ und anderen hat sich die Stoßrichtung der Argumentation jedoch grundsätzlich verändert und wendet sich nun gegen den Sozialkonstruktivismus selbst. Latour folgend, erscheint es gerade als ein zentrales Problem, natürliche Entitäten oder technische Artefakte auf ihre symbolische Repräsentation zu reduzieren. Im Rahmen einer symmetrischen Anthropologie müsse die kategoriale Separierung zwischen einer sinnhaften, kulturellen Welt und einer vorsinnhaften, natürlich-technischen Welt vielmehr überwunden werden – und damit beide Versionen des Basis-Überbau-Erklärungsschemas, sowohl die kausale Ableitung der Kultur aus der Struktur – der Natur, Technologie, sozialen Formen etc. – als auch die Reduktion der Materialität auf ihre symbolische Repräsentation. Latours eigenes Alternativvokabular zur Überwindung des Dualismus ist selbst sehr zurückhaltend und um das Konzept variabler ‚Aktanten‘ zentriert, die in den Netzwerken des Sozialen gegenseitig aufeinander Einfluss nehmen. Elementar ist in diesem Zusammenhang auch der Begriff des ‚Hybriden‘, des ‚Quasi-Objekts‘ im Sinne von Michel Serres, das als materiell und kulturell zugleich gedacht werden muss. Auch wenn das Vokabular Latours in mancher Hinsicht unausgearbeitet bleibt, scheint das heuristische Potential der Akteur-Netzwerk-Theorie enorm, wenn man neuere Studien aus derart diversen Bereichen wie der Architektursoziologie, der Organisations- und der Kunstsoziologie zu Rate zieht, die damit weit über die *science and technology studies* hinausgehen.¹⁵ Die Sozialwissenschaften ‚entdecken‘ hier für alle möglichen sozialen Felder die Artefakte, die Ding-Konstellationen, die in semiotische Netzwerke eingebunden sind und notwendige Voraussetzungen für soziale Praktiken liefern, an denen sie partizipieren. Die ANT-Perspektive schließt somit in mancher Hinsicht an die sog. *material culture studies* in der Kulturanthropologie an,¹⁶ radikalisiert diese jedoch, indem die Dingwelt nicht nur als Sphäre von Gebrauchsobjekten sichtbar wird, sondern auch als konstitutive Voraussetzung für soziale Praktiken.

Die Akteur-Netzwerk-Theorie betreibt die Materialisierung des Kulturellen am offensivsten und am systematischsten. Ich würde jedoch auch zwei auf den ersten

¹¹ Vgl. Barnes u. Bloor 1982; Latour u. Woolgar 1979.

¹² Vgl. Latour 1988; ders. 1995.

¹³ Vgl. Law u. Williams 1982.

¹⁴ Vgl. Callon 1980.

¹⁵ Vgl. Latour u. Yaneva 2008; Roberts 2012; Hensel 2012.

¹⁶ Vgl. Hicks 2010.

Blick ganz anders orientierte neuere kulturwissenschaftliche Analyseprogramme als Bestandteile dieser Tendenz interpretieren: den sogenannten *spatial turn* und den sogenannten *affective turn* in den Kulturwissenschaften. Die Wende zum Raum in den Kulturwissenschaften seit der zweiten Hälfte der 1990er Jahre hat sich mittlerweile etabliert und motiviert eine Fülle empirischer Analysen in der Geschichtswissenschaft, der Soziologie oder der Ethnologie.¹⁷ Die Raumtheorien, die hier verarbeitet werden, sind zwar heterogen, aber sie teilen eine doppelte Kritik an einem subjektivistischen wie an einem objektivistischen Raumverständnis. Als dritter Weg wird beiden eine praxeologische Raumanalyse entgegengesetzt, die vor allem an Henri Lefèbvre anknüpft.¹⁸ Man kann nun den objektivistischen und den subjektivistischen Raumbegriff als die beiden antagonistischen Versionen einer raumtheoretischen Version der Struktur-Kultur-Differenz deuten: Für den objektivistischen Raumbegriff, das Container-Verständnis des Raums, ist Räumlichkeit eine natürliche Voraussetzung jeglichen Handelns, die er etwa in Form naturräumlicher Gegebenheiten ausmacht. Der subjektivistische Raumbegriff antwortet mit einer radikalen Kulturalisierung, so dass der Raum von kulturell spezifischen Raumklassifikationssystemen abhängt. Die neueren, praxeologischen Raumanalysen gehen hingegen regelmäßig von einem Raumverständnis aus, dem zufolge der Raum über ein spezifisches soziales Arrangement von menschlichen Körpern und Artefakten (zum Beispiel Architektur, Verkehrswege, die Verarbeitung von Naturräumen) produziert wird (*spacing*¹⁹). Die einmal produzierten Raumarrangements haben damit zugleich einen einschränkenden und ermöglichenden Charakter für die soziale Praxis, in der sie angeeignet werden. Für die Analysen im Rahmen des *spatial turn* hat der Raum als Arrangement von Artefakten und Körpern damit gewissermaßen eine ‚materiellere‘ Form als dies für bloße Raumsemantiken der Fall ist, ohne dass es sich um den Rückfall in eine deterministische Politische Geographie handeln würde.

Der sog. *affective turn* schließlich, die Entdeckung der Emotionen und Affekte in den neueren Kulturwissenschaften, erschließt auf den ersten Blick ein ganz anderes Feld. Auch hier geht es jedoch um die Refokussierung eines Phänomens, dessen Faktizität sich nicht auf seine symbolische Repräsentation engführen lässt und das durch die Brille eines radikalen Kulturalismus nicht recht zu erfassen ist. Im Rahmen des *affective turn*, der entscheidende Impulse sowohl aus der psychoanalytischen Kulturtheorie²⁰ als auch durch post-deleuzianische Ansätze²¹ erhält und in Form der Emotionsgeschichte auch in der aktuellen Kulturgeschichte verbreitet ist, werden Emotionen und Affekte in ihrer Doppelstruktur als eigendynamische

17 Vgl. Dünne u. Günzel 2006; Löw 2001; Schroer 2006; Weigel 2002.

18 Vgl. Lefèbvre 1991.

19 Vgl. Löw 2001, 158–172.

20 Vgl. Ciompi 1997.

21 Vgl. Massumi 2002; Thrift 2007.

körperliche Erregungszustände begriffen, deren Entstehung von kulturellen Emotions-schemata abhängt, die aber – wenn sie einmal entstanden sind – als Aggressivität, Fasziniertheit, Trauer etc. eine Faktizität in den Psychen und Körpern entfalten, welche über ihre symbolische Repräsentanz hinausgehen. Die Subjekte und sozialen Formen werden mit diesen Erregungszuständen konfrontiert und müssen mit ihnen umgehen, ob sie wollen oder nicht. Auch der *affective turn* geht damit auf Distanz zu einem radikalen Sozialkonstruktivismus (der Emotionen), der Emotionen allein auf der Ebene der kulturellen Definition des Emotionalen ausmacht. Die Emotionen und Affekte erscheinen demgegenüber nun – einmal in die Welt gesetzt – ‚materieller‘ und effektiver als im Sozialkonstruktivismus, ohne dass dies umgekehrt mit einem ‚Emotionsnaturalismus‘ verbunden sein muss, d.h. einer Präjudizierung vermeintlich vorkultureller Emotionsstrukturen.

Theorien der Medientechnologien, Artefakttheorien, Raumtheorien und Affekttheorien erschließen den aktuellen Kulturwissenschaften neue, zusätzliche empirische Analysefelder, aber sie haben allesamt einen grundsätzlicheren Anspruch: darauf hinzuweisen, dass die sozial-kulturelle Welt ‚immer schon‘ durch mediale Technologien, durch Artefaktkonstellationen, durch räumliche Arrangements sowie durch Affiziertheiten und Affizierungen strukturiert ist und nur so ihre Form erhält. Das Argument, das sie alle zusammenhält, ist das eines *material turn*: Die sinnhafte Welt der Mentalitäten, Codes, Wissensformen und Repräsentationen ist in der sozialen Praxis notwendig verkettet mit Entitäten, die immer auch interpretiert werden, deren Entstehung zweifellos immer von kulturellen Schemata abhängt, die aber, einmal in die Welt gesetzt, eine Faktizität erlangen, welche sich strukturierend auf die soziale Praxis auswirkt. Natürlich kommt alles darauf an, wie dieser Nexus zwischen dem Kulturellen und dem Materiellen konzeptualisiert wird. Es ist offensichtlich, dass alle vier genannten Theoriestränge durchaus Probleme haben, hier zu befriedigenden Lösungen zu kommen. Diese Schwierigkeiten erwachsen aus der weiterhin prägenden Kraft der Basis-Überbau-bzw. der Struktur-Kultur-Unterscheidung und ihrer kategorialen Trennung von Materialität und Kulturalität. Die Opposition gegen den radikalen Kulturalismus und Sozialkonstruktivismus mit ihrer Reduktion der fraglichen Phänomene auf mediale Repräsentationen, Dingsymbole, Raumsemantiken und Emotionsdiskurse kann an manchen Stellen in einen neuen radikalen Materialismus umschlagen, so dass dann teilweise Friedrich Kittler²² zu einem Medien-Technikdeterminismus oder William Reddy²³ zu einem Emotionsdeterminismus neigen. Die eigentlich konstruktive und auf ihre Weise radikale Theorieentwicklung bestünde gerade nicht in einer solchen Ablösung der Kulturtheorien durch den Materialismus, wie er sich zum Beispiel in den Neurowissenschaften findet. Dies würde lediglich die alte Basis-Überbau-Unterscheidung in neuem Gewand wiederaufleben lassen. Es

22 Vgl. Kittler 1986.

23 Vgl. Reddy 1997.

geht vielmehr darum, die Annahme einer Kausalität, die in der Basis-Überbau-Unterscheidung enthalten ist, hinter sich zu lassen. Die Frage der eindimensionalen Verursachung – der zufolge die Kultur durch die Struktur oder die Struktur durch die Kultur ‚bedingt‘ ist – sollte als fruchtlos *ad acta* gelegt und durch die Frage ersetzt werden, in welchen *Arrangements* sich Kulturelemente und Materialitäten aneinander ketten und somit eine Einheit bilden, die sich aus beiden, aus einer Vielzahl unterschiedlicher Elemente zusammensetzen. Es lohnt sich, einen Blick auf verschiedene Theorieangebote zu werfen, welche die Frage nach den einseitigen Kausalitäten und Konstitutionsverhältnissen durch jene nach den Verkettungen ersetzt haben. Was die Thematisierung des Zusammenhangs zwischen Kulturalitäten und Materialitäten jenseits der Annahme einer einseitigen Determinierung angeht, können Judith Butlers Begriff der *Materialisierung* und Bruno Latours Begriff der *affordance* (Angebot) nützlich sein. Als Brückenkonzepte zur Umschreibung von Verkettungen zwischen Kulturellem und Materiellem kommen die Leitbegriffe *Praktiken*, *Dispositive*, *Gefüge* und *Sozialitäten* in Frage.

Judith Butler entwickelt im Rahmen ihrer Subjekttheorie in *Bodies That Matter* den Begriff der Materialisierung.²⁴ In interessanter Weise geht es bei ihr um eine doppelte Wirkungsrichtung: Zum einen geht sie davon aus, dass kulturelle Klassifikationssysteme sich in die Materialität des Körpers ‚einschreiben‘, etwa in Form von bestimmten Affektstrukturen. Der Körper ist also keine gegebene Materialität, vielmehr gilt, dass sich dort kulturelle Schemata prozesshaft ‚materialisieren‘, so dass sie in eine materielle Form ‚übersetzt‘ werden. Umgekehrt gewinnen diese Materialisierungen jedoch Butler zufolge unter Umständen eine Eigendynamik und einen Eigensinn, beispielsweise in dem, was sie den ‚psychischen Rest‘ nennt.²⁵ Damit sind beispielsweise bestimmte Affektmuster gemeint, die unter dem Einfluss kultureller Schemata unintendiert entstanden sind und dann ebenso unbeabsichtigt eine irritierende Faktizität in Form von Erregungszuständen ausüben, beispielsweise in Form einer melancholischen Identifizierung. Mit dieser psychisch-physischen Faktizität müssen sich die Subjekte auseinandersetzen – gleich ob ihnen dies lieb ist oder nicht. In etwas anderer, ebenso interessanter Weise wird die Wechselwirkung zwischen Kulturalität und Materialität in Bruno Latours – James J. Gibson entlehntem – Begriff der *affordance* thematisiert, den man als ‚Angebot‘ nur unvollständig übersetzen kann.²⁶ Wenn man Artefakte vom einzelnen Werkzeug bis zur Architektur als derartige *affordances* interpretiert, erscheinen sie als Angebotsstrukturen für eine Verwendungsweise, die gleichzeitig variabel *und* nicht-arbiträr ist: Artefakte legen durch ihre immanente Struktur einen bestimmten Umgang nahe, aber sie lassen unterschiedliche Möglichkeiten der Nutzung offen. Um welche Möglichkeiten es sich

²⁴ Vgl. Butler 1983.

²⁵ Vgl. Butler 1997.

²⁶ Latour 2007, 124.

dabei handelt, ist jedoch immer nur *ex post* bestimmbar. Diese *affordances* sind nicht-arbiträr, bestimmte Nutzungsbedingungen sind ausgeschlossen – was wiederum aber nicht *ex ante* festgestellt werden kann.

Wenn die heuristischen Begriffe der Materialisierung und der *affordance* damit das wechselseitige und unberechenbare Verhältnis zwischen kulturellen und materiellen Elementen thematisieren, so scheinen darüber hinaus jene heuristischen Konzepte besonders instruktiv, die von vornherein den Dualismus zwischen Kulturalität und Materialität hinter sich lassen und sich auf Strukturen und Vernetzungen beziehen, die von Anfang an *beides* enthalten. Die eigentliche Relationierungsleistung des Kulturwissenschaftlers bestünde dann nicht darin, Kultur und Materialität zueinander in Beziehung zu setzen, sondern im Vergleich zwischen unterschiedlichen ‚Kulturalitäts-/Materialitätskomplexen‘. Ein in dieser Hinsicht attraktiver Begriff ist Michel Foucaults ‚Dispositiv‘, das nicht ohne Grund dem Diskursbegriff in seiner heuristischen Kraft dabei ist, den Rang abzulaufen:²⁷ Ein Dispositiv ist in Foucaults empirischen Analysen ein Arrangement von Wissensordnungen, Subjektivierungsformen, Praktiken und Artefaktsystemen, die lose aufeinander abgestimmt einen umfassenden sozialen Komplex bilden. Das Straf- und das Sexualitätsdispositiv bilden dann etwa gerade nicht allein Straf- und Sexualitätsdiskurse (die sie freilich mitumfassen), sondern enthalten als notwendige Bestandteile auch bestimmte Artefaktsysteme, die zum Beispiel räumliche Arrangements bilden – Foucault erwähnt selbst bekanntlich die Gefängnis- bzw. die Internatsarchitektur. Das Dispositiv bezeichnet bei Foucault zugleich eine spezifische Konstellation, die sich nicht ohne Weiteres verallgemeinern lässt: Gemeint sind historische strategische Komplexe, die einen eindeutig subjektivierenden Fokus haben. Allgemeiner orientiert scheint hier Gilles Deleuzes und Felix Guattaris Konzept des Gefüges (engl. *assemblage*, frz. *agencement*²⁸), das bei aller Vagheit dadurch heuristische Kraft entfaltet, dass hier von vornherein semiotische, materielle und soziale Elemente als aneinander gekoppelt wahrgenommen werden. Die nomadische Kriegsmaschine wird als Beispiel für ein solches Gefüge präsentiert, das dann etwa Waffen ebenso wie eine bestimmte Rauman eignung oder Mensch-Tier-Verhältnisse umfasst.

Neben Dispositiv und Gefüge eignen sich jedoch auch zwei traditionsreichere und auf den ersten Blick enger scheinende Begriffe heuristisch gut dazu, den analytischen Blick auf Kultur-/Materialitäts-Kombinationen zu richten: der Begriff der Praktiken und der des Sozialen/der Sozialität. Praktiken könnten dabei die kleinste Einheit von Kultur-/Materialitätskopplungen bezeichnen und Sozialitäten die größte, umfassendste Einheit. Der Begriff der Praktiken ist in einer post-wittgensteinianischen Sozialtheorie profiliert und auch in der Theorie der Praxis Pierre Bourdieus verwen-

²⁷ Vgl. Foucault 2003; Bürmann u. Schneider 2008.

²⁸ Vgl. Deleuze u. Guattari 1997, 124.

det worden.²⁹ Er spielt auch bei Foucault eine wichtige Rolle; als *signifying practices* ist er ein Kernbegriff der Cultural Studies. Das eigentliche Potential des Begriffs – darauf weist etwa auch Theodore Schatzki hin – besteht jedoch darin, den traditionsreichen Handlungsbegriff ebenso zu kulturalisieren wie zu materialisieren: Eine Praktik bezeichnet dann eine Verhaltensroutine, die von einem impliziten Wissen abhängt, die aber zugleich material in Körpern wie in Artefakten und in deren spezifischen Arrangement verankert ist. Eine Praktik – wie etwa die Praktik des Schreibens – bezieht sich dann auf eine Mikroeinheit, eine Alltags- und Kulturtechnik, die aber notwendigerweise – im Beispielfall etwa im spezifisch trainierten Schreibkörper, in den Schreibwerkzeugen, Schreiborten etc. – durch materiale Einheiten getragen wird, die die Praktik ebenso ermöglichen wie einschränken.

Wenn die Praktik eine einzelne Mikroaktivität bezeichnet, dann das Soziale oder die ‚Sozialität‘ den umfassendsten Komplex solcher Strukturierungen von Kulturellem und Materiellem. Ohne Zweifel hat die Soziologie in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts zu einer deutlichen Engführung des Begriffs des Sozialen tendiert, der ihn auf sozio-kulturelle Formationen der Intersubjektivität, der Regel- und Normhaftigkeit oder der Kommunikation beschränkt hat. Ich würde hier Bruno Latours Vorschlag einer Öffnung des Sozialitätsbegriffs folgen, der in vieler Hinsicht eine Wieder-Öffnung darstellt, wie man sie etwa schon bei Gabriel Tarde findet.³⁰ Diese knüpft an die Anfangsintuition des Sozialen als *socius*, als das Gemeinsame an, als das, was Elemente diverser Art miteinander verbindet. Es müssen dann ausdrücklich nicht allein menschliche Akteure und Sinnelemente wie etwa Zeichen sein, die an diesem Sozialitätsgeflecht partizipieren, nicht-menschliche Aktanten kommen vielmehr ebenso als Teilelemente des Sozialen in Frage: Architektur, Tiere, Maschinen, Pflanzen und klimatische Bedingungen, Medien- und Verkehrstechnologien, Kleidung, Kunstwerke etc. Vergleicht man unterschiedliche Sozialitätsformen wie etwa Gemeinschaften, Märkte, Netzwerke oder Hierarchien miteinander, sind dann immer die Kultur-Materialitäts-Kopplungen in ihnen zu analysieren. Aus kulturwissenschaftlicher Sicht interessieren solche Sozialitäten nur insofern, als dass zumindest *auch* menschliche Akteure und Sinnzusammenhänge an ihnen partizipieren. Aber nichtsdestotrotz richtet sich dann die Rekonstruktion von Sozialitäten nicht exklusiv auf diese Sinnzusammenhänge, sondern jenseits von Struktur-Kultur-Dualismen auf den Nexus der Sinnzusammenhänge mit den Materialitäten. Der Begriff des Kulturellen wäre dann gegenüber dem Begriff des Sozialen der engere und spezifischere und sinnvollerweise in dessen breiteren Kontext einzuordnen. Es würde sich als eine begriffshistorische Ironie, aber zugleich eine heuristisch vielversprechende Entwicklung erweisen, wenn die Materialisierung des Kulturellen am Ende dazu führte, dass der Begriff des Sozialen und der Sozialität zum neuen Brückenbegriff avancieren

²⁹ Vgl. Schatzki 1996; Bourdieu 1972; Reckwitz 2003.

³⁰ Vgl. Latour 2005, 30–38.

könnte, der materielle und kulturelle Elemente der Welt gleichermaßen der Analyse zugänglich macht.

Literaturverzeichnis

- Bachmann-Medick (2006): Doris Bachmann-Medick, *Cultural Turns. Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften*, Reinbek.
- Barnes u. Bloor (1982): Barry Barnes u. David Bloor, „Relativism, Rationalism and the Sociology of Knowledge“, in: Martin Hollis u. Steven Lukes (Hgg.), *Rationality and Relativism*, Cambridge (Mass.), 21–47.
- Benjamin (1936): Walter Benjamin, *Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit*, Frankfurt/M. 2007 (= Nachdruck der Ausgabe von 1936).
- Bourdieu (1972): Pierre Bourdieu, *Esquisse d'une théorie de la pratique précédé de trois études d'ethnologie kabyle*, Genf (dt. *Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabyliischen Gesellschaft*, Frankfurt/M. 1976).
- Bührmann u. Schneider (2008): Andrea Bührmann u. Werner Schneider, *Vom Diskurs zum Dispositiv. Eine Einführung in die Dispositivanalyse*, Bielefeld.
- Butler (1993): Judith Butler, *Bodies That Matter. On the Discursive Limits of „Sex“*, New York (dt. *Körper von Gewicht. Gender Studies*, Frankfurt/M. 1997).
- Butler (1997): Judith Butler, *The Psychic Life of Power. Theories in Subjection*, Stanford (CA).
- Callon (1980): Michel Callon, „Struggles and Negotiations to Define What is Problematic and What is Not. The Socio-logic of Translation“, in: Karin D. Knorr, Roger Krohn u. Richard Whitley, (Hgg.), *The Social Process of Scientific Investigation. Sociology of the Sciences Yearbook*, Bd. 4, Dordrecht, 197–221.
- Ciampi (1997): Luc Ciampi, *Die emotionalen Grundlagen des Denkens. Entwurf einer fraktalen Affektlogik*, Göttingen.
- Crary (2002): Jonathan Crary, *Aufmerksamkeit. Wahrnehmung und moderne Kultur*, Frankfurt/M.
- Deleuze u. Guattari (1997): Gilles Deleuze u. Felix Guattari, *Tausend Plateaus. Kapitalismus und Schizophrenie. Bd. II*, Berlin (frz. Original, dies., *Mille Plateaux. Capitalisme et schizophrénie II*, Paris 1980).
- Dünne u. Günzel (2006): Jörg Dünne u. Stephan Günzel (Hgg.), *Raumtheorie. Grundlagentexte aus Philosophie und Kulturwissenschaften*, Frankfurt/M.
- Foucault (2003): Michel Foucault, „Das Spiel des Michel Foucault“ (Gespräch mit D. Colas, A. Grosrichard u. a.), in: Michel Foucault, Daniel Defert u. François Ewald (Hgg.), *Dits et Ecrits. Schriften. Bd. III*, Frankfurt am Main, 391–429.
- Hensel (2012): Thomas Hensel, „Akteur-Netzwerk-Theorie und Kunst“, *Zeitschrift für Ästhetik und Allgemeine Kunstwissenschaft* (ZÄK), Sonderheft 2012.
- Hicks (2010): Dan Hicks, „The Material-Cultural Turn. Event and Effect“, in: Dan Hicks u. Mary C. Beaudry (Hgg.), *The Oxford Handbook of Material Culture Studies*, Oxford, 25–98.
- Kittler (1980): Friedrich Kittler (Hg.), *Austreibung des Geistes aus den Geisteswissenschaften. Programme des Poststrukturalismus*, Paderborn u. a.
- Kittler (1986): Friedrich Kittler, *Grammophon Film Typewriter*, Berlin.
- Kittler (1995): Friedrich Kittler, *Aufschreibesysteme 1800/1900*, München.
- Latour u. Woolgar (1979): Bruno Latour u. Steve Woolgar, *Laboratory Life. The Construction of Scientific Facts*, New Jersey/Chichester.

- Latour (1987): Bruno Latour, *Science in Action. How to Follow Scientists and Engineers through Society*, Cambridge (Mass.).
- Latour (1988): Bruno Latour, *The Pasteurization of France*, Cambridge (Mass.).
- Latour (1995): Bruno Latour, *Wir sind nie modern gewesen. Versuch einer symmetrischen Anthropologie*, Berlin.
- Latour (2007): Bruno Latour, *Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft*, Frankfurt/M.
- Latour u. Yaneva (2008): Bruno Latour u. Albena Yanva, „Give me a Gun and I will Make All Buildings Move. An ANT's View of Architecture“, in: Reto Geiser (Hg.), *Explorations in Architecture. Teaching, Design, Research*, Basel/Boston/Berlin, 80–89.
- Law u. Williams (1982): John Law u. Rob J. Williams, „Putting Facts Together. A Study of Scientific Persuasion“, *Social Studies of Science* 12 (4), 535–558.
- Lefèbvre (1991): Henri Lefèbvre, *The Production of Space*, Oxford.
- Löw (2001): Martina Löw, *Raumsoziologie*, Frankfurt/M.
- Manovich (2001): Lev Manovich, *The Language of New Media*, Cambridge (Mass.).
- Massumi (2002): Brian Massumi, *Parables for the Virtual. Movement, Affect, Sensation*, Durham (NC).
- McLuhan (1994): Marshall McLuhan, *Understanding Media. The Extensions of Man*, Cambridge/London.
- McLuhan (1995): Marshall McLuhan, *Die Gutenberg-Galaxis. Das Ende des Buchzeitalters*, Bonn u. a.
- Ong (2000): Walter J. Ong, *Orality and Literacy. The Technologizing of the Word*, London.
- Reckwitz (2000): Andreas Reckwitz, *Die Transformation der Kulturtheorien. Zur Entwicklung eines Theorieprogramms*, Weilerswist.
- Reckwitz (2003): Andreas Reckwitz, „Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken. Eine sozial-theoretische Perspektive“, *Zeitschrift für Soziologie* 32 (4), 282–301 (wiederabgedruckt in: *Unschärfe Grenzen. Perspektiven der Kultursoziologie*, Bielefeld 2008, 97–130).
- Reckwitz (2008a): Andreas Reckwitz, „Die Kontingenzperspektive der ‚Kultur‘. Kulturbegriffe, Kulturtheorien und das kulturwissenschaftliche Forschungsprogramm“, in: ders., *Unschärfe Grenzen. Perspektiven der Kultursoziologie*, Bielefeld, 15–45.
- Reckwitz (2008b): Andreas Reckwitz, „Der Ort des Materiellen in den Kulturtheorien. Von sozialen Strukturen zu Artefakten“, in: ders., *Unschärfe Grenzen. Perspektiven der Kultursoziologie*, Bielefeld, 131–156.
- Reckwitz (2012): Andreas Reckwitz, „Affective Spaces. A Praxeological Outlook“, *Rethinking History. The Journal of Theory and Practice* 16 (2), 241–258.
- Reddy (1997): William M. Reddy, „Against Constructionism. The Historical Ethnography of Emotions“, *Current Anthropology* 38 (3), 327–351.
- Roberts (2012): John Michael Roberts, „Poststructuralism Against Poststructuralism. Actor-Network Theory, Organizations and Economic Markets“, *European Journal of Social Theory* 15 (1), 35–53.
- Schatzki (1996): Theodore R. Schatzki, *Social Practices. A Wittgensteinian Approach to Human Activity and the Social*, New York.
- Schroer (2006): Markus Schroer, *Räume, Orte, Grenzen. Auf dem Weg zu einer Soziologie des Raums*, Frankfurt/M.
- Thrift (2007): Nigel Thrift, *Non-Representational Theory. Space, Politics, Affect*, London.
- Weigel (2002): Sigrid Weigel, „Zum ‚topographical turn‘. Kartographie, Topographie und Raumkonzepte in den Kulturwissenschaften“, *KulturPoetik* 2 (2), 151–165.

Kapitel 1: Das praxeologische Akteursverständnis sowie der Begriff der Praktik

Aline Steinbrecher

„They do something“ – Ein praxeologischer Blick auf Hunde in der Vormoderne

1 Tiergeschichte und Praxeologie zusammengeführt¹

Soziokulturelle Praxistheorien und praxeologische Ansätze der Wissenschafts- und Technikforschung haben in den letzten Jahren neue Perspektiven zum Verständnis von Kultur als Praxis eröffnet.² Mit dem *performative turn* hielten Begriffe aus der Anthropologie sowie den Literatur- und Theaterwissenschaften wie Prozesshaftigkeit, Körperlichkeit und Theatralität Einzug in die historischen Kulturwissenschaften³ und Rituale und spielerische Praktiken rückten nun auch hier verstärkt in den Fokus der Forschung.⁴ Die Ausdrucksdimension von Handlungen sowohl in ihrer Aufführungs- wie Darstellungs- und Inszenierungsdimension⁵ soll in diesem Beitrag anhand gemeinsamer Praktiken von Menschen und Hunden beschrieben werden, insbesondere der Spaziergang und die Dressur. Hiermit folgt der Beitrag einem in der Tiergeschichte aufgestellten Postulat, Praxeologie und Tiergeschichte zu verknüpfen.⁶ Welche theoretischen Prämissen hierzu notwendig sind, werde ich einleitend erläutern. In vorliegendem Aufsatz sollen praxeologische Zugänge auf das Akteursduo Mensch und Hund angewandt werden. Diesen Begriff haben Sophie Naumann und Burkhard Fuhs aus sozialwissenschaftlicher Perspektive und aus der Beobachtung unterschiedlicher Handlungsfelder geschaffen, um deutlich zu machen, dass es sich bei der Kind-Hund-Beziehung um ein Interaktionsgefüge handelt.⁷ Auf ein solches Interaktionsgefüge von Hundehalter und Hund soll hier im städtischen Kontext im deutschsprachigen Raum um 1800 geblickt werden. Eine konkrete Anwendung von praxeologischen Zugängen ist für viele Felder der Tiergeschichte denkbar. In diesem Beitrag greife ich auf das empirische Material aus meiner Untersuchung zum Zusammenleben von Menschen und Hunden in Städten im deutschsprachigen Raum im

1 Ich danke Heinrich Lang für seine kritische Lektüre und die wertvollen Anregungen.

2 Einen Überblick bietet Reckwitz 2000 und ders. 2008.

3 Fischer-Lichte 1995, 85–89.

4 Vgl. Bachmann-Medick 2009, 104–144, sowie Martschukat u. Patzold 2003, 1–32.

5 Bachmann-Medick 2009, 104.

6 Wischermann 2009, 11. Für eine Geschichte der Praktiken in den Mensch-Tier-Beziehungen gibt es einzelne Ansätze. Vgl. dazu eine Geschichte der Moderne: Eitler u. Möhring 2008 sowie Pearson u. Weissmantel 2010.

7 Naumann u. Fuhs 2012.

Zeitrahmen von 1650 bis 1850 zurück. Dabei denke ich, dass es sich am Beispiel der Hundehaltung, welche als weitverbreitete Praktik im Bürgertum gilt, gut zeigen lässt, wie eine Tiergeschichte, die von realen Tieren mit *agency* ausgeht, mit praxeologischen Zugängen verknüpft werden kann, wenn die Interaktionsgefüge Spaziergang und Dressur analysiert werden.

Gerade für praxeologische Ansätze zentral ist die Prämisse, dass Tiere Kulturwesen sein können – also Akteure, die Kultur beeinflussen und selbst kulturell geprägt sind: Man denke nur an Haustiere, an Züchtungen und Dressur, an Kulturfolger, die ihr Verhalten in menschlichen Umgebungen wie der Stadt signifikant verändern.⁸ Die Annahme, dass auch Tieren eine eigene, also eine historische Wirkungsmacht zuzuschreiben sei, kennzeichnet die Forschungsrichtung der so genannten *Animal History*. Um in der Tiergeschichte mit dem *agency*-Begriff operieren zu können, sind allerdings einige Vorüberlegungen nötig.

Agency im Denken und Handeln festzumachen ist im Umfeld einer Auseinandersetzung mit Tieren in der Geschichtswissenschaft wenig fruchtbar. Um zu einem auch für die *Animal History* umsetzbaren *agency* Begriff zu gelangen, wird oftmals auf die Wissenschafts- und Technikforschung, insbesondere auf die ANT (*Akteur-Netzwerk-Theorie*) geschaut, welche sich seit rund zwanzig Jahren die Frage stellt, wie nichtmenschliche *agency* zu fassen ist. So versteht etwa Bruno Latour auch Dinge mit *agency*, die zusammen mit menschlichen Akteuren in netzwerkartigen Handlungszusammenhängen verschmelzen.⁹ Wichtig ist bei dieser Diskussion die Unterscheidung von *agency* und *Akteurschaft*. Während der Begriff des Akteurs mehr auf ein Ideal des bewusst und planvoll handelnden Individuums verweist, gehört zum Verständnis von *Agency* kein intentional gefasstes Handeln. Somit lassen sich eben auch die von Tieren (mit)gestalteten Interaktionsgefüge praxeologisch erschließen. Denn hier kann die Tiergeschichte auf theoretische Prämissen der Praxeologie zugreifen, die Handlungsfelder untersucht, welche von intentionalem Handeln und nicht-intentionalem Handeln gleichsam geprägt sind. Für die Tiergeschichte wiederum bedeutet ein weit gefasstes *Agens*, dass Tiere nicht als lediglich zufällig beseelte Objekte verstanden werden, sondern als Subjekte in den Interaktionsgefügen.

Zum Aufbrechen der Tradition, dass Menschen durchweg als Subjekte und Tiere hingegen nur als Objekte zu fassen sind, greift die Tiergeschichte auch auf Ansätze der ANT zurück. In meinem Forschungskontext der Mensch-Hund-Beziehung sei insbesondere auf das *Companion Species Manifesto* von Donna Haraway verwiesen.¹⁰ Hier widmet sich Haraway den Hunden und zeigt modernen Ansätzen der Biologie

⁸ Krüger u. Steinbrecher 2011, 170.

⁹ Latour 2007. Vgl. dazu vor allem aus der Perspektive einer Tiergeschichte der Moderne Eitler u. Möhring 2008.

¹⁰ Haraway 2003. Zur Analyse von Haraway, insbesondere für die Tiergeschichte, vgl. Bodenburg 2008 sowie Wirth 2011.

folgend auf, dass diese seit Jahrtausenden mit dem Menschen in einer Co-Evolution leben. Die von ihr erzählte Evolutionsgeschichte enthebt den Menschen seiner privilegierten Stellung, seiner Singularität und seiner ausschließlich ihm zugesprochenen Handlungsfähigkeit. So ist etwa nach Haraway der Prozess der Domestizierung von Wölfen Produkt einer gegenseitigen Anpassung, bei der ungewiss bleiben muss, ob sich Menschen ihre Tiere oder Tiere ihre Menschen suchten. Es geht um gegenseitige Beeinflussung und der Mensch, so ihr Fazit, könne nicht unabhängig von Tieren bestimmt werden, weil diese eine symbiotische Beziehung miteinander eingegangen seien. Mensch und Tier formten sich also im langen Prozess der Koevolution in einem gegenseitigen, vielschichtigen Miteinander. Ohne Andersartigkeit zu nivellieren, versteht Haraway Menschen und Tiere gleichermaßen als Akteure und lässt dabei die Frage offen, von welchem Part jeweils die Initiative ausgeht.¹¹ Menschen, so ihr Fazit, können nicht unabhängig von den Tieren bestimmt werden, welche mit ihnen eine symbiotische Beziehung eingegangen seien. Vielmehr formten Mensch und Tier sich gegenseitig in einem vielschichtigen Miteinander.

Mit der konsequent gedachten Verkoppelung von menschlicher und tierischer Handlungswelt werden Ansätze einer symmetrischen Anthropologie fortgeschrieben,¹² welche explizit eine Aufhebung der Opposition Mensch – Natur und anderer Dualismen auf epistemologischen Ebenen fordert und damit emanzipatorische und politische Anliegen der Grenzüberschreitungen in den Geistes- und Sozialwissenschaften fortführt, die in den 1980er Jahren begonnen worden sind. Den Natur/Kultur-Dualismus unterlaufend, entwirft Haraway den Begriff der *Naturcultures*.¹³ Dieser Neologismus soll, wie Wirth betont, darauf hinweisen, dass es keine Ursprünglichkeit in der Natur und keine autonome Subjekthaftigkeit in der Kultur gibt, so dass Natur also immer als Ergebnis kultureller Produktion verstanden werden muss.¹⁴ Im Fokus der *Animal Studies* des neuen Jahrtausends steht die Infragestellung des Anthropozentrismus oder Humanismus und deren Überwindung durch Sichtbarmachung ihrer epistemischen Konzepte und Herangehensweisen sowie die empirische Überwindung durch Einbeziehen des Tieres in die Erforschung menschlicher Lebenswelten.¹⁵

Haraway untersucht die Verkoppelung von Mensch und Hund am Beispiel des *Agility Sports* und folgert, dass die Beziehung von Mensch und Hund als kleinste überhaupt greifbare Untersuchungseinheit zu verstehen ist. In dieser Beziehung mit dem Menschen treten Hunde als *Agents* zu Tage und schreiben sich demnach in die Verhaltensweisen des Menschen ein. Ein solcher Zugriff auf Hunde, wie ihn Haraway vorschlägt, fasst Hunde als reale und nicht lediglich imaginierte Tiere, welche zudem

¹¹ Haraway 2003.

¹² Vgl. dazu etwa Tanner 2004.

¹³ Haraway 2003.

¹⁴ Wirth 2011, 62.

¹⁵ Einen guten Überblick zu diesen Bestrebungen bietet Roscher 2011.

etwas jeweils genau zu bestimmendes in der Geschichte machen und gemacht haben. Tiere werden also nicht lediglich, wie viele Jahre in der Geschichtsschreibung geschehen, als Verweis auf etwas anderes oder als Repräsentanten von etwas gelesen, sondern als aktiv Mitgestaltende von Kultur. Wie es Daston und Mitman formulieren: „Animals are not just one symbol system out of many [...] they are privileged, and they are performative. They do not just stand for something [...] they do something.“¹⁶

Dieses konkrete Tun der Tiere zu untersuchen, führt uns zunächst zu den Menschen, in deren interaktiven und reziproken Beziehungen zu den Hunden¹⁷ sich das Tun letzterer eingeschrieben hat. Dies ist eine der sich anbietenden Möglichkeiten, um dem Fehlen von direkten, textlichen Spuren tierischer Akteure zu begegnen.¹⁸ Tiergeschichte kann mit allen denkbaren Ansätzen der Kultur- und Sozialgeschichte betrieben werden. Zentral ist dabei lediglich, eine Lesart von Quellen einzuführen, welche von Anbeginn Tiere als historische Akteure mitdenkt. Hier ist einerseits das in den Geschichtswissenschaften schon längst eingeübte Lesen *gegen den Strich* zu nennen. Das kann für die Tiergeschichte bedeuten, die Quellen einer Lektüre zu unterziehen, welche nicht die Sicht der menschlichen Verfasser verdoppelt, sondern zwischen den Zeilen auch die Wirkungsmacht der Tiere herausfiltert.¹⁹ Andererseits kann der Sprachlosigkeit der tierischen Akteure durch das Zusammentragen verschiedenartiger Quellengattungen zur selben Forschungsfrage begegnet werden.²⁰ Eine weitere Strategie der Spurensuche bzw. des Fährtenlesens scheint mir auch ein Erschließen von neuen methodischen Herangehensweisen für die Tiergeschichte zu sein – insbesondere von praxeologischen Ansätzen. Ein Blick auf die Interaktionsfelder von Hund und Mensch zeigen, dass tierische Akteure das Leben ihrer Halter und Halterinnen mitgestalten. Ein Leben mit Vierbeinern prägte Lebensgefühl sowie Lebensrhythmus, wie ich dann am Beispiel des Spaziergangs zeigen will. Schaut man auf die Praktiken der Mensch-Hund-Beziehung, wird deutlich, dass Hunde diese aktiv mitgestalteten, diese Beziehung also interaktiv und reziprok gefasst werden sollte, wie ich am Beispiel der Hundedressur erläutern werde.

Konkret heißt das, für diesen Forschungsbeitrag Veduten und eine Anleitung zur Hundedressur als Quellen einer praxeologisch ausgerichteten Tiergeschichte zu lesen und mit Spaziergang und Dressur Praktiken vorzustellen, in denen sich menschliche und nicht-menschliche Wesen zusammenfinden.²¹ Hierbei geht es vor allem darum aufzuzeigen, wie solche sozialen Zusammenkünfte, die sich vom intentionalen Subjektbegriff lösen, ausgestaltet waren.

¹⁶ Daston u. Mitman 2005, 12.

¹⁷ Haraway 2003.

¹⁸ Steinbrecher 2012, 26–28.

¹⁹ Ebd., 22–24.

²⁰ Ebd., 24–26.

²¹ Haraway 2006, 103.

Ein so verstandener Praxisbegriff erweitert Interaktionen sowie eingeübte Handlungen um die Interaktion mit Tieren, wie hier am Beispiel der Hundehaltung gezeigt werden soll. Konkret soll gefragt werden, wie und ob Hunde in die Aktivitäten und Sozialitäten ihrer Halter einbezogen wurden und ob sie dabei selbst als Interferenten oder Motivatoren historisch wirksam wurden.

Folgt man praxeologischen Zugängen, soll weiter ausgelotet werden, welche neuen Perspektiven sich auf tierische Aktivitäten ergeben können. Dabei soll die menschliche Rolle als ‚Quellenschreiber‘ und damit auch als Verleiher von Subjektqualitäten in Quellen nicht geleugnet werden, sondern die Praxeologie als eine Möglichkeit im Umgang mit der Sprachlosigkeit der tierischen Akteure eingeführt werden.²² Haraway teilt die verbreitete Forschungsmeinung, dass Tiere „stumme“ Akteure seien, nicht, vielmehr sieht sie deren Artikulationen in die Mensch-Tier Konversationen eingeschrieben.²³

Denn auch wenn die tierische Spurensuche nur zu von Menschen dokumentierten Spuren führt, darf dies nicht zum Schluss verleiten, dass sich keine Tierspuren in der Geschichte verfolgen lassen.²⁴ Tiere, insbesondere Hunde, die eng mit Menschen zusammenlebten, haben ihre Spuren als Fährten hinterlassen – Fährten, die sie als Gefährten der Menschen gezogen haben.²⁵ Mit der Unterscheidung von Spur und Fährte will zum Beispiel Jaques Lacan deutlich machen, dass Tiere nur Zeichen erzeugen, diese aber nicht handhaben.²⁶ Zudem sind im Begriff der Fährte eine Identifizierung und eine Klassifizierung enthalten: beides verweist auf die Problematik, dass uns Tierspuren lediglich in menschlichen Artefakten begegnen. Die Suche nach den Quellen einer Tiergeschichte führt also zum Menschen und dennoch nicht vom Tier weg.

Um Hunde als historische Akteure erfassen zu können, ist es zudem zentral, das Tun, das Verhalten der Vierbeiner nicht nur anhand von Text, sondern ebenso durch Performatives zu rekonstruieren.²⁷ Es sind schließlich diejenigen Praktiken und Aktivitäten jenseits von sprachlichen Äußerungen, welche die Tier-Mensch-Beziehung prägen.²⁸ Körperlichkeit und nicht-verbale Handlungsdimensionen liegen hier sozusagen in der Natur und Kultur der Tiere. Mit dem Fokus auf der Performanz werden Kulturtheorien der 1960er und 1970er Jahre überwunden, welche die Welt vornehmlich als Text interpretierten und somit für die Tiergeschichte viel schwerer operationalisierbar sind. Gerade durch eine praxeologische Erweiterung von

²² Roscher 2011, 141–143.

²³ Haraway 1995, 45.

²⁴ Vgl. zur Quellenproblematik in der Tiergeschichte Roscher 2011, 127–130, Steinbrecher 2009b, 276–283, sowie Steinbrecher 2012, 20–28.

²⁵ Steinbrecher 2011, 193.

²⁶ Diese Darstellung von Lacan findet sich bei Jacques Derrida 2003.

²⁷ Scott 2009, 46.

²⁸ Bellanger u. a. 2008, 9.

Performanztheorien wird Handeln nicht länger lediglich als intentionales Handeln verstanden. Denn die Frage nach der Intentionalität im Agieren der Hunde abschließend klären zu wollen, erscheint müßig.²⁹ Vielmehr muss betont werden, dass auch nicht-intentionales Handeln (oder die Reaktion auf menschliches Handeln) dazu führen kann, Geschichte in die eine oder andere Richtung zu beeinflussen und damit auch zu verändern. Wenn beim sozialen Handeln vor allem der performative Charakter betont wird,³⁰ bedeutet das, dass neben den Körpern der Handelnden auch neue Akteursgruppen, etwa die Tiere ins Spiel kommen. Mit dieser *embodied agency*, wie sie in praxeologischen Zugängen zu finden ist, erhalten Tiere einen Akteurs- und nicht lediglich einen Aktantenstatus. Damit könnte Theodore Schatzkis Verständnis der sozialen Praktiken als „embodied, materially mediated arrays of human activity“ um die tierischen Aktivitäten erweitert werden: also „embodied, materially mediated arrays of human *and animal* (Ergänzung durch die Autorin) activity“.³¹

Diese theoretischen Prämissen werden nachfolgend mit dem empirischen Material verknüpft und damit betritt der Aufsatz Neuland. Denn obwohl theoretische Ansätze, insbesondere praxeologischer Ausrichtung, zur Einbeziehung von Tieren in menschliche Geschichte bereits mehrfach eingefordert wurden, sind empirische Arbeiten über Tiere und Menschen in gemeinsamen Geschichten der Neuzeit, insbesondere der Frühen Neuzeit noch kaum geschrieben.

Harriet Ritvo, eine Pionierin der Animal Studies in den USA, schrieb schon 2007, dass ein Animal Turn im Feld der Geschichtswissenschaft nicht mehr zu übersehen ist, und stellte weiter fest, dass die von ihr betriebene Tiergeschichte mit Tieren, die als aktiv Mitgestaltende aufgefasst werden, sich als fester Bestandteil von Geschichtswissenschaft etabliert hat.³² Auch im deutschsprachigen Raum ist die Tiergeschichte angekommen oder, so könnte man sagen, Tiere als Forschungsgegenstand historisch arbeitender Disziplinen sind wieder zurückgekehrt. Das Nachdenken über Tiere hat nämlich selbst eine lange Geschichte, auch wenn die unterschiedlichen Ansätze, Strömungen, Forschungsfelder und Ausgangsfragen erst kürzlich als Tiergeschichte oder Geschichte der Mensch-Tier-Beziehungen zusammengefasst wurden.

Dass sich Menschen nicht nur in menschlicher, sondern auch in tierischer Gesellschaft bewegen, ist eine Selbstverständlichkeit, die aber erst seit Kurzem in den Fokus auch der deutschsprachigen Geschichtswissenschaft rückt.³³ Paul Münch plädierte zwar schon 1999 dafür, „die Teilhabe der Tiere an der Lebenswelt des Menschen“ in historische Forschungsagenden aufzunehmen und die kulturwissenschaftliche

²⁹ In den Anfängen befinden sich Ansätze von Historikern, welche anhand aktueller ethnologischer Erkenntnisse Rückschlüsse auf die Handlungsabsichten der historischen tierischen Akteure ziehen. Vgl. dazu Walker 2005 sowie Baratay 2012.

³⁰ Wulf 2001, 253.

³¹ Schatzki 2003, 84.

³² Ritvo 2007, 118–122.

³³ Eitler 2009. Siehe auch Roscher 2012.

Auseinandersetzung mit dem Verhältnis von Tier und Mensch nicht länger als „exotisches Randthema“ zu sehen,³⁴ doch seinem Aufruf folgten zunächst nur wenige Historikerinnen und Historiker. Bei den in den letzten zehn Jahren erschienen Studien im Umfeld der Tiergeschichte lag der Focus auf den Haustieren, während die Beschäftigung mit Nutztieren und Wildtieren erst in den Anfängen steht und zu Insekten noch kaum geforscht wird. Ein deutlicher Trend zeigt sich in der zunehmenden Forschung zu Tieren als historischen Akteuren und zu deren Wirkungs- und Handlungsmacht, nachdem Fragen zur Repräsentation und Imagination zunächst auch im deutschsprachigen Raum Priorität hatten.³⁵ So sind empirische, archivbasierte Studien immer noch in der Minderheit und die Diskussionen an Fachtagungen kreisen um theoretische Reflexionen und methodische Debatten, wobei vor allem die Theorien und Konzepte von Bruno Latour und Donna Haraway sowie von Gilles Deleuze und Felix Guattari, Jaques Derrida, Elias Canetti³⁶ oder Giorgio Agamben³⁷ verhandelt werden, die nun als Begründerinnen und Begründer von *Human-Animal-Studies* angerufen und in eine ganz neue Genealogie gestellt werden. Mit dieser Neuordnung von Genealogien und den damit verbundenen Auseinandersetzungen mit dem Mensch-Tier-Verhältnis entstehen weitere, grundsätzliche Forschungsfragen nach dem Status von Tieren, welche damit eine neue Perspektive in die Tiergeschichte einbringen. Zunehmend aber möchte man wissen, welche Tiere was genau taten, ob und wie sie historische Ereignisse beeinflusst haben und welche konkrete Rolle einzelnen Tieren, Tierkollektiven und Gattungen in der Geschichte zukam. In meinen Forschungen frage ich, inwiefern Hunde das städtische Leben in der Zeit von 1650 bis 1850 mitgestalteten. Um diese von den Hunden mitgestalteten Lebenswelten zu beschreiben, lohnt es sich, auf gemeinsame Praktiken von Hunden und Menschen zu blicken, wie ich es nachfolgend am Beispiel des Spazierganges machen will.

2 Gemeinsam unterwegs – der bürgerliche Hundespaziergang

Als erste *animal activity* möchte ich den bürgerlichen Hundespaziergang untersuchen. Das gemeinsame Unterwegssein von Mensch und Hund macht deutlich, dass soziale Praktiken von Menschen und Tieren durch ein gemeinsam geteiltes, praktisches Wissen und Können organisiert sind. Hunde begleiteten ihre Halter auf den

³⁴ Münch 1998, 14–16.

³⁵ Für einen Überblick über die Forschungslandschaft vgl. Eitler 2009; Roscher 2011; Steinbrecher 2012.

³⁶ Canetti 2002.

³⁷ Agamben 2003.

Spaziergang meist ohne Leine,³⁸ dennoch wussten beide, was zu tun war. Wichtig war dabei, dass der Hund seinen ihm verliehenen Namen kannte, um von seinem Besitzer abrufbar zu sein. Ich sehe also Norbert Schindler folgend in der Entwicklung, Hunden in der Vormoderne zunehmend Eigennamen zu geben, weniger ein Zeichen der Individualisierung, wie Keith Thomas argumentiert,³⁹ sondern in erster Linie einen pragmatischen Akt der Kommunikation, insbesondere um die vorwiegend nicht angeleiteten Tiere zu dirigieren.⁴⁰ Damit aber das selbstverständliche Nebeneinander beim Flanieren funktionierte, brauchten Hunde nicht nur Namen, sondern vielmehr auch Kenntnis von Regeln in der gemeinsamen Praxis des Spaziergangs.

Mit Blick auf den Spaziergang von Hund und Mensch gehe ich von einem spazierenden Akteursduo aus und möchte argumentieren, dass den Hunden eine Agency in der Entwicklung der Kulturtechnik des Spaziergangs zuzuschreiben ist. In der Literatur zum Spaziergang wird zwar auf Spazierorte, -kleidung, -verhalten und auch entsprechende Begleitung eingegangen, doch werden die vierbeinigen Begleiter nicht berücksichtigt.

Im Laufe des 18. Jhs. gewann der Spaziergang als Alltagshandlung des städtischen Bürgertums zunehmend an Bedeutung.⁴¹ Parallel dazu verbreitete sich die Hundehaltung zum reinen Vergnügen.⁴² Zwei mit der Natur verbundene Kulturpraktiken, das Spazieren und das Hundehalten, wurden also zur selben Zeit im Bürgertum äußerst populär. Fasst man Hunde als interaktive Beziehungspartner auf, so scheint es plausibel, dass sich Hundehaltung und Spaziergang nicht zufällig gleichzeitig als städtisches Freizeitverhalten etablierten. Vielmehr nahm das natürliche Bedürfnis der Hunde nach draußen zu gehen, Einfluss auf den Lebensrhythmus ihrer Halter und Halterinnen. Insbesondere weil die Praktiken des Bürgertums, die Hunde alleine auf die Gasse zu lassen, was vor allem des Nachts populär war, von den städtischen Obrigkeiten nicht mehr länger toleriert wurden,⁴³ mussten für das Bedürfnis der Hunde, ihre Notdurft zu verrichten, andere Wege gefunden werden. Dabei bot sich der Spaziergang als neuer organisierter Bewegungsraum an, da diese Verrichtungen den zunehmenden Hygienevorstellungen entsprechend nicht mehr länger in den Häusern geschehen sollten.

Beide Phänomene, nämlich das Hundehalten sowie das Spaziergehen werden mit der Kompensationstheorie erklärt, welche besagt, dass erst durch die Distanz zur

38 Eine ähnliche Beobachtung macht auch Herborn bei der Analyse von bildlichen Darstellungen des frühneuzeitlichen Kölns. Die von ihm untersuchten Stiche zeigen Hunde in Begleitung von Reitern, Bürgern oder Hafenarbeitern: Keiner der Hunde ist angeleint, dennoch sind die Tiere offensichtlich nicht herrenlos (Herborn 2000, 407).

39 Thomas 1984, 96.

40 Schindler 2003, 100f.

41 Vgl. dazu vor allem König 1996.

42 Vgl. dazu vor allem Steinbrecher 2009a.

43 Steinbrecher 2008, 51.

Natur eine neue Naturerfahrung nötig wurde. Das neue, stark ästhetisierte Naturgefühl, welches beim Spazierengehen und in der Haustierhaltung gleichsam gewonnen werden konnte, war ein konstitutives Element zur Herausbildung des deutschen städtischen Bürgertums.

Die Öffentlichkeit des Spaziergangs garantierte die erwünschte soziale Kontrolle der Begegnungen und war etwa wie der abendliche Ball eine sozial eingehegte und kontrollierte Bühne.⁴⁴ Gerade auf dieser Bühne der Inszenierungen bürgerlicher Öffentlichkeit durfte der begleitende Hund nicht fehlen. Der Hund war wie der Spaziergang ein Medium, um die Statuszugehörigkeit des spazierenden Halters oder der spazierenden Halterin auszudrücken und zu inszenieren.

Der Spaziergang gilt als ein Beispiel dafür, dass ein ehemals exklusiv höfisches Vergnügen zu einer allgemein verfügbaren Möglichkeit der Freizeitgestaltung wurde, dass also eine höfische Repräsentation zur bürgerlichen Praxis transformiert wird.⁴⁵ Genauso war Luxushundehaltung – also die Hundehaltung zum bloßen Vergnügen – zunächst ein Ausdruck der Adelskultur, wurde aber im Verlauf des 18. Jhs. von immer weiteren Teilen des Bürgertums adaptiert. Bei Adel und Bürgertum war der Hund aus der Selbstpräsentation nicht mehr wegzudenken. Dabei griff das Bürgertum auch gerne auf Hunderassen zurück, welche vorerst dem Adel vorbehalten waren.

Im Verlaufe des 18. und 19. Jhs. wurden die adligen Jagdprivilegien schrittweise abgeschafft.⁴⁶ Jagdhunde behielten die Symbolik, edle Tiere zu sein, wurden aber nach und nach zur weit verbreiteten Hunderasse bei Familien und Studenten.⁴⁷ Barbara Krug-Richter etwa hat gezeigt, dass das Halten von Jagdhunden bei Studenten ein Phänomen des Lebensstils war und die Hunde keineswegs mehr zur Jagd eingesetzt wurden.⁴⁸ Diese Erweiterung des Halterkreises von Jagdhunden versinnbildlicht, wie sich die Haustierhaltung – ähnlich wie der Spaziergang – im 18. Jh. von einer elitären und selektiven zu einer weit verbreiteten Kulturpraktik entwickelt hat.

Am Beispiel der Jagdhunde lässt sich verdeutlichen, dass Hundehaltung zur Konstruktion der sozialen Schichtzugehörigkeit diene. Auch hier ist eine Parallele zum Spaziergang zu ziehen, welcher ebenfalls die Errichtung sozialer Grenzen ermöglichte. Das Promenieren wurde zur wichtigen Kulisse für die (Re)Präsentationen der *feinen Gesellschaft*. Wichtig war dabei, Exklusivität herzustellen, also Orte und Zeiten des Spaziergehens zu finden, an denen man unter sich war und nicht von anderen Bevölkerungsschichten gestört wurde. Zu vorgegebenen Zeiten an definierten Orten in einer bestimmten Kleidung spazierten die bürgerlichen Frauen und Männer,

⁴⁴ Rousseaux 2007, 236.

⁴⁵ Ebd., 244.

⁴⁶ Stadtarchiv Frankfurt, Ratsverordnungen, 6. 5. 1780.

⁴⁷ Vgl. zur Jagdhundehaltung und zum Repräsentationscharakter dieser Hunde Menache 2000, Teuscher 1998 sowie Scheichl 1999.

⁴⁸ Krug-Richter 2007.

begegneten und grüßten sich. Die Spazierszenen waren eine Mischung aus Zeremonie und Spektakel,⁴⁹ wobei das Auftreten natürlich keineswegs dem Zufall überlassen wurde, wie Julian Wilhelm Fischer auf einer Reise nach Wien 1801 von den Promenierenden zu berichten weiß:

Jede Miene, jeder Muskelzug ist hier berechnet, wie jede Schleife und jede Locke. Die Vorübergehenden werden streng, besonders in Hinsicht auf ihr Aussehen geprüft, und wehe denen, die nicht in dieser Prüfung bestehen.⁵⁰

Das Promenieren wurde, um es in den Worten von David Scobey zu sagen, zu „performative utterance of gentility, a way of nodding ‚I do‘ to the cultural authority of bourgeois values“.⁵¹ Zum Ausdruck und zur Ausformung eben dieser bürgerlichen Werte war nebst korrekter Gehweise, Kleidung und Gruppenzusammensetzung das Mitführen von Hunden wesentlich. Gerade die sogenannten *Damenhunde* waren ein wichtiges repräsentatives Accessoire und begleiteten ihre Herrinnen bei allen öffentlichen Auftritten, so auch beim Spaziergang. Kleidung, Hund und allenfalls Kutsche machten zusammen die perfekte Inszenierung repräsentativen Reichtums und gehobenen weiblichen Status aus.⁵²

Die enge Verschränkung der Kulturtechniken des Spaziergangs und der Hundehaltung wurde von der Forschung zum Bürgertum, insbesondere zum bürgerlichen Spaziergang und zur bürgerlichen Freizeitgestaltung, bislang nicht wahrgenommen. Dies ist gerade mit Blick auf die zahlreichen Bildquellen zum Spaziergang mit Hund erstaunlich, ist aber ebenso ein Indiz dafür, dass sich eine konsequente Inblicknahme der Tiere in der Geschichtswissenschaft erst allmählich entwickelt.⁵³

Eine solche Inblicknahme der Hunde soll im Folgenden am Beispiel zweier Veduten erfolgen. Stadtansichten gelten als zentrale Quellen zur Geschichte des Spaziergangs.⁵⁴ Stadtansichten ermöglichen durchaus konkrete Aussagen über das städtische Geschehen, auch wenn wir auf ihnen immer „arrangierte Wirklichkeiten“ präsentiert bekommen.⁵⁵ Auf Veduten ist keine reine (quasi-photographische) Abbildung der Wirklichkeit zu sehen, sondern eher ein Stadtganzes, das mit dem Auge in dieser Form nicht fassbar wäre, aber immerhin doch denkbar ist.⁵⁶ Die Darstellungen von Hunden an spezifischen Orten auf den Stadtansichten lassen die Aktionsräume von Hunden in Städten erahnen. Veduten richteten sich nach den Vorstellun-

⁴⁹ Scobey 1992, 203.

⁵⁰ Fischer 1804, 108f.

⁵¹ Scobey 1992, 204.

⁵² Buchner 1991; Steinbrecher 2011.

⁵³ Steinbrecher 2009b.

⁵⁴ Zur Quellenkritik der Vedute vgl. König 1996, 65–78.

⁵⁵ Schefold 1976, 7.

⁵⁶ Roeck 2006, 24–26.

gen und Bedürfnissen der Käufer und mussten demnach den bürgerlich-populären Geschmack treffen. Somit entwickelten sie sich zum idealen Quellengenre, durch das wir uns spezifisch bürgerlichen Sichtweisen nähern können.⁵⁷ Den Geschmack der Käufer sollten eben auch die Staffagefiguren treffen, zu denen fast immer Hunde gehörten. Die menschlichen und tierischen Staffagefiguren helfen den Künstlern, die Größenverhältnisse oder Raumtiefe wiederzugeben, und beleben die Stadtansichten.



Abb. 1: Johannes Hans, *Die Friedrichsau in Ulm*, um 1815. Stadtarchiv Ulm.

Auf diesem Bildausschnitt der Friedrichsau wird das Löwenhündchen als Begleitung des spazierenden Bürgerpaars bzw. insbesondere der Frau dargestellt. Der Vierbeiner läuft zu ihrer rechten Hand und erscheint bildlich geradezu als Verlängerung ihres Arms. Die Zusammengehörigkeit von Herrin und Tier ist somit bildlich eindeutig geschaffen. Der Hund wird ohne Leine wiedergegeben; dennoch erscheint klar, dass er seiner Herrin durch die Personenmenge zu folgen wusste. Eine solche Inszenierung der menschlichen und tierischen Staffagefiguren als ein zusammengehöriges Ganzes ist ein sich wiederholendes Motiv des Veduten-Genres.

Die Spazierszene von Gottlob Wilhelm Morff findet nicht im städtischen Kontext, sondern im Grünen statt. Die dargestellte Personengruppe erscheint weitgehend statisch. Die Lebendigkeit der Szene beschränkt sich auf den Knaben und den Hund in der Bildmitte. Der Hund hat eine Körperhaltung eingenommen, als ob er zum Spiel

⁵⁷ König 1996, 66f.



Abb. 2: Gottlob Wilhelm Morff, *Wildbad*, um 1810. Ludwigsburg Museum.

auffordern wollte. Dadurch tritt er in eindeutige Interaktion zur Personengruppe, insbesondere zum Knaben. Die Bewegung im Freien, welche im Spaziergang eine normierte Ausdrucksform fand, galt als ideale Freizeitgestaltung und wurde etwa in den moralischen Wochenschriften propagiert.⁵⁸ Dass es eben der Hund war, der zu diesen Spaziergängen aufforderte, suggeriert diese Spazierszene in *Wildbad*.

Die Analyse der Staffagefiguren auf beiden Veduten verstärkt einerseits das bekannte Bild des Spaziergangs als Kulturtechnik des sich etablierenden Bürgertums, bringt aber andererseits die bedeutende Rolle der Hunde für den Spaziergang zum Ausdruck, waren es gewiss auch oder gerade die Hunde, welche ihre Besitzer zu den Spaziergängen anstifteten. Halter und Tier verschmolzen dabei zu einem Performanzduo. Das gemeinsame Auftreten diente zum einen der sozialen Repräsentation, zum anderen gestaltete es einen gemeinsamen Bewegungsraum von Mensch und Hund.⁵⁹

⁵⁸ Tanzer 1992, 67.

⁵⁹ Tiergeschichte als Raumgeschichte zu betreiben wird von unterschiedlichen Autoren und Autorinnen postuliert. Vgl. dazu vor allem Pearson u. Weissmantel 2000.

Seit dem 18. Jh. wurden die Aktionsräume von Hunden im städtischen Kontext durch obrigkeitliche Regulierungs- und Ordnungsbestrebungen zunehmend reduziert.⁶⁰ Gerade diese Verordnungen und Gesetze zur Regulierung der Hundehaltung in der Stadt stellen dichte Informationen über urbane Mensch-Tier-Beziehungen in historischer Perspektive zur Verfügung. In solchen Quellen bildet sich das Handeln von Tieren in vielfältiger Weise ab, sie kooperieren mit Menschen, arbeiten und leben auf engem Raum mit.

Die zahlreichen, oftmals in Rudeln umherziehenden Haushunde, die sich dann noch mit den Streunern durchmischten, waren der Obrigkeit vor allem aus Sicherheitsaspekten ein Dorn im Auge. Auch das Eintreten der Hunde in öffentliche Innenräume wie etwa in Kirchengebäude zog eine Fülle an Reglementierungen nach sich. Herrenlos umherziehende Hunde sollten – standen sie nun in Besitz von jemandem oder nicht – aus dem Stadtbild verschwinden. Der angestrebte städtische Auftritt der Hunde glich also dem in den Veduten dargestellten idealtypischen Erscheinungsbild des Akteursduos Mensch und Hund. Damit zeigte sich die gemeinsame Präsenz von Mensch und Vierbeiner als selbstverständliches, geregeltes Miteinander.

Im bildlichen Motiv spiegelt sich wenig überraschend besonders der idealtypische Charakterzug des Hundes schlechthin wider, nämlich die Treue. Dass der Hund dieser Eigenschaft nicht immer entsprach bzw. das Spazieren mit dem Hund nicht immer idealtypisch verlief, davon zeugt die große Menge an Vermisstenanzeigen. In Frankfurt wurden solche Vermisstenanzeigen in den ab 1722 wöchentlich erscheinenden „Franckfurter Frag- und Anzeigennachrichten“ publiziert. Nebst den Rassehunden wie Bolognesern, Spitzern, Dachshunden, Doggen, Möpse, Wind-, Pommern- sowie Hühnerhunden wurde auch nach Mischlingshunden gesucht. Das Wiederbringen des Hundes war den Inserierenden einen Finderlohn wert. Weiter fällt auf, dass die Tiere von ihren Halterinnen und Haltern durchaus genau beschrieben wurden:

Ein weiss Bologneser Hündin mit angehängtem Bleh, an den Ohren etwas braune Haare und auf dem Rücken ein Brandzeichen, wo keine Haare mehr wachsen, hat sich verlaufen oder auffangen lassen. Wer [...] Anzeige davon zu geben weiss oder sie wiederbringt hat ein gutes Trinkgeld zu erwarten.⁶¹

Diese Hündin ist nicht einfach verloren gegangen, sondern sie hat sich verlaufen oder sogar von jemandem „auffangen“ lassen. Der Besitzer befürchtet also, dass auch jemand anderes an seiner Hündin Gefallen finden könnte oder sie Opfer eines Hundefängers geworden war, und möchte diesen mit einem guten Trinkgeld locken, ihm die Bologneserhündin zurückzugeben. Zudem gesteht der Inserent sich hier nicht ein,

⁶⁰ Steinbrecher 2008; Steinbrecher 2009c.

⁶¹ Franckfurter Frag- und Anzeigennachrichten, 24.1.1797.

dass seine Hündin dem Treueideal vielleicht nicht entsprochen haben und einfach von daheim weggelaufen sein könnte.

Hier ist es das Verschwinden der Hunde und das damit verbundene Vermisstwerden, welches *agency* der Tiere zu Tage bringt. Das heißt *agency* kann gerade auch durch das Gegenläufige oder den Widerstand der Tiere in Erscheinung treten.

Durch den Blick auf die von Hund und Mensch gemeinsam ausgestaltete Praktik des Spaziergangs, wird deutlich, dass praxeologisch verstandene Handlungskonzepte neue Akteursgruppen, hier eben die Hunde ins Spiel bringen. Einmal mehr wird deutlich, dass es sich bei einem um die Tiere erweiterten Akteursbegriff nicht um ein methodisches oder methodologisches Problem handelt, denn eine ungeheure Quellenvielfalt steht zu deren Erforschung als aktiv Mitgestaltende zur Verfügung. Dieser Quellenreichtum wurde bislang noch zu wenig beachtet, weil die Debatten wie tierliche Agency⁶² als *historische* Wirkungskraft zu konzipieren ist, noch im vollen Gange sind. Eine praxeologische Arbeitsweise, wie ich sie hier für die Analyse der Kulturtechnik des Spaziergangs vorschlage, wird dazu beitragen, einen Perspektivenwechsel zu vollziehen. So schreibt Mieke Roscher, dass „der Zugriff auf das Tier als historischen Akteur einen Perspektivwechsel einläuten (wird,) von dem man sich neue Ergebnisse für die historische Forschung verspricht.“⁶³

3 Gemeinsam auf der Bühne – zur Hundedressur in der Vormoderne

Während ich beim Spaziergang vor allem auf die gemeinsamen Interessen von Hund und Mensch hingewiesen habe, muss beim zweiten Beispiel eines Interaktionsgefüges, der Dressur, darauf geachtet werden, dass Tiere meist nicht freiwillig *performen*, sondern nur unter Zwang.⁶⁴ Aber gerade in der Widerstandshandlung bzw. in der Improvisation und Unberechenbarkeit tierlicher Handlung kann ein Zeichen für das selbstbestimmte Handeln tierischer Akteure gesehen werden.⁶⁵ Es ist vielleicht gerade die Lücke zwischen erzwungener Handlung und Abweichung, die das performative Auftreten von Tieren interessant macht. Dass sich Tiere bei ihren Auftritten oftmals als eigentlicher Souverän der Bühne herausstellen und mit ihren Vorlieben die Methode, die Form und das Material der Performance entscheidend prägen,

⁶² Gerade im Zusammenhang mit Agency wird in den Tierstudien von tierlich (in Analogie zu menschlich) und nicht tierisch gesprochen.

⁶³ Roscher 2012.

⁶⁴ Roscher 2011, 143.

⁶⁵ Marvin 2000, 109.

hat nicht nur die aktuelle Theaterwissenschaft erkannt,⁶⁶ sondern wurde durchaus bereits in den frühen Tierverhaltensexperimenten unter dem Stichwort der *Ablenkbarkeit* der Tiere diskutiert. Schon vor dem Entstehen einer Tierpsychologie um 1900 finden sich zahlreiche Versuche zur Erschließung der Verhaltensweisen von Tieren, welche insbesondere in Schriften zur Tierdressur zum Ausdruck kommen.⁶⁷

In der Vormoderne ist die Tierdressur in den größeren Rahmen der Tier-Schaustellungen einzuordnen; denn hier wurden Tiere nicht lediglich zum Anschauen ausgestellt, sondern auch mit ihren spezifischen Fertigkeiten vorgeführt. Das Artenspektrum der Tiere bei diesen Zurschaustellungen weitete sich infolge eines größeren Angebots im Laufe des 17. und 18. Jh. aus. Zu sehen, zu bestaunen gab es nun nebst Attraktionen der Fehlbildungen allerlei Exoten wie auch heimische Tiere mit besonderen Fertigkeiten. In der Regel blieben solche Tierschauen einige Tage oder auch Wochen an einem Ort, um dann mit Wagen zum nächsten Aufführungsort, meist einem Jahrmarkt, zu fahren. Es war also nicht nur die Dressur selbst, die Mensch und Tier in ein Interaktionsgefüge brachte, sondern auch das gemeinsame Unterwegssein auf Reisen.

In der frühen Neuzeit wurden für die Tierschaustellungen neben Exoten auch Haustiere, insbesondere Hunde, dressiert. Hundedressuren erlangten vor allem mit Beginn des 18. Jh. Popularität: Für Aufsehen sorgte in London 1705 eine mit „Ball of little dogs“ betitelte Veranstaltung. Begeistert schreiben Chronisten über die Aufführung, dass die Hunde nicht nur auf zwei Beinen zu tanzen, sondern dabei sogar den Takt zu halten wüssten.⁶⁸

Charles Duclos zeigte seine Exoten 1762–1765 gemeinsam mit dressierten Hunden und Affen.⁶⁹ Die Dressur dieser beiden Tierarten kannte man vor allem wegen des in Europa äußerst populären Affen-, seltener Hundetheaters.⁷⁰ Hier äfften die Tiere in verschiedenen Posen die Menschen nach. Damit wurde aber nicht allein die Gelehrigkeit der Tiere demonstriert, vielmehr fand man eine Möglichkeit, menschliche Verhaltensweisen zu karikieren, ohne dabei Sing- und Sprechverbote zu verletzen.⁷¹ Sprechende Hunde begeisterten im Hundetheater, tauchten überdies in zahlreichen Berichten über gelehrige Tiere des 18. Jhs. auf. Die Fähigkeit von Tieren, menschliche Eigenschaften nachahmen zu können, löste Faszination aus. So sorgten beispielsweise sprechende Hunde für große Aufmerksamkeit. Zeugnisse von solchen Tieren fanden Eingang in die Berichte der wissenschaftlichen Akademien und die Traktate von Gelehrten. Von Gottfried Wilhelm Leibniz erfahren wir 1768, dass der Hund eines

⁶⁶ Vgl. Haas 2012.

⁶⁷ Abresch 1993.

⁶⁸ Hachet-Souplet 1895, 31.

⁶⁹ Rieke-Müller u. Dittrich 1999, 21.

⁷⁰ Vgl. Flechsig 1995.

⁷¹ Rieke-Müller u. Dittrich 1999, 23.

Bauern in der Region Meissen anscheinend sprechen könne. Dieser Hund sei nach eingehendem, jahrelangem Einüben dazu fähig dreißig Wörter auszusprechen bzw. seinem Halter nachzusprechen.⁷² Zum Repertoire des Hundes gehöre unter anderem „Tee“, „Kaffee“ und „Schokolade“. Diese drei Begriffe beliebter Luxuskonsumgüter waren die ersten Vokabeln, die einem sprachfähigen Hund antrainiert wurden, und sollten sozusagen zum ABC der sprechenden Hunde gehören.

Man war sich der anatomisch begründeten Schwierigkeiten, welche die Hunde vom Sprechen abhielten, durchaus bewusst, unternahm aber zahlreiche Versuche diese zu umgehen. In der *Bibliothèque Germanique* von 1720 wird die Prozedur, mit der Hunde zum Sprechen gebracht bzw. beim Sprechenlernen unterstützt wurden, wie folgt beschrieben:

Sein Herr setzte sich nämlich auf die Erde und nahm den Hund zwischen die Beine, so dass er mit ihm machen konnte, was er wollte. Mit der einen Hand hielt er ihm den oberen, mit der anderen den unteren Kinnbacken und bisweilen beide zugleich. Hierdurch wurde der Rachen des Hundes auf verschiedene Art verdreht, wodurch verursacht ward, dass er einige Worte aussprechen konnte.⁷³

Weitere Verbreitung als sprechende Hunde fanden ihre lesenden Artgenossen, vielleicht weil hierbei die unterschiedliche Lauterzeugung von Mensch und Hund nicht zum Tragen kam. Die lesenden Hunde konnten auch mit den Menschen kommunizieren, indem sie Buchstaben legten. Von der Danziger Messe im Jahr 1754 wird von einem Hund berichtet, der auf die Frage, wer Rom erbaut habe, das Wort „Romulus“ legte oder auch die Frage, wer der erste römische Kaiser gewesen sei, durch die Aneinanderreihung von Buchstaben mit Julius Caesar zu beantworten wusste. Dies sollen nur zwei der anscheinend hundert Fragen sein, die in einem kleinen Oktavheft abgedruckt waren, die der Hund zu beantworten wusste. Die Kunst dieser Art der Kommunikation brachte der Pudel Munito zur Perfektion: Dieser konnte in Paris 1818 nicht nur mit Buchstaben antworten, sondern auch Rechnungsaufgaben lösen, indem er Ziffern legte. Der Trick bestand wohl darin, dass Munito, waren die Buchstaben auf dem Tisch aufgestellt, zwischen dem Alphabet auf und ab lief. Kam er dabei an denjenigen Buchstaben, den er auswählen musste, um das verlangte Wort zu bilden, so blieb er stehen. Aber das geschah nur, weil er ein für jeden anderen nicht wahrnehmbares Geräusch hörte, das von einem Zahnstocher herrührte, den sein Herr in der Tasche etwas umbog und abspringen liess. Dieses Geräusch war für Munito ein Zeichen, den Buchstaben bei dem er sich befand, zu erfassen und in eine Reihe zu legen.⁷⁴ Den Zeitgenossen blieb offenbar unbekannt, wie genau Munito zu diesen Dressurakten des im aufklärerischen Diskurs besonders wichtigen Gelehrt-

⁷² Leibnitz 1768, 180.

⁷³ Zitiert nach Flössel 1906, 408.

⁷⁴ Hachet-Souplet 1895, 32.

seins und Lesens gebracht wurde. Diese Dressurnummern, welche hunderte von Malen vor großem und auch akademischem Publikum aufgeführt wurden, konnten vorerst anscheinend von niemandem entlarvt werden. Dies zeigt, dass diese Dressurnummern eine grosse Faszination ausstrahlten, die nicht einfach so entlarvt werden sollte. Andererseits kann dieser lange andauernde Erfolg der Dressurnummer auch aufzeigen, dass es sich hier um eine bis ins letzte Detail perfektionierte Aufführung handelte, bei der das Akteursduo Mensch und Hund zur erfolgreichen performativen Einheit verschmolz. Funktionieren konnte dies nur, weil Hund und Mensch über das gleiche, ja geteilte Wissen verfügten.

Wie der Hund zum Wissenspartner gemacht werden konnte, berichtet Rudolf Lang 1740 aus Augsburg in seiner Schrift *Natürliche Zauberey*, auf die ich nachfolgend eingehen will. Vermutlich ist der Titel auch eine Referenz auf die weit verbreiteten, sogenannten *künstlichen Hunde* von Regensburg, die zu Beginn des 18. Jh. durch Dressur allerhand Fragen zu beantworten wussten. Das Werk von Lang lässt sich zwar in die Tradition der Darstellungen von gelehrigen Hunden einreihen, ist aber gleichsam als Handlungsanweisung zu verstehen, wie Hunde zu dressieren sind. Weiter zeigt es auf, dass den Zeitgenossen durchaus daran gelegen war, solche den Tieren antrainierten Zauberstücke als Dressur zu enttarnen. Im Falle Langs klingt das dann folgendermaßen: „Natürliche Zauberey, welche von vielen Tausend vor wirklichen Zauberey ist gehalten und angesehen worden“, sei hier aufzudecken. Der Autor macht sich sein Wissen zu Nutzen und zeigt auf, wie Hunde zu sogenannten *unnatürlichen Kunststücken* zu bewegen seien. Seine Anleitungen zur Hundedressur beruhen im Wesentlichen auf drei Grundsätzen: erstens, dass Hunde „verständige Thiere“ seien; zweitens, dass man sie nur trainieren solle, wenn sie hungrig seien (weil die Belohnungen dann wirksamer seien); und drittens, dass „mit Liebe und Worten mehr zu erreichen sei als mit Schlägen.“⁷⁵ Bevor die einzelnen Kunststücke geübt werden könnten, müsse an der Basisausbildung des Hundes gearbeitet werden. Dazu gehöre, dass das Tier einen anständigen Umgang mit den Menschen habe, dass er auf Kommando den Kopf schütteln könne und dass er auf Befehl belle und apportiere. Die einzelnen Kapitel mit den Schilderungen, wie der Hund die unterschiedlichen Kunststücke (wie Spielkarten erkennen,⁷⁶ Personen auswählen oder die Uhrzeit ablesen⁷⁷) erlernen könnte, sind gleich aufgebaut. Lang beschreibt die Dressurmethode und illustriert sie mit einem Bild. Dann folgt eine Passage in der der tierische Protagonist in Gedichtform zum Leser und der Leserin spricht.

Die mehrdimensionale Performanz, in der der Hund in diesem Text zu Tage tritt, macht ihn auf unterschiedlichen Ebenen zum Akteur, und zwar im klassischen Sinne

⁷⁵ Lang 1740, 1.

⁷⁶ Ebd., 6.

⁷⁷ Ebd., 7.



Abb. 3: „Einen Hund abzurichten, dass er zeigt, welches noch eine Jungfrau, oder keine mehr sey“ (Lang 1740, 20). Staats- und Stadtbibliothek Augsburg.

als Akteur auf der Bühne, dann aber auch als für seinen Meister sprechenden Akteur und vor allem als Akteur im Performanzduo Mensch und Hund.

Mit dem Stilmittel des anthropomorphisierten tierischen Akteurs parodiert Lang die in ganz Europa damals auftretenden sprechenden Hunde. Auch in seinen Reiseberichten stellt er dieses Phänomen nicht ohne Ironie dar, das er im hier diskutierten Text zu dechiffrieren versucht. Die Hundedressur, wie Lang sie uns vorstellt, soll nicht nur erstaunen, sondern auch amüsieren. Denn der Autor beschreibt nicht nur, welche Fertigkeiten der Hund erlangen kann, sondern auch wie diese witzig aufzuführen seien. So könne man dem Hund etwa beibringen, dass er auf die Frage „wo er die Katzen lieb habe“ auf seinen Hintern zeigt.⁷⁸ Weiter lehre man dem Hund, dass er vor einer Frau stehen bleibt und auf die Frage „Was meinst Du, ist sie noch Jungfrau?“ nach Zeichen entweder bellt oder den Kopf schüttelt.⁷⁹

⁷⁸ Lang 1740, 15.

⁷⁹ Ebd., 20.

Diese Dressurnummern anthropomorphisieren den Hund, indem er zum Spielball der menschlichen Kommunikation wird. Darüber hinaus wird der Hund auch als Medium genutzt, um Dinge auszusprechen bzw. herauszubellen, welche der menschliche Akteur im Performanzduo nicht hätte artikulieren dürfen.

Das Akteursduo Mensch-Hund musste aber auch jenseits der Bühne funktionieren, damit – so Lang – Kunststücke überhaupt erst einstudiert werden konnten. Oft lebten Dresseure tatsächlich mit ihren Bühnentieren zusammen – ein Umstand, der letztere gleichsam zu Beziehungspartnern im privaten Raum machte. Die Handlungsträgerschaft der Tiere war also für die meisten Dompteure ein alltagsbestimmendes Element, gerade bei Tieren, die klassischerweise nicht als Haustiere gehalten wurden. So determinierten Folgsamkeit und Größe sowie Anzahl der Tiere die Wahl der Reismittel einer gesamten, reisenden Truppe. Mit Blick auf das Reisen mit domestizierten Vierbeinern und das Füttern könnte wie im Fall der hier vorgestellten Dressur gezeigt werden, dass die sozialen Praktiken von Menschen und Tieren um ein gemeinsam geteiltes Wissen und Können der historischen Akteure organisiert sind.

4 Tiergeschichte und Praxeologie zusammendacht – Versuch eines Fazits

Eine Zusammenführung von Tiergeschichte und Praxeologie erweist, dass Tiere konstitutiv für gesellschaftliche Formen, aber auch Strukturen sein konnten. Unter praxeologischen Gesichtspunkten existiert die soziale Struktur nicht außerhalb der Sphäre von Praktiken und in tiergeschichtlicher Perspektive sind eben auch Tiere konstitutiver Bestandteil von Praktiken. Dass es somit denkbar ist, dass Hunde ganze Kulturtechniken nicht nur ausformen und mitgestalten, sondern auch mitinitiiieren, wollte ich anhand des Spaziergangs zeigen. Die Kulturtechnik des Spazierengehens verstehe ich dabei als gemeinsame, geteilte Wissensform. Denn nur im beiderseitigen Kennen, Einüben und Anwenden von Regeln konnte das gemeinsame Unterwegssein von Hund und Mensch funktionieren. So konnten die Hunde etwa ihren Haltern und Halterinnen auch ohne Leine und ohne dabei verloren zu gehen bei Fuß folgen. Die Idee einer beiderseits geteilten Wissensform ist auch das Grundelement einer Hundedressur, wie Lang sie uns präsentiert. Dieses gemeinsame Wissen ist im Falle des Einübens von Kunststücken auch ein exklusives und letztlich clandestines Wissen. Beruht der Erfolg von Dressurnummern doch gerade darauf, dass nur das Akteursduo deren Funktionieren kennt. In der Analyse dieser Mensch-Hund-Beziehungen – das ist gerade in Hinblick auf Dressurnummern wichtig zu erwähnen – soll das Machtverhältnis nicht ausgeklammert werden. Dennoch sollen diese beiden hier beschriebenen Praktiken als geteilte und interaktiv ausgestaltete Handlungsräume von Mensch und Tier verstanden werden, die auch zu neuen tier-menschlichen Gesellschaftsordnungen und -formen führen.

Damit ermöglicht ein praxeologischer Blick auf Interaktionsgefüge von Tieren und Menschen einen Perspektivenwechsel. Dieser Perspektivenwechsel von den handelnden Subjekten zu den Praktiken interagierender Lebewesen hin eröffnet die Möglichkeit, soziale Strukturen und Interaktionen in einem sich wechselseitig bedingenden dialektischen Verhältnis zu denken.⁸⁰ Weiter bietet die praxeologisch angeleitete Theorie des dezentrierten Subjektes die Möglichkeit, die etwas festgefahrene Subjekt-Objekt-Diskussion der *Animal Studies* zu überwinden. Die Rückbindung von Praktiken an konkrete Akteure führt uns zu menschlichen wie tierischen Handlungsträgern – scheint doch die Annahme, dass Tiere soziale (und historische) Wirkungsmacht besitzen, allseits akzeptiert.⁸¹ Da in der Praxeologie an die Stelle von Handlungsstrukturen keine subjektlosen Praktiken treten sollen, kehrt das Subjekt über seine Agency auf die kulturhistorische Forschungsagenda zurück. Anhand der von Mensch und Hund um 1800 geteilten Praktiken des Spaziergangs und der Dressur konnte gezeigt werden, dass Hunde sehr wohl als soziale Akteure auftraten. Die enge Verknüpfung von Hunden mit den Menschen in vormodernen Städten sowie die zahlreichen Praktiken in gemeinsamen Handlungsfeldern von Hundehalter und Haustier zeigen, dass der Subjektbegriff, wird er aus dem intentionalen Handeln herausgelöst und vielmehr als Praxis gedacht, durchaus auf Tiere angewandt werden kann. Tierische Lebewesen sind damit Teil historischer Anthropologie.

Literaturverzeichnis

- Abresch (1993): Johannes Abresch, „Denkende Tiere“, in: Helmut E. Lück u. Rudolf Miller (Hgg.), *Illustrierte Geschichte der Psychologie*, München, 11–14.
- Agamben (2003): Giorgio Agamben, *Das Offene. Der Mensch und das Tier*, Frankfurt a. M.
- Bachmann-Medick (2009): Doris Bachmann-Medick, *Cultural Turns. Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften*, Reinbek.
- Baratay (2012): Eric Baratay, *Le Point de vue animal, une autre version de l'histoire*, Paris.
- Bellanger u. a. (2008): Silke Bellanger, Katja Hürrlimann u. Aline Steinbrecher, „Tiere – eine andere Geschichte“, *traverse* 3/2008, 7–12.
- Bodenburg (2008): Julia Bodenburg, „Auf den Hund gekommen. Tier-Mensch-Allianzen in Donna Haraways Companion Species Manifesto und Thomas Manns Erzählung Herr und Hund“, in: Jessica Ullrich u. a. (Hgg.), *Ich, das Tier. Tiere als Persönlichkeiten in der Kulturgeschichte*, Berlin, 283–295.
- Buchner (1991): Jutta Buchner, „Im Wagen saßen zwei Damen mit einem Bologneserhündchen. Zur städtischen Hundehaltung in der wilhelminischen Klassengesellschaft um 1900“, in: *Mensch und Tier. Kulturwissenschaftliche Aspekte einer Sozialbeziehung, Hessische Blätter für Volks- und Kulturforschung, Neue Folge der Hessischen Blätter für Volkskunde Bd. XXVII*, 119–138.
- Canetti (2002): Elias Canetti, *Über Tiere*. Mit einem Nachwort von Brigitte Kronauer, München.

⁸⁰ Füßel, 151f.

⁸¹ Zum Forschungsstand vgl. Krüger u. Steinbrecher 2012, 32–36.

- Daston u. Mitman (2005): Lorrain Daston u. Gregg Mitman, „Introduction. The How and Why Thinking with Animals“, in: dies. (Hgg.), *Thinking with Animals. New Perspectives on Anthropomorphism*, New York, 1–14.
- Derrida (2003): Jacques Derrida, „And say the animal responded?“, in: Cary Wolfe (Hg.), *Zootologies. The question of the animal*, Minnesota, 121–128.
- Eitler u. Möhring (2008): Pascal Eitler u. Maren Möhring, „Eine Tiergeschichte der Moderne. Theoretische Perspektiven“, *traverse* 3/2008, 91–106.
- Eitler (2009): Pascal Eitler, „In tierischer Gesellschaft. Ein Literaturbericht zum Mensch-Tier-Verhältnis im 19. und 20. Jahrhundert“, *Neue Politische Literatur* 54, 207–244.
- Fischer-Lichte (1995): Erika Fischer-Lichte, „Introduction. Theatricality, a key concept in theatre and cultural studies“, *Theatre Research International* 20, 85–89.
- Fischer (1804): Julian W. Fischer, *Reisen durch Österreich, Ungarn, Steyermark, Venedig, Böhmen und Mähren, in den Jahren 1801 und 1802* (1803), Wien.
- Flechsigt (1995): Horst Flechsigt, „So ein Affentheater. Tiere als Schau-Spieler“, *Mimos* 46 (1–2), 16–20.
- Flöbel (1906): Emil Flöbel, *Der Hund. Ein Mitarbeiter an den Werken des Menschen*, Wien/Leipzig.
- Füssel (2003): Marian Füssel, „Die Rückkehr des ‚Subjekts‘ in der Kulturgeschichte. Beobachtungen aus praxeologischer Perspektive“, in: Stefan Deines u. a. (Hgg.), *Historisierte Subjekte – subjektivierte Historie. Zur Verfügbarkeit und Unverfügbarkeit von Geschichte*, Berlin, 141–159.
- Haas (2012): Maximilian Haas, „Report über ein Tier auf der Bühne: der Esel Bathazar“, *Tierstudien* 1/2012, 122–135.
- Hachet-Souplet (1898): Sophie Hachet-Souplet, *Die Dressur der Thiere. Mit besonderer Berücksichtigung der Hunde, Affen, Pferde, Elephanten und der wilden Thiere*, Leipzig. Nachdruck der Ausgabe mit einer Einführung von Roland Weise, Hildesheim 1999.
- Haraway 2003: Donna Haraway, *The Companion Species Manifesto. Dogs, People, and Significant Otherness*, Chicago.
- Haraway (2006): Donna Haraway, „Jenseits Konversationen – irdische Themen, lokale Begriffe“, in dies. (Hg.), *Monströse Versprechen. Coyote-Geschichten zu Feminismus und Technowissenschaft*, Berlin, 81–112.
- Herborn (2000): Wolfgang Herborn, „Hund und Katz im städtischen und ländlichen Leben im Raum um Köln während des ausgehenden Mittelalters und der frühen Neuzeit“, *Kulturen – Sprachen – Übergänge. Festschrift für H. L. Cox zum 65. Geburtstag*, Köln, 397–413.
- König (1996): Gudrun König, *Eine Kulturgeschichte des Spazierganges. Spuren einer bürgerlichen Praktik 1780–1850*, Wien/Köln/Weimar.
- Krug-Richter (2007): Barbara Krug-Richter, „Hund und Student. Eine akademische Mentalitätsgeschichte 18. bis 20. Jahrhundert“, *Jahrbuch für Universitätsgeschichte* 10, 77–104.
- Krüger u. Steinbrecher (2011): Gesine Krüger u. Aline Steinbrecher, „Editorial. Tierische (Ge)Fährten“, *Historische Anthropologie* 19 (2), 169–171.
- Krüger u. Steinbrecher (2012): Gesine Krüger u. Aline Steinbrecher, „Auf einmal sind sie da! Zur geschichtswissenschaftlichen Auseinandersetzung mit Tieren“, in: Luca Tori u. Aline Steinbrecher (Hgg.), *Animali. Tiere und Fabelwesen von der Antike bis zur Neuzeit*, Genf, 31–39.
- Lang (1740): Rudolph Lang, *Die von mir auf das höchste gebrachte Natürliche Zauberey, welche von vilen tausend vor würkliche Zauberey ist gelaten und angesehen worden*, Augsburg 1740.
- Latour (1996): Bruno Latour, „On Actor-Network Theory. A Few Clarifications“, *Soziale Welt* 47 (4), 369–382.
- Latour (2007): Bruno Latour, *Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft. Einführung in die Akteur-Netzwerk-Theorie*. Aus dem Englischen von Gustav Roßler, Frankfurt am Main.
- Martschukat u. Patzold (2003): Jürgen Martschukat u. Steffen Patzold (Hgg.), *Geschichtswissenschaft und performative turn*, Köln.

- Marvin (2000): Garry Marvin, „Natural Instincts and Cultural Passions. Transformations and Performances in Foxhunting“, *Performance Research* 5 (2), 108–115.
- Menache (2000): Sophie Menache, „Hunting and attachment to dogs in the Pre-Modern Period“, in: Anthony L. Poderscek (Hg.), *Companion Animals and Us. Exploring the relationships between people and pets*, Cambridge, 42–59.
- Münch (1998): Paul Münch (Hg.), *Tiere und Menschen. Geschichte und Aktualität eines prekären Verhältnisses*, Paderborn
- Naumann u. Fuhs (2012): Sophie A. Naumann u. Burkhard Fuhs, „Kind und Hund als Akteurs-Duo“, in: Jutta Buchner-Fuhs u. Lotte Rose (Hgg.), *Tierische Sozialarbeit. Ein Lesebuch für die Profession zum Leben und Arbeiten mit Tieren*, Wiesbaden, 71–79.
- Pearson u. Weissmantel (2010): Susan Pearson u. Mary Weissmantel, „Gibt es das Tier?“, in: Dorothee Brantz u. Christof Mauch (Hgg.), *Tierische Geschichte. Die Beziehung von Mensch und Tier in der Kultur der Moderne*, Paderborn, 379–399.
- Reckwitz (2000): Andreas Reckwitz, *Die Transformation der Kulturtheorien. Zur Entwicklung eines Theorieprogramms*, Weilerswist.
- Reckwitz (2008): Andreas Reckwitz, *Unscharfe Grenzen. Perspektiven einer Kulturosoziologie*, Bielefeld.
- Rieke-Müller u. Dittrich (1999): Annelore Rieke-Müller u. Lothar Dittrich, *Unterwegs mit wilden Tieren. Wandermenagerien zwischen Belehrung und Kommerz 1750–1850*, Marburg.
- Ritvo (2007): Harriet Ritvo, „On the Animal Turn“, *Daedalus. Journal of the American Academy of Arts and Sciences*, 118–122.
- Roeck (2006): Bernd Roeck, „Stadtdarstellungen der Frühen Neuzeit“, in: ders. (Hg.), *Stadtbilder der Neuzeit. Die europäischen Stadtansichten von den Anfängen bis zum Photo. Stadt in der Geschichte Bd. 32*, Ostfildern, 19–41.
- Roscher (2011): Mieke Roscher, „Where is the Animal in this Text? Chancen und Grenzen einer Tiergeschichtsschreibung“, in: Chimaira, Arbeitskreis für Human-Animal-Studies (Hg.), *Human-Animal Studies. Über die gesellschaftliche Natur von Mensch-Tier-Verhältnissen*, Bielefeld, 121–150.
- Roscher (2012): Mieke Roscher, „Human-Animal-Studies“ http://docupedia.de/zg/Human-Animal_Studies (Stand 1.5.2014)
- Rousseaux (2007): Ulrich Rousseaux, *Freiräume, Unterhaltung, Vergnügen und Erholung in Dresden (1649–1830)*, Köln.
- Schatzki (2003): Theodore R. Schatzki, „Nature and Technology in History“, *History and Theory* 42 (4), 82–93.
- Schefold (1976): Max Schefold, *Bibliographie der Vedute*, Berlin.
- Scheichl (1999): Andrea Scheichl, *Cammerhundt, Schweiczerkue und Tigertier. Frühneuzeitliche HabsburgerInnen und ihre Tierwelt*. Diss. Manus. Wien.
- Scobey (1992): David Scobey, „Anatomy of the Promenade. The Politics of Bourgeois Sociability in Nineteenth-Century New York“, *Social History* 17 (2), 203–227.
- Schindler (2003): Norbert Schindler, „Hundekonflikte und Menschenrechte. Zur Wahrnehmung politischer Willkür am Ende des Ancien Régime“, in: Gerhard Ammerer u. Alfred Stefan Weiss (Hgg.), *Die Säkularisierung Salzburgs 1803*, Frankfurt am Main, 84–119.
- Scott (2009): Shelly R. Scott, „The Racehorse as Protagonist. Agency, Independence, and Improvisation“, in: Sarah E. MacFarland u. Ryan Hediger (Hgg.), *Animals and Agency. An interdisciplinary exploration*, Leiden, 45–66.
- Stadttarchiv Frankfurt, *Ratsverordnungen*, 6. 5. 1780.
- Stadttarchiv Frankfurt, *Frankfurter Frag- und Anzeigenachrichten*.
- Steinbrecher (2008): Aline Steinbrecher, „Fährtsensuche. Hunde in der frühneuzeitlichen Stadt“, *traverse* 3/2008, 45–58.

- Steinbrecher (2009a): Aline Steinbrecher „Die gezähmte Natur im Wohnzimmer. Städtische Hundehaltung in der Frühen Neuzeit“, in: Aline Steinbrecher u. Sophie Ruppel (Hgg.), *„Die Natur ist überall bey uns.“ Mensch und Natur in der Frühen Neuzeit*, Zürich, 125–142.
- Steinbrecher (2009b): Aline Steinbrecher, „In der Geschichte ist viel zu wenig von Tieren die Rede“ (Elias Canetti) – Die Geschichtswissenschaft und ihre Auseinandersetzung mit den Tieren“, in: Carola Otterstedt u. Michael Rosenberger (Hgg.), *Gefährten – Konkurrenten – Verwandte. Die Mensch-Tier-Beziehung im wissenschaftlichen Diskurs*, Göttingen, 264–287.
- Steinbrecher (2009c): Aline Steinbrecher, „Eine Stadt voller Hunde – Ein anderer Blick auf das frühneuzeitliche Zürich“, in: Clemens Wischermann (Hg.), *Informationen zur modernen Stadtgeschichte* 2/2009, 26–40.
- Steinbrecher (2011): Aline Steinbrecher, „Hunde und Menschen. Ein Grenzen auslotender Blick auf ihr Zusammenleben (1700–1850)“, *Historische Anthropologie* 19 (2), 192–211.
- Steinbrecher (2012): Aline Steinbrecher, „Auf Spurensuche. Die Geschichtswissenschaft und ihre Auseinandersetzung mit den Tieren“, *Westfälische Forschung* 62, 1–29.
- Tanner (2004): Jakob Tanner, *Historische Anthropologie zur Einführung*, Hamburg.
- Tanzer (1992): Gerhard Tanzer, *Spectacle müssen seyn. Die Freizeit der Wiener im 18. Jahrhundert*, Wien, 256–276.
- Teuscher (1998): Simon Teuscher, „Hunde am Fürstenhof. Köter und ‚edle wind‘ als Medien sozialer Beziehungen vom 14. bis 16. Jahrhundert“, *Historische Anthropologie* 6, 347–369.
- Thomas (1984): Keith Thomas, *Man and the Natural World. Changing Attitudes in England 1500–1800*, London.
- Walker (2005): Brett. L. Walker, *The lost Wolves of Japan*, Washington.
- Wirth (2011): Sven Wirth, „Fragmente einer anthropozentrismus-kritischen Herrschaftsanalytik. Zur Frage der Anwendbarkeit von Foucaults Machtkonzepten für die Kritik der hegemonialen gesellschaftlichen Mensch-Tier-Verhältnisse“, in: Chimaira, Arbeitskreis für Human-Animal-Studies (Hg.), *Human-Animal Studies, Über die gesellschaftliche Natur von Mensch-Tier-Verhältnissen*, Bielefeld, 43–84.
- Wischermann (2009): Clemens Wischermann, Der Ort des Tieres in der städtischen Gesellschaft, in: ders. (Hg.), *Informationen zur modernen Stadtgeschichte* 2/2009, 5–13.
- Wulf (2001): Christoph Wulf, „Mimesis und Performatives Handeln. Gunter Gebauers und Christoph Wulfs Konzeption mimetischen Handelns in der sozialen Welt“, in: ders., Michael Göhlich u. Jörg Zirfas (Hgg.), *Grundlagen des Performativen. Eine Einführung in die Zusammenhänge von Sprache, Macht und Handeln*, Weinheim, 253–272.

Christian Wille

Räume der Grenze – eine praxistheoretische Perspektive in den kulturwissenschaftlichen *Border Studies*

1 Einleitung

Die 2012 erschienene Einführung „Kultur – Von den Cultural Studies bis zu den Visual Studies“¹ stellt zentrale Forschungsfelder der Kulturwissenschaften vor. Diese verbindet das gemeinsame Interesse an Materialität, Medialität und Artefakten sowie eine sozial- und kulturkritische Sicht auf gesellschaftliche Prozesse. Als besonders kennzeichnend für die *Studies* hebt Stephan Moebius die „aus der Kulturosoziologie herührende praxistheoretische Perspektive“² hervor, die das Soziale weder ausgehend von den Akteuren, noch von den Strukturen bestimmt. Den Ort des Sozialen bildet in praxistheoretischen Überlegungen das ‚dazwischen‘ anzusiedelnde, strukturierende und beobachtbare Praktizieren von Kultur. Diese sich zunehmend durchsetzende Perspektivierung des *Doing Culture* kann auf „die Krise der *Rational-Choice*-Ansätze mit ihren empirisch unplausiblen handlungstheoretischen Modellannahmen“³, auf die gesteigerte Aufmerksamkeit für das Materiale und auf die Krise der *grand theories*⁴ zurückgeführt werden. Denn während Letztere von einem nicht (mehr) tragfähigen Gesellschaftsbegriff ausgehen, privilegieren praxistheoretische Zugänge eine post-strukturalistische Lesart: Gesellschaft wird hier nicht als gegebene, stabile und geographisch verfasste Analyseeinheit angenommen, sondern als ein sich konstituierendes und zugleich dekonstituierendes Gebilde⁵. Das bedeutet, dass Gesellschaften in ihren Konstitutionsprozessen und damit über soziale Praktiken zu untersuchen sind. Diese sind dann zu thematisieren als „[...] fortlaufende Prozesse der Vergesellschaftung [...] – soziale Vollzüge in räumlich und zeitlich konkret bestimmbar, materiell situierten und miteinander verknüpften Kontexten.“⁶

Darauf aufbauend wird in diesem Beitrag eine in der praxistheoretischen Perspektive angelegte und mehrfach angesprochene⁷ – jedoch selten ausformulierte – Dimension des Sozialen beleuchtet. Gefragt wird, wie praxistheoretische mit raumtheoretischen

1 Moebius 2012a.

2 Ders. 2012b, 7.

3 Schmidt 2012, 11f.

4 Vgl. ebd.

5 Vgl. Bonacker 2008, 40.

6 Schmidt 2012, 12.

7 Vgl. ebd., 256; Schatzki 2010; ders. 2002; Reckwitz 2010, 186; ders. 2008, 91.

Überlegungen verknüpft und in eine Heuristik der kulturwissenschaftlichen Raumanalyse überführt werden können. Die Fragestellung resultiert zum einen aus der mit Henri Lefebvre gewonnenen Einsicht „[...] (social) space is a (social) product“⁸, wonach Raum als ein emergenter Aspekt des Sozialen aufzufassen ist. Zum anderen interessiert diese Fragestellung, da der Raumbegriff trotz des *spatial turn*⁹ dort noch weitgehend unterbestimmt ist, wo er besonders herausgefordert ist: in den *Border Studies*, die sich als disziplinenübergreifendes Arbeitsfeld einer großen Bandbreite an Untersuchungsgegenständen zuwenden¹⁰. Dabei hat sich ein sozialkonstruktivistischer Forschungsstrang herauskristallisiert, der *bordering*-Prozesse als (machtvolle) Etablierungen, Verschiebungen oder Relativierungen von sozialen Demarkationen in den Blick nimmt¹¹. Der Raumbegriff spielt hier insofern eine Rolle, als dass Prozesse des *de-* und *rebordering* geographisch lokalisiert werden können und binär codierte Differenzierungen wie z. B. Wir/die Anderen oft als räumliche Metapher gefasst werden. Daneben ist ein pragmatischer Forschungsstrang zu unterscheiden, der sich zumeist an politischen Grenzen orientiert und die Dynamiken sowie Auswirkungen von geopolitischen Prozessen, supranationalen Organisationen und von grenzüberschreitenden Strömen (Waren, Dienstleistungen, Kapital, Menschen) untersucht. Die pragmatischen *Border Studies* privilegieren damit Untersuchungszusammenhänge, in denen politische Grenzen (als Barrieren oder Brücken) und national oder regional definierte Raumeinheiten eine zentrale Rolle spielen. Hier stellt sich das Problem, dass – entgegen der Einsicht Lefebvres – das Soziale zumeist vom Räumlichen her gedacht wird und dass die geopolitische Ordnung keinen theoretischen Platz für dauerhafte Grenzüberschreitungen zulässt. Angesprochen sind damit soziale Phänomene im Allgemeinen und in Grenzregionen im Besonderen, die transmigratorische Züge tragen. In anderen Worten: Phänomene, die sich im Grenzübergang einrichten, die als zu nationalen Grenzen quer liegende Sozialzusammenhänge thematisiert werden können und die aus geopolitischer Sicht lediglich Formen des Zwischenkategorialen darstellen. Dazu zählen z. B. Ströme bzw. Personen, die in Grenzregionen regelmäßig und zirkulär eine Staatsgrenze überschreiten, um im Nachbarland einzukaufen, um dort Freizeitaktivitäten nachzugehen oder um dort zu arbeiten. Sie stellen das Ordnungsmodell der durch Staatsgrenzen unterscheidbaren geopolitischen Räume infrage.

Solche hier modellhaft als ‚Grenzpendler‘ rubrizierten Phänomene werden im Folgenden mit Hilfe der praxistheoretischen Perspektive ihres zwischenkategorialen Status’ enthoben und mögliche Ansatzpunkte ihrer empirischen Analyse unter räumlich-materialen Gesichtspunkten aufgezeigt. Dafür wird das Modell *Räume der*

⁸ Lefebvre 1991, 30.

⁹ Vgl. Günzel 2010; Döring u. Thielmann 2008; Bachmann-Medick 2007; Schroer 2006; Löw 2001.

¹⁰ z. B. Walter-Wastl 2011, 11–31; van Houtum u. van Naerssen 2002.

¹¹ z. B. van Houtum, Kramsch, Zierhofer 2005.

Grenze als eine mögliche Heuristik der kulturwissenschaftlichen *Border Studies* entwickelt, in dem raum- und praxistheoretische Perspektiven gewinnbringend konvergieren. Zunächst wird unter Rückgriff auf verschiedene Raumkonzepte und ihre Rezeption ein handlungstheoretisches Verständnis von Raum vorgestellt, das in seiner praxistheoretischen Reformulierung den Ausgangspunkt bildet für *Räume der Grenze*. Zu den Analysekatégorien des Modells zählen soziale Praktiken, praktisches Wissen sowie physisch-materiale und sozial-strukturelle Aspekte, wie sie von ‚Grenzpendlern‘ in grenzüberschreitenden Bezügen praxislogisch angeeignet und hervorgebracht werden.

2 Raum: Substanz – Struktur – Bedeutung

Den Ausgangspunkt der Überlegungen bildet der Raum. Auf die Frage, was Raum denn sei, antwortet der Sozialgeograph Peter Weichhart: „Das ist die ungelöste Grundfrage der Geographie.“¹² Dieser Status des Begriffs ist ihm zufolge auf eine Vielzahl an Raumvorstellungen zurückzuführen, die innerhalb und außerhalb der Disziplin kursieren, unterschiedlich ausgelegt und zudem miteinander verschränkt werden. Zur Systematisierung des Feldes der Räume wird im Folgenden ein Überblick gegeben über drei zentrale Deutungen des Raumbegriffs, die in der weiteren Argumentation eine kritische Betrachtung des Handlungsbegriffs erforderlich machen.

Das *absolut-substantialistische Raumkonzept* als erste Deutung entwirft Raum als ein real existierendes Element der physisch-materialen Welt. Es schließt sowohl geographisch lokalisierbare Erdraumausschnitte als auch den von physisch-materialen Elementen abstrahierten Raum ein. Raum im Sinne der Erdoberfläche bezeichnet einen durch dominante Gegebenheiten spezifizierten und sichtbaren Ausschnitt der physischen Welt, wie z. B. den Mittelmeerraum oder einen Ballungsraum. Die Raumgrenzen werden hier in Orientierung an Merkmalen des zu bezeichnenden Erdausschnitts definiert und sind zumeist unscharf gezogen. Daneben ist Raum als dreidimensionale Ausdehnung im Sinne eines Behälters zu unterscheiden, in dem Objekte, Personen oder Ereignisse vorkommen. Dieses Verständnis formulierte Isaac Newton unter dem Eindruck der klassischen Mechanik im 18. Jh. folgendermaßen: „Der absolute Raum, der aufgrund seiner Natur ohne Beziehungen zu irgendetwas außer ihm existiert, bleibt sich immer gleich und unbeweglich.“¹³ Raum wird hier eine eigene und statische Wesenhaftigkeit zugeschrieben, die unabhängig von anderen Objekten existiert. Es geht somit um „[...] jenes ‚Ding‘, das übrig bleibt, wenn man gleichsam

¹² Weichhart 2008, 75.

¹³ Newton 1988, zitiert in: Löw 2001, 25.

aus einem Gebirgsraum das Gebirge herausnimmt.“¹⁴ Diese absolutistische Raumvorstellung hat sich in der Vergangenheit in vielen Wissenschaftsdisziplinen etabliert. So z. B. in der Geographie, in der Friedrich Ratzel im 19. Jh. das Lebensraumkonzept als Behältnis für Lebens-, Kultur-, Gesellschafts- und Wirtschaftsformen stark machte¹⁵. Die darin angelegte Naturdeterminiertheit des Sozialen prägte das Fach zum Teil noch bis in die zweite Hälfte des 20. Jh. und verweist auf die Idee, dass Raum auf die in ihm befindlichen Objekte und Menschen einwirke. In die Sozialwissenschaften hat das absolut-substantialistische Raumkonzept unter anderem mit der Annahme Eingang gefunden, dass in Nationalstaaten das Territorium, die Nation, der Staat und die Kultur zu einer – nach innen homogenen und inkludierend wirkenden und nach außen abgeschlossenen und exkludierend wirkenden – Einheit zusammenfielen. Dass die Ränder solcher „Raumgestalten“¹⁶ durchlässig sind und der Homogenitäts- bzw. Schließungscharakter von Gesellschaften nicht haltbar ist, haben ‚Grenzpendler‘ schon lange vor der Internationalisierung der 1990er Jahre gezeigt.¹⁷ Dennoch wird das Containermodell erst unter dem Eindruck von Globalisierungsdynamiken verstärkt problematisiert. So wurde hinterfragt, ob die ‚Insassen‘ von Nationalcontainern tatsächlich als Agenten makrostruktureller Logiken angesehen werden können und welche Erklärung die Kongruenz von Territorium, Nation, Staat und Kultur tatsächlich (noch) liefern kann. Mit Konzepten wie „Denationalisierung“, „Deterritorialisierung“ oder „Weltgesellschaft“¹⁸ und der aufkommenden Enträumlichungsthese wandelte sich der Status des absolut-substantialistischen Raumbegriffs: Da sich das Soziale mittels moderner Technologien und Medien vom Raum emanzipiere, sei von einem wachsenden Bedeutungsverlust des Raums auszugehen. Die Enträumlichungsthese – als ein immer wiederkehrender Topos von technischen Neuerungen¹⁹ – versucht zwar die Containerraumvorstellung zu überwinden, gleichwohl bleibt sie konstitutiv in der Argumentation für das ‚Verschwinden von Raum‘. Denn das geopolitische Ordnungsmodell der Nationalstaaten bleibt hier der Bezugspunkt von raumbezogenen Betrachtungen, wenngleich diese Ordnung unterlaufen wird aufgrund der mühelosen Überwindung naturräumlicher Distanzen und der „umspülenden und unterhöhenden Ströme von Waren, Daten und Menschen“²⁰. Die sozial- und kulturwissenschaftliche Analyse solcher ‚enträumlichenden‘ Phänomene hat schließlich dafür sensibilisiert, dass der Raum keineswegs an seinem Ende angekommen ist. Vielmehr zeichnet sich durch Mobilität und Vernetzung ein neues Raumgreifen ab. Die damit aufgerufene Verräumlichungsthese hebt auf die vielfältigen, räumlichen

¹⁴ Weichhart 2008, 77.

¹⁵ Vgl. Ratzel 1966; Werlen 2009, 149.

¹⁶ Werlen 1997, 44.

¹⁷ Vgl. z. B. Wille 2012.

¹⁸ z. B. Mau 2007, 35f.

¹⁹ Vgl. Schroer 2008, 128.

²⁰ Ebd., 135.

Bezüge des Sozialen ab, die oftmals keinen nationalen Ordnungslogiken folgen, sondern quer zu nationalen Grenzen liegen und als soziale, virtuelle oder transnationale Räume beschreibbar sind. Ihnen gemeinsam ist eine sozialkonstruktivistische und relationale Perspektive, die das (wieder-)entdeckte Interesse am Raum – etwa als *Space Studies*²¹ – wesentlich befördert hat.

Das *relational-konstruktivistische Raumkonzept* bezieht sich ebenso wie der absolut-substantialistische Raumbegriff auf die physisch-materiale Welt, jedoch stehen hier die Eigenschaften derselben im Vordergrund. Raum als Relation rückt dann in den Blick, wenn die Anordnungen bzw. das Nebeneinander von physisch-materiellen Elementen thematisiert wird, die in einem Erdraumausschnitt lokalisiert werden können. Das relationale Verständnis ist unter anderem auf Albert Einstein zurückzuführen, der mit der Relativitätstheorie die Vorstellung von Raum als einer übergeordneten Realität widerlegte. Er ging von der Lagerungsqualität der Körperwelt aus, womit sich Raum als eine Beziehungsstruktur zwischen Körpern und Artefakten darstellt.²² Raum wird also nicht länger unabhängig von einem Inhalt gedacht, sondern physisch-materiale Elemente werden hier konstitutiv. Damit bildet die Lagerungsqualität von Körpern und Artefakten einen Beschreibungsmodus für räumliche Verhältnisse, die in ihrer Relationalität veränderbar sind. Diese Auffassung wird zumeist dort (implizit) zu Grunde gelegt, wo Transaktionen, Beziehungen, Ströme (*flows*) oder Netzwerke betrachtet werden. So z. B. in der relationalen Wirtschaftsgeographie, die sich vom raumwirtschaftlichen Ansatz abwendet und das Räumliche über ein lokalisierbares Geflecht von sozio-ökonomischen Beziehungen erschließt.²³ In den Politikwissenschaften ist die relational-konstruktivistische Perspektive in Integrationstheorien vorzufinden, wie z. B. im transnationalen Regionalismus. Er zielt auf einen europäischen Integrationsprozess ‚von unten‘ ab durch grenzüberschreitende und interregionale Zusammenarbeit sowie durch transnationale Netzwerkbildung zwischen sogenannten subnationalen Einheiten.²⁴ Auch in der Migrationssoziologie wird das Räumliche relational-konstruktivistisch gefasst, wenn durch (Trans-)Migrationsströme ein transnationaler sozialer Raum entsteht. Dieser wird vom Soziologen Ludger Pries definiert als

[...] relativ dauerhafte, auf mehrere Orte verteilte bzw. zwischen mehreren Flächenräumen sich aufspannende verdichtete Konfigurationen von sozialen Alltagspraktiken, Symbolsystemen und Artefakten. Sie sind [...] in verschiedenen Territorien bzw. locales verankert, die wiederum in andere sozialräumliche Einheiten – z. B. von nationalen Container-Gesellschaften – eingewoben sind.²⁵

²¹ Vgl. Kajetzke u. Schroer 2012.

²² Vgl. Einstein 1960, zitiert in: Löw 2001, 34.

²³ Vgl. Bathelt u. Glückler 2003.

²⁴ Vgl. Schmitt-Egner 2005, 148.

²⁵ Pries 2008, 195.

Die exemplarisch genannten Ansätze nehmen translokale Beziehungen in den Blick und leiten daraus räumliche Strukturen ab. Physisch-materiale Elemente und ihre Lagebeziehungen sind somit nicht mehr in einen umgebenden Behälter verbannt, sondern sie machen den Raum aus. Die relational-konstruktivistische Perspektive eröffnet so eine erste Möglichkeit ‚Grenzpendler‘ auch in den pragmatischen *Border Studies* raumtheoretisch zu denken, können ihre Raumkonstruktionen doch anhand der in grenzüberschreitenden Aktivitäten in Anordnung gebrachten Körper und Artefakte rekonstruiert werden. Bei der Erfassung des grenzüberschreitenden *Spacing*²⁶ besteht jedoch die Gefahr, dass die Autonomie von ‚Grenzpendlern‘ überhöht wird und der Einfluss von (natur-)räumlichen Bedingungen, von nationalen Grenzziehungen und der damit verbundenen Implikationen auf das Hervorbringen von räumlichen Strukturen aus dem Blick geraten. Kajetzke und Schroer plädieren daher für die Berücksichtigung beider Aspekte: „die Wirkmacht räumlicher Strukturen“ und „die schöpferische Kraft der Individuen“²⁷. Ferner ist mit der relational-konstruktivistischen Perspektive die Gefahr verbunden, dass Raum lediglich anhand von Transaktionsströmen, Beziehungsverflechtungen oder Netzwerkkonfigurationen *beschreibend* nachgezeichnet wird und die Qualität dieser Strukturen – als eine sinnhaft konstituierte Räumlichkeit – vernachlässigt bleibt. Die deskriptive Dimension von Raum kann zwar von der qualitativen Dimension unterschieden werden, sie bilden jedoch zwei miteinander verschränkte Aspekte der Raumproduktion und ihrer Analyse. Dies wird mit dem sozial-konstitutiven Raumkonzept deutlich, das den Schwerpunkt weniger auf die räumliche Substanz oder auf die räumlichen Strukturen legt, sondern auf die Bedeutungsebene von Raum.

Im *sozial-konstitutiven Raumverständnis* wird die entwickelte Position, dass das Räumliche keine eigene Wesenhaftigkeit besitzt und vom Sozialen her zu denken ist, um die Sinnebene ergänzt. Zunächst ist auf eine erlebnisräumliche Bedeutung einzugehen, die sich auf die subjektive Wahrnehmung von Lagestrukturen bezieht. Es geht dabei um einen erlebten Raum, wie z. B. ‚das Studentenviertel‘, in dessen Repräsentation bestimmte Deutungen, Bewertungen und Erinnerungen einfließen. Einen empirischen Zugriff auf solche Repräsentationen erlaubt die *Mental-Map*-Forschung, die versucht „[...] festzustellen, wie Individuen ihre räumliche Umwelt subjektiv in ihrem Bewusstsein abbilden.“²⁸ Über solche Abbilder, die Löw als Syntheseleistung – im Sinne einer mentalen Zusammenfassung von Subjekten und Artefakten zu Räumen – thematisiert²⁹, wäre ein erster an Sinn orientierter Zugang zu Räumen möglich, wie sie ‚Grenzpendler‘ in grenzüberschreitenden Bezügen hervorbringen.

²⁶ Martina Löw führt die Kategorie des *Spacing* ein und bezeichnet damit den Prozess der Raumkonstruktion durch das Platzieren von sozialen Gütern und Menschen (vgl. Löw 2001, 158).

²⁷ Kajetzke u. Schroer 2010, 203.

²⁸ Werlen 2004, 286.

²⁹ Vgl. Löw 2001, 159.

Eine weitere Deutung des sozial-konstitutiven Raumbegriffs fokussiert auf die tätige und sinnhafte Auseinandersetzung des Subjekts mit seiner sozialen und materialen Umwelt. Ausgegangen wird davon, dass Körpern und Artefakten keine Bedeutungen eingeschrieben sind, sondern sie erst im Umgang bedeutsam und damit räumlich voraussetzungsvoll werden: „Sie [Raum oder Materialitäten] werden erst in Handlungsvollzügen unter bestimmten sozialen Bedingungen bedeutsam.“³⁰ Das Erkenntnisinteresse liegt hier auf der Frage, wie Raum in seiner materialen und sinnhaften Dimension durch Subjekthandeln konstituiert wird. Damit rücken Prozesse der Raumproduktion in den Blick, die einerseits die Rekonstruktion von Lagestrukturen erfordern und andererseits über die Rekonstruktion von Sinnstrukturen zugänglich werden, die im ‚anordnenden‘ Handeln wirksam und hervorgebracht werden.

Diese Sicht auf Raum wurde im deutschsprachigen Raum von dem Geographen Benno Werlen in den 1980er Jahren stark gemacht. In der „Sozialgeographie alltäglicher Regionalisierungen“³¹ sollte das Soziale nicht länger in räumliche Kategorien ‚zergliedert‘, sondern der Konstitutionsprozess von räumlichen Verhältnissen thematisiert werden. Der Enträumlichungsthese folgend argumentiert Werlen, dass Raum aufgrund der Entankerungsmechanismen (*disembedding*) der Spätmoderne keinen bestimmenden Faktor mehr bilde, weshalb die Erklärung von Phänomenen in physisch-materialen Kategorien zu kurz greife:

Mit der Durchdringung der lokalen Kontexte durch globalisierte Wissensbestände wird es immer schwieriger zu behaupten, jemand würde auf diese oder jene Art handeln, weil er einen bestimmten Herkunftsort aufweist. Die räumliche Konnotation der Herkunft oder aktuellen Lebensumstände erklärt in sozial-kultureller Hinsicht nichts mehr oder zumindest immer weniger.³²

Raumanalysen sollten sich im Sinne der Verräumlichungsthese vielmehr auf das „Geographie-Machen“³³ der Subjekte bzw. auf die von ihnen „praktisch inszenierten Geographien“³⁴ konzentrieren. Als analytischen Ausgangspunkt für dieses Raumgreifen führt Werlen das Alltagshandeln der Subjekte an, um den darin hervorgebrachten räumlichen Verhältnissen nachzuspüren.³⁵ Mit Raum werden dabei in deskriptiver Hinsicht „[...] die unterschiedlichen Relationierungen der körperlichen Subjekte mit anderen physisch-materiellen Gegebenheiten [...] zum Ausdruck“³⁶ gebracht; in qualitativer Hinsicht bezeichnet Raum die im Rahmen von Relationierungen hervorgebrachten Sinnzuschreibungen und Sinndeutungen der Subjekte. Damit sind die

³⁰ Werlen 1999, 223.

³¹ Ders. 1997; ders. 2010.

³² Ders. 2008a, 379.

³³ Ders. 2007a, 28.

³⁴ Lippuner 2005, 31.

³⁵ Vgl. Werlen 2007a, 16 u. 231.

³⁶ Ders. 2007b, 10.

– lediglich analytisch zu trennenden – Aspekte des sozial-konstitutiven Raumbegriffs genannt: Zum einen die relationalen Lagestrukturen von Artefakten und Körpern, die von Subjekten im Alltagshandeln hervorgebracht werden; zum anderen die Sinndeutungen und Sinnzuschreibungen gegenüber der materialen und sozialen Welt, die in Alltagshandeln einfließen und sozial wirksam werden.

Das sozial-konstitutive Raumkonzept mit seinen Bezugnahmen auf den relational-konstruktivistischen Raumbegriff eröffnet für die *Border Studies* einen um die Sinnebene erweiterten und handlungstheoretischen Zugang zu ‚Grenzpendlern‘. Die vorausgesetzte Gemachtheit von Raum, der sich auch quer zu nationalen Grenzen aufspannen kann, umgeht den theoretischen Konflikt mit nationalstaatlichen Ordnungen und vermag dem bislang unsichtbaren Zwischenkategorialen eine empirische Gestalt zu geben. Es ist das grenzüberschreitende Geographie-Machen der Subjekte, das nun den Ausgangspunkt der Raumanalyse bildet und eine weiterführende Beschäftigung mit dem Handlungsbegriff notwendig macht.

3 Handeln: Zwecke – Normen – Wissen – Körper

Anknüpfend an das entwickelte handlungstheoretische Raumverständnis wird im Folgenden gefragt, wie ein Handlungsbegriff beschaffen sein muss für die Beschreibung und Analyse von subjektzentrierten Raumkonstitutionen in grenzüberschreitenden Bezügen. Ausgangspunkt der Überlegungen ist weiter Werlen, der das Geographie-Machen als eine „Tätigkeit im Sinne eines intentionalen Aktes“ definiert, „bei dessen Konstitution sowohl sozial-kulturelle, subjektive wie auch physisch-materielle Komponenten bedeutsam sind.“³⁷ Werlen führt damit Intentionen und Zwecke in den Blick, auf welche die Subjekte ihre Tätigkeiten ausrichten, im Rahmen derer wiederum physisch-materielle Elemente bestimmte Bedeutungen erlangen. Dieser Prozess orientiert sich „mehr oder weniger bewusst an einem intersubjektiven [...] Bedeutungszusammenhang“ im Sinne eines „gesellschaftlich und kulturell vorbereitete[n] Orientierungsraster[s]“, das „unabhängig vom einzelnen Handelnden besteht“³⁸. Das hier vorgelegte Handlungsverständnis knüpft in seiner Zweck- und Regelerorientierung an klassische Ansätze der Handlungserklärung an, die mit Blick auf Handeln in grenzüberschreitenden Bezügen zu diskutieren sind.

Die zweckorientierten Handlungsansätze (z. B. Max Weber, Vilfredo Pareto) als erster Diskussionsgegenstand sind besonders im Feld des Ökonomischen vorzufinden und umfassen solche Theorien, die individuelles Handeln aus Interessen und Kosten-Nutzen-Erwägungen heraus erklären. Für den *homo oeconomicus* wird somit

³⁷ Werlen 2008b, 282.

³⁸ Ebd., 287.

eine rationale Handlungsorientierung vorausgesetzt, nach der ein Individuum sein Verhalten – auf Grundlage von Informationen und Fähigkeiten zur Zielerreichung – bewusst auf bestimmte Zwecke ausrichtet. Das Soziale bildet dann die Summe der aufeinander abgestimmten Einzelhandlungen, die sich in Interaktionssituationen herausbildet.³⁹ ‚Grenzpendlern‘ sind durchaus gewisse Interessen und Kosten-Nutzen-Kalkulationen zu unterstellen, ist grenzüberschreitendes Geographie-Machen doch oftmals auf persönliche Vorteilsmaximierungen zurückzuführen aufgrund von Preisunterschieden, (Netto-)Einkommensunterschieden oder unterschiedlichen Angeboten im Freizeitbereich dies- und jenseits einer nationalen Grenze.⁴⁰ Dennoch greift ein lediglich an Zwecken und Interessen orientierter Handlungsbegriff zu kurz, ist doch insbesondere für grenzüberschreitendes Alltagshandeln von keiner vollständigen Information zur rationalen Abwägung und Erwartbarkeit der Zielerreichung auszugehen.

Die *normorientierten Ansätze* (z. B. Talcott Parsons, Robert Merton, Émile Durkheim), die mit der Modellfigur des *homo sociologicus* wiedergegeben werden, erklären die Geordnetheit von Handeln mit Erwartungen, Werten und Rollen. Damit treten an die Stelle der Handlungsziele kollektiv geteilte Handlungsnormen sowie die Fähigkeiten der Individuen zur Normberücksichtigung. Das Soziale wird so nicht mehr als Summe aggregierter Einzelhandlungen thematisiert, sondern als ein stabiler normativer Konsens, der eine intersubjektive Koordination von potentiell sich widersprechenden Handlungen ermöglicht und reguliert.⁴¹ Wird dieses Regulativ auf grenzüberschreitendes Handeln übertragen, so sind zunächst die vorausgesetzten normativ-integrierten Kollektive zu problematisieren. Denn grenzüberschreitendes Geographie-Machen erstreckt sich dann mindestens über zwei solche Kollektive dies- und jenseits einer nationalen Grenze, für die in der Regel jeweils ein anderer normativer Konsens über legitimes und illegitimes Handeln angenommen wird. Für ‚Grenzpendler‘ würde sich dann die Frage nach der Normberücksichtigung, welche die Kenntnis der sozialen Regeln beiderseits der Grenze voraussetzt, in besonderem Maße stellen. Diese Frageperspektive impliziert jedoch, dass das Soziale vom Raum her – und nicht umgekehrt – gedacht wird und dass das kreativ-produktive Moment einer möglichen Verschiebung von Handlungsroutrinen unberücksichtigt bleibt. Damit erweisen sich normorientierte Ansätze bereits an dieser Stelle als wenig tragfähig, um Alltagshandeln zu erklären, das besonders in grenzüberschreitenden Bezügen von Diskontinuitäten, Mehrdeutigkeiten sowie kulturellem Wandel gekennzeichnet ist.⁴²

³⁹ Vgl. Reckwitz 2004, 307f., und ders. 2003, 287.

⁴⁰ Vgl. Wille 2012, 219ff.

⁴¹ Vgl. Reckwitz 2003, 287.

⁴² Vgl. Boeckler 2012, 48.

Kulturtheoretisch-wissensorientierte Ansätze (z. B. Alfred Schütz, Claude Lévi-Strauss, Roland Barthes) erklären Handeln nicht über individuelle Zwecke oder kollektive Normen, sondern über Wissensordnungen. Diese bilden ein Kriterium für die symbolische Organisation der Wirklichkeit und für Bedeutungszuweisungen, an denen Subjekte ihr Handeln orientieren. Dementsprechend wird auch für den *homo significans* eine Geordnetheit des Handelns vorausgesetzt, wobei die Regeln nicht normativ, sondern kognitiv gefasst und in Prozessen der symbolischen Repräsentation sowie der Sinnzuweisungen regulativ wirksam werden. Handeln wird somit an kulturellen Codes, Symbolsystemen und Bedeutungen festgemacht, nach denen die Subjekte die Wirklichkeit – in aufeinander abgestimmter Weise – interpretieren und reproduzieren. Dabei wird die Handlungswirksamkeit von Zwecken und sozialen Normen nicht ausgeblendet, sondern es wird versucht zu rekonstruieren, weshalb Subjekte gewisse Zwecke für wünschenswert und bestimmte Normen für situationsadäquat halten.⁴³ Werden kognitive Wissensordnungen als Regulativ des grenzüberschreitenden Geographie-Machens herangezogen, so ergeben sich aufgrund ihres intersubjektiv und stabil gedachten Charakters erneut Probleme. Dies erläutert Alfred Schütz (1972) anschaulich mit dem Fremden: Dieser gibt sich als solcher zu erkennen durch die von ihm angelegten ‚originären‘ Normalitätserwartungen bzw. Wissensordnungen. Der Status des Fremden ist erst dann überwunden, wenn er die entsprechenden Hintergrundannahmen und Relevanzsysteme der aufnehmenden Kultur ‚erlernt‘ hat. Schütz optiert demnach bei der Begegnung unterschiedlicher Wissensordnungen für das Modell der Assimilation, das auf ein völliges Aufgehen in den normalitätsstiftenden kulturellen Codes der aufnehmenden Kultur abstellt und weder Diskontinuitäten von Handlungsroutrinen noch eine Pluralität von (grenzüberschreitend zirkulierenden) Sinnangeboten einräumt. Mit Blick auf ‚Grenzpendler‘ kann zwar von keiner aufnehmenden Kultur gesprochen werden, gleichwohl ist im grenzüberschreitenden Geographie-Machen von interpretativen Unbestimmtheiten auszugehen, die – in interkulturalistischer Manier – auf unterschiedliche Symbolsysteme und Wissensstrukturen zurückgeführt werden könnten und in denen das hier unberücksichtigte kreativ-produktive Moment von Handeln dann besonders herausgefordert wäre.

Neben den genannten Problemen der vorgestellten Ansätze der Handlungserklärung sind weitere Aspekte zu nennen, die für die raumsensible Analyse von Alltagshandeln in grenzüberschreitenden Bezügen problematisch sind. Dazu zählen die Regelsysteme und Bedeutungszusammenhänge, die außerhalb des Handelns angenommen und als normative bzw. kognitive Muster im Innern der Subjekte wirksam werden. Diese Sichtweise führt einerseits zu der – besonders in grenzüberschreitenden Bezügen – problematischen Frage nach der ‚ordentlichen‘ Ausführung ‚gültiger‘ Regel- und Symbolsysteme und marginalisiert Subjektleistungen. Andererseits gerät damit lediglich die mentale Dimension von Handeln in den Blick; das beobacht-

⁴³ Vgl. Reckwitz 2004, 314–331, und ders. 2003, 288f.

bare Handeln und seine Materialisierungen bleiben hier vernachlässigt. Praxistheoretische Ansätze hingegen berücksichtigen nicht nur den körperlichen Vollzug von Handeln, sondern operieren mit dem Praktikenbegriff und führen damit eine Reihe von theoretischen und für die Fragestellung des Beitrags vielversprechenden Implikationen ein.

Praxistheoretische Ansätze: Die praxistheoretischen Ansätze (z. B. Pierre Bourdieu, Anthony Giddens, Theodore Schatzki, Bruno Latour) als sozialkonstruktivistische Variante der Kulturtheorien entwickeln – mit ihren jeweiligen Schwerpunktsetzungen – eine Perspektive auf menschliche Aktivität, die kulturelle Kontingenz und die körperliche Auseinandersetzung des Subjekts mit seiner sozialen und materialen Umwelt einschließt. Handeln wird dabei nicht als punktuelle Einzelaktivität mit ‚dahinterliegenden‘ Zwecken und Normen verstanden, sondern als eine Verkettung von sich reproduzierenden und aktualisierenden Praktiken, die material verankert und sozial verstehbar sind. Unter soziale Praktiken werden dann „[...] körperliche Darstellungen ‚praktischer Vernunft‘ (Mauss) und ‚sinnhafter Verstehensleistungen‘“ gefasst, die durch „spezifische Formen des impliziten Wissens“ zusammengehalten werden und im Zusammenspiel stehen mit gegenständlichen Artefakten und natürlichen Dingen.⁴⁴ Das hier angesprochene Wissen besitzt dabei weder eine übersubjektive Existenz, noch ist es im Bewusstsein des *homo in praxi* ‚eingelagert‘. Vielmehr wird es dem praktischen Vollzugsgeschehen zugeordnet, wo es unmittelbar wirksam wird und den Rahmen dafür bildet, „[...] wie konkrete Dinge in einer Praktik zu interpretieren und wie sie praktisch zu handhaben sind, welcher ‚praktische Sinn‘ entwickelbar ist.“⁴⁵ Demzufolge ist das Soziale hier weder in der normativen Abgestimmtheit der Handlungen, noch in der Intersubjektivität kultureller Codes zu suchen, sondern in den körperlichen Vollzügen der Praktiken, in denen soziale Ordnungen praxislogisch hervorgebracht, verändert und reproduziert werden. Soziale Praktiken bilden somit ein kontingentes und strukturierendes Moment der sozialen Wirklichkeit, in denen sowohl Brüche möglich sind als auch typische Aktivitäten sich immer wieder aufs Neue herausbilden.⁴⁶

Für die handlungstheoretische Raumanalyse in grenzüberschreitenden Bezügen scheinen praxistheoretische Ansätze gewinnbringend zu sein. Sie bieten Anknüpfungspunkte für die theoretische und empirische Berücksichtigung von Körpern und Artefakten, die für raumtheoretische Anschlüsse nützlich sind. Des Weiteren wird mit der Betonung der Vollzugsdimension von Handeln die vermeintliche übersubjektive Existenz von Regelsystemen und Bedeutungszusammenhängen überwunden, denn praktisches Wissen – das nicht auf die Frage der Normberücksichtigung, der räumlichen Gültigkeitsbereiche oder auf die Idee der sozial integrierten Kollektive

⁴⁴ Moebius 2008, 59 u. 61.

⁴⁵ Reckwitz 2010, 193.

⁴⁶ Vgl. Schmidt 2012, 10.

abstellt – wird in den körperlichen Praktiken performativ hervorgebracht. Somit steht hier nicht Wissen als eine Eigenschaft von ‚Grenzpendlern‘ oder ein räumlicher Gültigkeitsbereich für bestimmte Wissensstrukturen dies- und jenseits einer nationalen Grenze im Zentrum, sondern die Frage, welches Wissen in bestimmten sozialen Praktiken wirksam, aktualisiert und hervorgebracht wird bzw. rekonstruiert werden kann.⁴⁷ Demzufolge sind Wissen und Handeln nicht voneinander getrennt, sondern miteinander verschränkt zu denken, um Erklärungen für Subjekthandeln und soziale Ordnungen zu ermitteln. Diese Sichtweise relativiert handlungsanleitende Regelsysteme und symbolische Ordnungen, wird praktisches Wissen – als körperliche Artikulation – doch als kontingent und wandelbar angenommen, was dem produktiv-kreativen Moment in der Begegnung von unterschiedlichen Sinnangeboten Vorschub leistet. Festzuhalten ist, dass ein praxistheoretisches Verständnis von Handeln geeignet ist für die Fragestellung dieses Beitrags, weshalb im Weiteren von sozialen Praktiken gesprochen wird sowie die entwickelten raum- und praxistheoretischen Überlegungen zusammengeführt und für die kulturwissenschaftliche Raumanalyse in den *Border Studies* fruchtbar gemacht werden.

4 Räume der Grenze: Analytische Kategorien und Frageperspektiven

Durch den Fokus auf das körperbasierte Vollzugsgeschehen und den konzeptionellen Brückenschlag zwischen Materialität und Kulturalität setzen sich praxistheoretische Ansätze von traditionellen Handlungserklärungen ab. Damit wird nicht nur die Basis-Überbau-Dichotomie überwunden, ebenso öffnet dies ein Einfallstor für raumbezogene Fragestellungen, die von der Gemachtheit von Räumen ausgehen. Darauf wird von Praxistheoretikern – mit wenigen Ausnahmen⁴⁸ – nur allgemein verwiesen, wie etwa dass „sämtliche soziale Praktiken [sich] als *spatializing* betrachten lassen und den Raum und dessen Artefakte auf bestimmte Weise organisieren“⁴⁹; oder dass soziale Praktiken in ihrer körperlich-materialen Verfasstheit einen *activity-place space*⁵⁰ konstituieren. Dieser ist dann nicht als ein absolut-substantialistischer Behälter zu denken, sondern als „ein prozessualer, relationaler Raum der Praktiken und Beziehungen zwischen verkörperten Teilnehmerinnen, Artefakten, Orten und Umgebungen.“⁵¹ Unter methodologischen Gesichtspunkten verweist Schmidt darauf,

⁴⁷ Vgl. Reckwitz 2003, 291f.; Hörning u. Reuter 2004, 11.

⁴⁸ z. B. Reckwitz 2012.

⁴⁹ Ders. 2008, 91.

⁵⁰ Vgl. Schatzki 2002, 43.

⁵¹ Schmidt 2012, 240.

dass „im Zuge von Globalisierungsentwicklungen lokale Grenzen [...] kaum noch mit den Grenzen des Sozialen [...] zusammenfallen“ und er schlägt Verfahren vor, „die die verschiedenen Kontexte der Beobachtungsgegenstände abschreiten und den Verkettungen von Praktiken über ihre verschiedenen Orte hinweg folgen.“⁵² Ein solches multilokales Vorgehen erschließe dann seine Gegenstände über die verschiedenen Orte und Schauplätze, kartografiere die Terrains und folge den Objekten und Subjekten in ihren Bewegungen.

Damit sind bereits zentrale Aspekte der praxistheoretischen Raumanalyse angesprochen, die konzeptionell aufzufächern und weiter zu vertiefen sind. Dies erfolgt über das Modell *Räume der Grenze*, das sich nicht als eine Theorie grenzüberschreitenden Handelns verstanden wissen will. Vielmehr geht es darum, eine an raum- und praxistheoretischen Überlegungen orientierte Systematik von heuristischen Kategorien bereitzustellen, die Frageperspektiven eröffnen für die Analyse von Raumkonstitutionen in grenzüberschreitenden Bezügen. Die Erläuterung solcher Kategorien ist nicht zwangsläufig an die hier vorgenommene argumentative Abfolge (a bis d) gebunden.

- a. Dem sozial-konstitutiven Raumbegriff folgend werden Räume in sozialen Praktiken hervorgebracht, womit das alltägliche, situationsgebundene ‚doing‘ in den Blick gerät. Zugriffe auf Raumemergenzen erfolgen dann über analytische Nahblicke auf die Lebenswirklichkeiten bzw. Praktikenkomplexe von Subjekten. Das bedeutet, dass die multilokal verstreuten sozialen Praktiken von ‚Grenzpendlern‘ zu untersuchen sind, um die darin hervorgebrachten *Räume der Grenze* bestimmen zu können. Dafür bieten die besprochenen Raumbegriffe und die praxistheoretische Perspektive geeignete Ansatzpunkte: Wird zunächst der materiale Aspekt von *Räumen der Grenze* berücksichtigt, so kann die relationale Raumvorstellung aufgegriffen werden, nach der sich Raum aus den Beziehungsstrukturen zwischen Körpern und Artefakten ableitet. Aus praxistheoretischer Sicht wären dann die grenzüberschreitenden Praktiken von ‚Grenzpendlern‘ hinsichtlich der beteiligten bzw. der in den Praktiken in Anordnung gebrachten Körper und Artefakte zu befragen. Ein solches Vorgehen, das auf die bedingenden und ermöglichenden physisch-materialen Aspekte von *Räumen der Grenze* abstellt, berücksichtigt die Körperlichkeit und Materialität von sozialen Praktiken in ihrer räumlichen Strukturiertheit.
- b. Ebenso ist hinsichtlich der mentalen Dimension von *Räumen der Grenze* eine Konvergenz von raum- und praxistheoretischen Überlegungen auszumachen. Denn während der sozial-konstitutive Raumbegriff die – sich erst im Umgang mit Körpern und Artefakten konstituierende – Bedeutung von Materialitäten betont, ist in den sozialen Praktiken das im Vollzug mobilisierte und sich aktualisierende praktische Wissen zentral. Beide Kategorien fokussieren auf Prozesse der Sinn-

52 Ebd., 256.

deutung und Sinnzuweisung in der Auseinandersetzung mit der materialen und sozialen Umwelt. Mit Bongaerts kann hier von einem inkorporiert-praktischen Sinn gesprochen werden, der über den körperlichen Vollzug von sozialen Praktiken zum Ausdruck kommt und inter-subjektiv wirksam wird, „ohne dass [...] die Akteure die Sinnhaftigkeit des Verhaltens reflexiv-bewusst geplant hätten oder sie ihnen in objektiv repräsentierter Form zugänglich wäre.“⁵³ Damit wird der implizite Charakter von praktischem Wissen angesprochen, das sich im Handlungsvollzug konstituiert und in der praxislogischen (Dis-)Kontinuität der körperlich und material verankerten Praktiken manifestiert. Mit Blick auf *Räume der Grenze* wären dann die sozialen Praktiken von ‚Grenzpendlern‘ hinsichtlich der darin artikulierten Praxislogiken – hier als Formen der Sinndeutungen und Sinnzuschreibung – zu befragen, die im Allgemeinen und in grenzüberschreitenden Bezügen im Besonderen als kontingent anzunehmen sind.

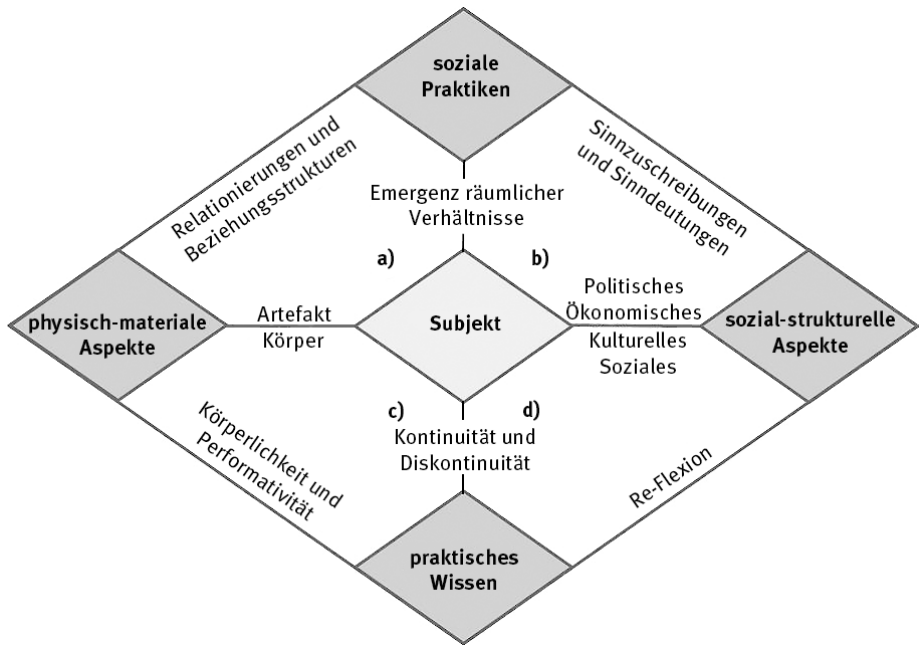


Abb. 1: *Räume der Grenze* – Heuristik zur praxistheoretischen Beschreibung und Analyse von Raumkonstitutionen in grenzüberschreitenden Bezügen. (Die Gliederung von a bis d gibt keine logische Folge vor, sondern hilft die Abbildung mit dem erläuternden Text zu verknüpfen.)

⁵³ Bongaerts 2012, 23.

- c. Dabei ist Kontingenz nicht zu überhöhen als ein arbiträres Moment, sind Subjekte doch stets als Kreuzungspunkte von historisch überformten und kulturell spezifischen Praktiken zu verstehen.⁵⁴ Daher sind die bedingenden und ermöglichenden Momente sozialer Praktiken gleichermaßen zu berücksichtigen, die nicht – wie soziale Strukturen – außerhalb der Praktiken, sondern „als stetig erneuerte Voraussetzungen und Resultate von Praktiken“⁵⁵ in den Praktiken selbst angesiedelt sind. Im Modell *Räume der Grenze* werden damit sozial-strukturelle Aspekte angesprochen, die soziale, kulturelle, politische und ökonomische Effekte betreffen und in Praktiken sowohl stabilisiert als auch verändert werden. Dieser Doppelcharakter wird begrifflich als Re-Flexion gefasst: die Kontinuität sozialer Praktiken und damit verbunden die Rückbezüglichkeit bzw. Reproduktion sozial-struktureller Aspekte einerseits (Reflexion) sowie die Diskontinuität sozialer Praktiken und damit verknüpft die ‚Beugung‘ bzw. Verschiebung sozial-struktureller Aspekte andererseits (Flexion). Die soziale Praktik ist dann zu verstehen „[...] als individualistische Strategie oder als gesellschaftliche Routine, als bewusste oder mechanische Aktion, als selbstständige Interpretation oder als Regelerfüllung.“⁵⁶ Für die Analyse von *Räumen der Grenze* ist besonders der flexive Charakter von sozialen Praktiken hervorzuheben, hilft er doch die Destabilisierungen von sozial-strukturellen Aspekten und die produktiv-kreativen Momente der Sinndeutung und Sinnzuweisung theoretisch zu fassen.
- d. Der inkorporiert-praktische Sinn – als ein zentrales Moment des praktischen Wissens – ist auf unterschiedliche Weise mit Materialitäten verknüpft, womit erneut die physisch-materialen Aspekte von *Räumen der Grenze* aufgerufen werden. Es geht dabei um die körperlichen Aufführungen von Praktiken, in der Zeichen prozessiert und Kompetenz demonstriert werden und die für die beteiligten Körper bzw. Subjekte einen praktischen Sinn machen.⁵⁷ Diese als korporalisierende Performativität⁵⁸ zu fassende Eigenschaft stellt die Ereignishaftigkeit des „körperlichen Dramas“⁵⁹ sowie das emergente Wechselverhältnis zwischen vollziehendem und beobachtendem Körper in den Mittelpunkt. Letzteres kann Auskunft geben über die Wahrnehmbarkeit von sozialen Praktiken und ihrer sozialen Verstehbarkeit, von der auch unter (gesteigerten) Kontingenzbedingungen – wie etwa im grenzüberschreitenden Kontext – ausgegangen wird. Während über die Körperlichkeit und Performativität die Sinndimension des sozial-konstitutiven Raumbegriffs hier hinsichtlich der inter-subjektiven Struktur eine

⁵⁴ Vgl. Reckwitz 2009, 176; Reuter 2004, 246.

⁵⁵ Schmidt 2012, 202.

⁵⁶ Hörning u. Reuter 2004, 14.

⁵⁷ Vgl. Schmidt 2012, 59f.; Reckwitz 2010, 190.

⁵⁸ Vgl. Krämer 2004, 17.

⁵⁹ Gugutzer 2004, 95.

Konzeptionalisierung erfährt, gilt es, sich ebenso der inter-objektiven Struktur von sozialen Praktiken zuzuwenden. Dabei geht es um Objekte und Artefakte, die in sozialen Praktiken kompetent eingesetzt werden, und um die materialen Voraussetzungen dafür, dass bestimmte Praktiken erst entstehen und vollzogen werden können.⁶⁰ Die Bedeutungen und praxislogischen Verwendungsweisen von Objekten und Artefakten gehen zum einen von ihnen selbst (*als Anrufung...*), zum anderen von den hantierenden Körpern (*...von praktischem Wissen*) aus: „Sie [die Artefakte] werden gehandhabt und drängen sich auf, sie sind Gegenstand der Verwendung und Benutzung und zugleich beeinflussen sie die Form, die soziale Praktiken überhaupt haben können.“⁶¹ Die Frage nach dem praktischen Sinn von Objekten und Artefakten führt somit wiederum zu einem emergenten Wechselverhältnis zwischen belebten und nicht-belebten Trägern von sozialen Praktiken und bleibt empirisch zu beantworten.

Festzuhalten ist, dass sich die entwickelte Heuristik in zwei miteinander verwobene Dimensionen gliedert, deren Kreuzungspunkt das als autonom *und* dezentriert angenommene Subjekt bzw. hier der ‚Grenzpendler‘ bildet. Die herausgearbeiteten Kategorien sind jeweils auf vielfältige Weise miteinander verwoben und wirken im Vollzugsgeschehen zusammen; ihre analytische Trennung jedoch eröffnet Frageperspektiven und hilfreiche Zugänge zur Beschreibung und Analyse von *Räumen der Grenze*. So können die an sozialen Praktiken beteiligten Artefakte und Körper – als physisch-materiale Aspekte grenzüberschreitender Raumkonstitution – hinsichtlich ihrer Anordnungen befragt werden. Die darüber bestimmbar werdenden Räume können sich grenzüberschreitend aufspannen und spiegeln die relationierenden Praktiken des grenzüberschreitenden Pendelns in ihrer räumlichen Strukturiertheit zurück. Daneben können Artefakte und Körper unter dem performativen Aspekt untersucht werden, womit Fragen nach der Inter-Subjektivität und Inter-Objektivität sowie die damit verbundenen Fragen nach den in grenzüberschreitenden Bezügen hervorgebrachten Bedeutungen und sozialen (Un-)Ordnungen in den Blick kommen. Diese können weiter unter dem Aspekt der Re-Flexion dahingehend befragt werden, inwiefern politische, ökonomische, kulturelle oder soziale Effekte grenzüberschreitende Praktiken beeinflussen bzw. inwiefern letztere die sozial-strukturellen Aspekte verändern.

Die Liste der möglichen Frageperspektiven für analytische Zugriffe auf *Räume der Grenze* ließe sich weiter fortsetzen und ist je nach Untersuchungsgegenstand spezifisch auszubuchstabieren. Dabei gilt es, besonders die Verknüpfungen zwischen den entwickelten Kategorien in den Blick zu nehmen, leisten sie doch die Verbindungen zwischen Kultur und Materialität und eröffnen räumliche Perspektiven auf soziale

⁶⁰ Vgl. Fischer-Lichte 2012, 161ff.; Reckwitz 2003, 291.

⁶¹ Reckwitz 2010, 193.

Phänomene in grenzüberschreitenden Bezügen. Aussagen über praxistheoretisch definierte Räume können dann immer nur Aussagen über ihre kulturellen und gleichermaßen materialen Konstitutionsprozesse sein, die sich auf die jeweils betrachteten Wechselwirkungen bzw. Teilaspekte von sozialen Praktiken beziehen. So wurden z. B. grenzüberschreitende Berufspendler und die im Praktikenkomplex ‚grenzüberschreitendes Pendeln‘ hervorgebrachten, räumlichen Verhältnisse untersucht.⁶² Die behandelten Fragestellungen fokussierten auf die sozialen Praktiken in ihren jeweiligen sinnhaften und materialen Dimensionen sowie in ihrer grenzüberschreitenden Multilokalität: die Fahrt zur Arbeit, Zusammenarbeit mit Kollegen, fremdsprachliche Kommunikation, Alltagspraktiken, Vergemeinschaftungspraktiken u. v. m. Die Zusammenschau der Ergebnisse zeigte, dass sich die zu nationalen Grenzen quer liegenden *Räume der Grenze* durch Merkmale kennzeichnen wie Pluralität, Persistenz, Informalität, Konfliktualität, Kontingenz und Ambivalenz.⁶³ Empirisch zu prüfen wäre, inwiefern diese Merkmale auch *Räume der Grenze* charakterisieren, wie sie z. B. Saisonarbeiter, entsandte Manager oder andere (mobile) *borderlands*⁶⁴ hervorbringen. Eine Studie⁶⁵ über Wohnmigration greift diese Frage auf. Darin wird die Konstitution von *Räumen der Grenze* durch Luxemburger untersucht, die ins benachbarte Ausland umziehen und deren Lebenswirklichkeiten – so die These – dies- und jenseits bzw. ‚auf‘ der Grenze anzusiedeln sind. Praxistheoretische Betrachtungen scheinen hier vielversprechend, um kulturelle und gleichermaßen materiale Konstitutionsprozesse von *Räumen der Grenze* zu erfassen.

5 Schlussbemerkung

In Anknüpfung an sozialgeographische und kultursoziologische Überlegungen wurde in diesem Beitrag ein praxistheoretischer Raumbegriff entwickelt und in analytische Kategorien überführt. Anlass für die Ausarbeitung des Modells *Räume der Grenze* gab die ‚Raumblindheit‘ in den kulturwissenschaftlichen *Border Studies*, die Raum als theoretische Kategorie weitgehend ausblenden und als geopolitische Ordnungskategorie voraussetzen. Dieser Umstand erscheint paradox, haben die *Border Studies* doch erst durch die Infragestellungen von räumlichen ‚Gegebenheiten‘ (z. B. Schengen-Abkommen, Fall des Eisernen Vorhangs) eine bemerkenswerte Entwicklung

⁶² Vgl. Wille 2012.

⁶³ Vgl. ebd. und ders. 2013.

⁶⁴ Boeckler 2012.

⁶⁵ Teilstudie „Regionalisierungen und Identitätskonstruktionen im Kontext grenzüberschreitender Wohnmobilität am Beispiel Luxemburgs“ (Elisabeth Boesen, Gregor Schnuer und Christian Wille) im Rahmen des Projekts „IDENT2 – Regionalisierungen als Identitätskonstruktionen in Grenzräumen“ (2011–2014, Universität Luxemburg).

durchlaufen. Die Bandbreite der Untersuchungsgegenstände leitet sich zu einem großen Teil aus den oben besprochenen Enträumlichungen ab, ihre raumtheoretische Rückbindung findet aber kaum statt. Das Modell *Räume der Grenze* leistet hier einen doppelten Beitrag: Es ist ein analytisches Angebot, um *Enträumlichung* unter dem Aspekt der *Verräumlichung* zu thematisieren. So ist das Modell auf Phänomene der Enträumlichung anwendbar (z. B. ‚Grenzpendler‘), die im *Doing Culture* wiederum neue räumliche Verhältnisse hervorbringen.

Um solche Prozesse sichtbar zu machen, wurde ein Raumbegriff entwickelt, der auf Kultur und Materialität gleichermaßen abstellt und versucht, die theoretisch nicht einholbaren Prozesse des grenzüberschreitenden Geographie-Machens nachzuzeichnen. Er fungiert als Konstrukt für sich fortlaufend verändernde Zusammenhänge zwischen Sinnelementen, Artefakten, Körpern und die räumlichen Ordnungen ihrer Manifestationen. Damit ist offengelegt, dass das Modell *Räume der Grenze* nicht ausschließlich für die raumsensible Beschreibung und Analyse von sozialen Praktiken in grenzüberschreitenden Bezügen nützlich ist, sondern grundsätzlich dort appliziert werden kann, wo die räumliche Dimension von Praktiken interessiert. Jedoch erweist es sich für die Untersuchung von grenzüberschreitend verstreuten Praktikenkomplexen als besonders gewinnbringend: emanzipiert sich der praxistheoretische Raumbegriff doch von vorgefertigten und übersubjektiv existierenden Wissensstrukturen, ebenso wie von georäumlich definierten Gültigkeitsbereichen normativer Ordnungen. Dies ermöglicht einerseits kontingente Sinnzusammenhänge und ihre Materialisierungen konzeptionell und empirisch zu fassen, andererseits den Raum in seiner Gemachtheit sowie losgelöst von geopolitischen Grenzziehungen und den damit verbundenen Containerraumvorstellungen zu denken und empirisch zu untersuchen.

Literaturverzeichnis

- Bachmann-Medick (2007): Doris Bachmann-Medick, *Cultural Turns. Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften*, Reinbek, (2. Aufl.), 284–327.
- Bathelt u. Glückler (2003): Harald Bathelt u. Johannes Glückler, *Wirtschaftsgeographie. Ökonomische Beziehungen in räumlicher Perspektive*, Stuttgart.
- Boeckler (2012): Marc Boeckler, „Borderlands“, in: Nadine Marquardt u. Verena Schreiber (Hgg.), *Ortsregister. Ein Glossar zu Räumen der Gegenwart*, Bielefeld, 44–49.
- Bonacker (2008): Thorsten Bonacker, „Gesellschaft. Warum die Einheit der Gesellschaft aufgeschoben wird“, in: Stephan Moebius u. Andreas Reckwitz (Hgg.), *Poststrukturalistische Sozialwissenschaften*, Frankfurt/M., 27–42.
- Bongaerts (2012): Gregor Bongaerts, *Sinn*, Bielefeld.
- Döring u. Thielmann (2008): Jörg Döring u. Tristan Thielmann (Hgg.), *Spatial Turn. Das Raumparadigma in den Kultur- und Sozialwissenschaften*, Bielefeld.
- Einstein (1960): Albert Einstein, „Vorwort“, in: Max Jammer (Hg.), *Das Problem des Raumes. Die Entwicklungen der Raumtheorien*, (Bd. 8), Darmstadt, 7–17.
- Fischer-Lichte (2012): Erika Fischer-Lichte, *Performativität. Eine Einführung*, Bielefeld.

- Gugutzer (2004): Robert Gugutzer, *Soziologie des Körpers*, Bielefeld.
- Günzel (2010): Stephan Günzel (Hg.), *Raum. Ein interdisziplinäres Handbuch*, Stuttgart.
- Hörning u. Reuter (2004): Karl H. Hörning u. Julia Reuter, „Doing Culture. Kultur als Praxis“, in: Karl H. Hörning u. Julia Reuter (Hgg.), *Doing Culture. Neue Positionen zum Verhältnis von Kultur und sozialer Praxis*, Bielefeld.
- Kajetzke u. Schroer (2010): Laura Kajetzke u. Markus Schroer, „Sozialer Raum. Verräumlichung“, in: Stephan Günzel (Hg.), *Raum. Ein interdisziplinäres Handbuch*, Stuttgart, 192–203.
- Kajetzke u. Schroer (2012): Laura Kajetzke u. Markus Schroer, „Space Studies“, in: Stephan Moebius (Hg.), *Kultur. Von den Cultural Studies bis zu den Visual Studies. Eine Einführung*, Bielefeld, 196–215.
- Krämer (2004): Sybille Krämer, „Was haben ‚Performativität‘ und ‚Medialität‘ miteinander zu tun? Plädoyer für eine in der ‚Asthetisierung‘ gründende Konzeption des Performativen“, in: Sybille Krämer (Hg.), *Performativität und Medialität*, München, 11–32.
- Lefebvre (1991): Henri Lefebvre, *The production of space*, Oxford.
- Lippuner (2005): Roland Lippuner, *Raum – Systeme – Praktiken. Zum Verhältnis von Alltag, Wissenschaft und Geographie*, (Sozialgeographische Bibliothek, Bd. 2), Stuttgart.
- Löw (2001): Martina Löw, *Raumsoziologie*, Frankfurt/M.
- Mau (2007): Steffen Mau, *Transnationale Vergesellschaftung. Die Entgrenzung sozialer Lebenswelten*, Frankfurt/M.
- Moebius (2008): Stephan Moebius, „Handlung und Praxis. Konturen einer poststrukturalistischen Praxistheorie“, in: Stephan Moebius u. Andreas Reckwitz (Hgg.), *Poststrukturalistische Sozialwissenschaften*, Frankfurt/M., 58–74.
- Moebius (2012a): Stephan Moebius (Hg.), *Kultur. Von den Cultural Studies bis zu den Visual Studies. Eine Einführung*, Bielefeld.
- Moebius (2012b): Stephan Moebius, „Kulturforschungen der Gegenwart – die Studies. Einleitung“, in: Stephan Moebius (Hg.), *Kultur. Von den Cultural Studies bis zu den Visual Studies. Eine Einführung*, Bielefeld, 7–12.
- Newton (1988): Isaac Newton, *Mathematische Grundlagen der Naturphilosophie*, (hg. von Ed Dellian), Hamburg, orig. 1687.
- Pries (2008): Ludger Pries, *Die Transnationalisierung der sozialen Welt*, Frankfurt/M.
- Ratzel (1966): Friedrich Ratzel, *Der Lebensraum. Eine biogeographische Studie*, Darmstadt.
- Reckwitz (2003): Andreas Reckwitz, „Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken. Eine sozial-theoretische Perspektive“, *Zeitschrift für Soziologie* 32 (4), 282–301.
- Reckwitz (2004): Andreas Reckwitz, „Die Entwicklung des Vokabulars der Handlungstheorien. Von den zweck- und normorientierten Modellen zu den Kultur- und Praxistheorien“, in: Manfred Gabriel (Hg.), *Paradigmen der akteurszentrierten Soziologie*, Wiesbaden, 303–328.
- Reckwitz (2008): Andreas Reckwitz, „Subjekt/Identität“, in: Stephan Moebius u. Andreas Reckwitz (Hgg.), *Poststrukturalistische Sozialwissenschaften*, Frankfurt/M., 75–92.
- Reckwitz (2009): Andreas Reckwitz, „Praktiken der Reflexivität. Eine kulturtheoretische Perspektive auf hochmodernes Handeln“, in: Fritz Böhle u. Margit Wehrich (Hg.), *Handeln unter Unsicherheit*, Wiesbaden, 169–182.
- Reckwitz (2010): Andreas Reckwitz, „Auf dem Weg zu einer kultursoziologischen Analytik zwischen Praxeologie und Poststrukturalismus“, in: Monika Wohlrab-Sahr (Hg.), *Kultursoziologie. Paradigmen – Methoden – Fragestellungen*, Wiesbaden, 179–205.
- Reckwitz (2012): Andreas Reckwitz, „Affective spaces: a praxeological outlook“, *Rethinking history* 16 (2), 241–258.
- Reuter (2004): Julia Reuter, „Postkoloniales Doing Culture. Oder: Kultur als translokale Praxis“, in: Karl H. Hörning u. Julia Reuter (Hgg.), *Doing Culture. Neue Positionen zum Verhältnis von Kultur und sozialer Praxis*, Bielefeld, 239–255.

- Schatzki (2002): Theodore Schatzki, *The Site of the Social. A Philosophical Account of the Constitution of Social Life and Change*, Pennsylvania State University.
- Schatzki (2010): Theodore Schatzki, *The Timespace of Human Activity. On Performance, Society, and History as Indeterminate Teleological Events*, Lexington.
- Schmidt (2012): Robert Schmidt, *Soziologie der Praktiken. Konzeptionelle Studien und empirische Analysen*, Frankfurt/M.
- Schmitt-Egner (2005): Peter Schmitt-Egner, *Handbuch zur Europäischen Regionalismusforschung. Theoretisch-methodische Grundlagen, empirische Erscheinungsformen und strategische Optionen des Transnationalen Regionalismus im 21. Jahrhunderts*, Wiesbaden.
- Schroer (2006): Markus Schroer, *Räume, Orte, Grenzen. Auf dem Weg zu einer Soziologie des Raums*, Frankfurt/M.
- Schroer (2008): Markus Schroer, „Bringing space back in‘ – Zur Relevanz des Raums als soziologische Kategorie“, in: Jörg Döring u. Tristan Thielmann (Hgg.), *Spatial Turn. Das Raumparadigma in den Kultur- und Sozialwissenschaften*, Bielefeld, 125–148.
- Schütz (1972): Alfred Schütz, „Der Fremde. Ein sozialpsychologischer Versuch“, in: Alfred Schütz (Hg.), *Gesammelte Aufsätze* (Studien zur soziologischen Theorie, Bd. 2), Den Haag, (1944), 43–69.
- Van Houtum, Kramsch u. Zierhofer (2005): Henk van Houtum, Olivier Kramsch u. Wolfgang Zierhofer (Hgg.), *B/Ordering Space*, Aldershot.
- Van Houtum u. van Naerssen (2002): Henk van Houtum u. Ton van Naerssen, „Bordering, Ordering and Othering“, *Journal of Economic and Social Geography* 93 (2), 125–136.
- Walter-Wastl (2011): Doris Walter-Wastl (Hg.), *The Ashgate Research Companion to Border Studies*, Farnham.
- Weichhart (2008): Peter Weichhart, *Entwicklungslinien der Sozialgeographie. Von Hans Bobek bis Benno Werlen* (Sozialgeographie kompakt, Bd. 1), Stuttgart.
- Werlen (1997): Benno Werlen, *Sozialgeographie alltäglicher Regionalisierungen. Globalisierung, Region und Regionalisierung* (Bd. 2), (Erdkundliches Wissen, Bd. 119), Stuttgart.
- Werlen (1999): Benno Werlen, *Sozialgeographie alltäglicher Regionalisierungen. Zur Ontologie von Gesellschaft und Raum*, (Bd. 1), Stuttgart.
- Werlen (2004): Benno Werlen, *Sozialgeographie. Eine Einführung*, Bern, (2. Aufl.).
- Werlen (2007a): Benno Werlen, *Globalisierung, Region und Regionalisierung. Sozialgeographie alltäglicher Regionalisierungen*, (Bd. 2), Stuttgart, (2. Aufl.).
- Werlen (2007b): Benno Werlen, „Einleitung“, in: Benno Werlen (Hg.), *Sozialgeographie alltäglicher Regionalisierungen. Ausgangspunkte und Befunde empirischer Forschung*, (Bd. 3), (Erdkundliches Wissen, Bd. 121), Stuttgart, 9–16.
- Werlen (2008a): Benno Werlen, „Körper, Raum und mediale Repräsentation“, in: Jörg Döring u. Tristan Thielmann (Hgg.), *Spatial Turn. Das Raumparadigma in den Kultur- und Sozialwissenschaften*, Bielefeld, 365–392.
- Werlen (2008b): Benno Werlen, *Sozialgeographie. Eine Einführung*, Bern, (3. Aufl.).
- Werlen (2009): Benno Werlen, „Geographie/Sozialgeographie“, in: Stephan Günzel (Hg.), *Raumwissenschaften*, Frankfurt/M., 142–158.
- Werlen (2010): Benno Werlen, *Gesellschaftliche Räumlichkeit. Orte der Geographie*, (Bd. 1), Stuttgart.
- Wille (2012): Christian Wille, *Grenzgänger und Räume der Grenze. Raumkonstruktionen in der Großregion SaarLorLux* (Luxemburg-Studien / Etudes luxembourgeoises, Bd. 1), Frankfurt/M.
- Wille (2013): Christian Wille, „Zur Persistenz und Informalität von Räumen der Grenze. Theoretisch-konzeptionelle Überlegungen und empirische Befunde“, *Itinera – Schweizerische Zeitschrift für Geschichte* (Beiheft „Hier und dort. Ressourcen und Verwundbarkeiten in multilokalen Lebenswelten / Ici et là. Ressources et vulnérabilités dans la vie multilocale“, hrsg. von Cédric Duchêne-Lacroix und Pascal Maeder), Nr. 34, 2013, 99–112.

Philipp Löffler

Was ist eine literarische Epoche?

Literaturgeschichte, literarischer Wandel und der Praxisbegriff in den Geistes- und Sozialwissenschaften

1 Einleitung

Dass jede Form der Literaturgeschichtsschreibung mit mehr oder minder voraussetzungsschweren Annahmen operiert, ist kein großes Geheimnis. Wenn wir literaturhistorisch argumentieren, treffen wir notgedrungen auch immer implizite Aussagen über das Verhältnis von Literatur und Gesellschaft; wir suggerieren eine bestimmte Idee von historischem Fortschritt; wir deuten nationale oder globale Bedeutungszusammenhänge von Literatur an und natürlich setzen wir einen speziellen Kulturbegriff voraus, der es uns erlaubt, die Funktion und Bedeutung literarischer Texte aus historischer oder historiographischer Perspektive erst zu benennen. Hinzukommen all die politischen und machttheoretischen Implikationen, die sich aus der kritischen Aufarbeitung des klassischen Kanons – zum Beispiel aus feministischer oder postkolonialer Warte – mit in die Diskussion um und über Literaturgeschichte einschreiben.

Im nun folgenden Essay möchte ich versuchen, aus hauptsächlich amerikanistischer Perspektive in drei Schritten die Probleme und Herausforderungen einzukreisen, die sich ergeben können, wenn man darüber nachdenkt, wie sich literarische Epochen und Momente literarischen Wandels sinnvoll erklären lassen. Zunächst möchte ich die heute gängigen literaturgeschichtlichen Modelle historisch und systematisch kurz vorstellen und ihre je eigenen Stärken und Schwächen erörtern. Dann möchte ich zeigen, inwieweit ein praxistheoretisches Verständnis vom Lesen und vom Schreiben hilfreich sein könnte, um manche der Probleme, die sich aus traditionellen Modellen ergeben, zu lösen, und am Schluss versuche ich, diesen praxeologischen Vorschlag zusammenfassend am Beispiel von zwei Periodisierungsversuchen in der amerikanischen Literaturgeschichte genauer zu explizieren. Ich konzentriere mich einerseits auf Theorien, die den Übergang von der Epoche der Romantik zur Epoche des Realismus im 19. Jahrhundert erklären sollen und ich möchte andererseits auf die amerikanische Literatur nach 1945 blicken, die gemeinhin mit den Anfängen und der sukzessiven Erfolgsgeschichte der sogenannten Postmoderne in Verbindung gebracht werden.

2 Literaturgeschichte

Die Tatsache, dass in regelmäßigen Abständen Versuche unternommen werden, vermeintlich alte und theoretisch überholte Modelle der Literaturgeschichte in Frage zu stellen und durch neue und vermeintlich scharfsinnigere, problembewusstere und politisch feinfühliger Modelle zu ersetzen, zeigt, dass es im Kreis der Literatur- und Kulturwissenschaftler ein grundsätzliches und fortdauerndes Bedürfnis gibt, über die historischen und methodologischen Bedingungen der eigenen Disziplin nachzudenken. Anders lässt sich ja kaum erklären, dass im Abstand von ungefähr fünf Jahren neue oder überarbeitete Anthologien und Überblicksgeschichten zu wesentlichen literarischen Epochen oder ganzen Nationalliteraturen veröffentlicht werden.¹ Die Politisierung der Literaturwissenschaften seit den 1970er Jahren, in Amerika im Nachhall der Bürgerrechtsbewegung vor allem, mag da ein wichtiger historischer Impuls sein. Jedoch lässt sich das Problembewusstsein gegenüber den Herausforderungen der Literaturgeschichte nicht allein aus historisch-politischer Perspektive begreifen. Der vermeintliche Zwang zur Neuerung und zur Revision des bereits Etablierten unterliegt ebenso starken intra-systemischen Zwängen, die sich über die Verhaltensroutinen professionalisierter Wissens- und Wissenschaftsgemeinschaften erklären lassen.²

Macht man sich nun die Mühe, die einschlägigen Literaturgeschichtswerke und literarischen Anthologien genauer anzuschauen, stellt man schnell fest, dass selbst die theoretisch und politisch avanciertesten Modelle im Kern einer universalhistorisch, linearen Grundstruktur folgen. Trotz aller theoretischen Selbstbespiegelung bleibt es scheinbar so, dass wir es mit großen Syntheseversuchen zu tun haben, die eine immanent sinnhafte und kohärente Gesamtentwicklung von Romantik bis Postmoderne vorschlagen und dementsprechend dann auch Autorengruppen und Gattungspoetiken erklären. Es sind dann auch oft die sogenannten *großen* Autoren oder Autorinnen, die als Gewährsmänner- oder -frauen für eine derartige Form der Literaturgeschichtsschreibung verwendet werden. Shakespeare, Goethe oder Hemingway werden in ihrem literarischen Schreiben in Bezug gesetzt zu ihrem historischen

¹ In den USA lässt sich diese Entwicklung gut am Beispiel der *Norton Anthology of American Literature* und der *Heath Anthology of American Literature* nachvollziehen, die beide in der bereits achten beziehungsweise sechsten Auflage erschienen sind. Beide Werke setzen sich bewusst mit den historischen, literaturtheoretischen und sozio-institutionellen Bedingungen ihrer eigenen Produktion auseinander und versuchen so, einem grundsätzlich dynamischen Verständnis von Literaturgeschichte gerecht zu werden. Auffällig sind dabei auch die jüngeren Bemühungen, der multiethnischen Verfasstheit der USA durch gesonderte Anthologien zur Literatur der Afro-Amerikaner oder etwa der Chicano-Bewegung gerecht zu werden. Ob oder inwieweit solche Revisionsanstrengungen mit entweder politischen oder theoretischen Entwicklungen innerhalb der Literaturwissenschaften zu tun haben, bleibt dabei in vielen Fällen nicht ganz klar. Vgl. Baym u. a. 2011; Lauter u. a. 2008; ders. u. a. 2009.

² Vgl. Fluck 2002; Guillory 1993; Graff 1987, 247–263.

Umfeld und in formaler Abgrenzung gegenüber vorherigen und folgenden Epochenabschnitten als besonders sinnbildlich für ihre eigenen Perioden vorgestellt. Dass sich dabei formalistische und historische Argumente oft in die Quere kommen oder gar gegenseitig ausschließen, wird oft stillschweigend in Kauf genommen. Nun sind solche traditionellen Klassifikationsraster aber zweifelsohne wichtig und sie haben einen enormen praktischen Nutzen. Sie dienen in allen literaturwissenschaftlichen Einführungsveranstaltungen zur Orientierung – Epochen und Gattungswissen gilt in B.A.-Studienordnungen vieler Universitäten als Schlüsselqualifikation im Grundstudium – und im Großen und Ganzen funktionieren die epochenspezifisch abgeleiteten Strukturmerkmale literarischer Texte auch bei der ganz konkreten Analyse, dem *close-reading* von Gedichten, Dramentexten oder Romanen und Kurzgeschichten. Der Alltagsbetrieb innerhalb der Literaturwissenschaften kann also gar nicht ohne diese Ordnungsmuster bewältigt werden.

Die metatheoretischen Debatten allerdings, die sich um jeden Versuch der Literaturgeschichtsschreibung spinnen, deuten an, dass sich die konzeptionellen Vorbedingungen einer solchen literaturwissenschaftlichen Praxis in weiten Teilen noch im Unklaren befinden und bei Weitem nicht so unzweideutig erkennbar sind, wie die Überblickswerke zur amerikanischen, deutschen oder französischen Literaturgeschichte glaubhaft versichern. Diese theoretischen Kontroversen haben eine lange Vorgeschichte, die sich historisch und systematisch über verschiedene, manchmal konkurrierende und manchmal vermittelbare Theorieparadigmen darstellen lassen. Ich möchte hier zunächst von vier wesentlichen Bereichen mit entsprechend unterschiedlichen theoretischen Annahmen ausgehen, die ich im folgenden Abschnitt als Paradigmen I–IV bezeichne. Historisch lassen sich dabei zunächst zwei große Theorieschulen unterscheiden, die zeitgleich zwischen den 1920ern und 1940ern, jedoch aus zum Teil ganz unterschiedlichen institutionellen, politischen und philosophischen Horizonten, herausgebildet und verteidigt wurden. Bei Paradigma I handelt es sich um eine Form der Literaturgeschichte, wie sie sich im frühen 20. Jh. aus dem historischen Materialismus herleiten konnte und in Deutschland zunächst vor allem in der Kulturkritik der Frankfurter Schule und der Rezeption so bedeutender Theoretiker wie Georg Lukács oder Antonio Gramsci aktuell wurde. Die marxistische Ästhetik im Speziellen entwickelte sich aus dem Versuch, kulturelle Produktionsformen wie die Literatur oder die bildenden Künste aus ihrer geschichtlich-sozialen Spezifik theoretisch zu erklären und als Teil eines größeren geschichtsphilosophischen Zusammenhangs zu benennen. Die Theoretisierung einer solchen Form der Literaturgeschichtsschreibung hing maßgeblich damit zusammen, dass sich der Marxismus, vor allem nach Ende des Ersten Weltkriegs, nicht mehr länger als allein politisches Reformprojekt beschreiben ließ, sondern zunehmend auch einen von der politischen Praxis

entkoppelten Theorieapparat entwickelte und akademisch sanktionierte.³ Historisch beinahe zeitgleich formierte sich die systemische Gegenbewegung zum marxistischen Literaturgeschichtsverständnis – das zweite große Paradigma also – in der formalistischen Ästhetik der frühen Strukturalisten, des *New Criticism* und – in Deutschland wiederum – der Vertreter der sogenannten werkimmanenten Interpretation. Wo es dem marxistischen Geschichtsverständnis nach einen zwingenden Zusammenhang von politischer Wirklichkeit und ästhetischer Form geben musste, zeichneten sich die Modelle der werkimmanenten Interpretation in der radikalen Infragestellung eben dieses Zusammenhanges aus. Dieser „Antagonismus von reiner Dichtung und zeitgebundener Literatur“, wie ihn Hans-Robert Jauss einmal sehr treffend beschrieb,⁴ lässt sich in seiner geschichtlichen Beantwortung innerhalb der Literatur- und Kulturtheorie aus verschiedenen leserorientierten beziehungsweise subjekttheoretischen Perspektiven nachvollziehen, die sich mit Beginn der 1960er Jahre langsam zu formieren begannen. Hier nun möchte ich von Paradigma III auf der einen und Paradigma IV auf der anderen Seite sprechen. Einerseits haben wir es mit einem Bündel von Versuchen zu tun, den Leser als historisch spezifisches und doch subjekttheoretisch souveränes Sinnzentrum der literarischen Textinterpretation zu erklären. Hier sind rezeptions-ästhetische Programme im Kielwasser der Konstanzer Schule zu nennen, aber auch neuere Modelle des angloamerikanischen Neopragmatismus (Paradigma III).⁵ Andererseits, und zwar wiederum historisch zeitgleich, ging es um das Bemühen, Literaturgeschichte im Nachhall dekonstruktivistischer bzw. poststrukturalistischer Kritik als prinzipiell offenes, interreferentielles Verweisspiel literarischer Texte und Diskurse zu beschreiben, innerhalb derer der Leser zwar eine aktive, vermittelnde Rolle innehat, nicht aber als absolutes Sinnzentrum, als Letztgrund literarischer Sinnstiftung begriffen werden darf (Paradigma IV).⁶ Während sowohl der marxistische als auch der formalistisch-werkimmanente Literaturbegriff mit einer universalistischen Vorstellung von literarischer Bedeutung und literarischem Wandel arbeitet, lässt sich für die dann folgenden Theorieparadigmen eine starke Tendenz hin zur Pluralisierung und Enthierarchisierung von literaturhistorischen Grundbegriffen feststellen.

Die sich so in den 1970er und 1980er Jahren abzeichnende Pluralisierung der Literaturgeschichte ist bis heute zu erkennen und in den theoretischen und politischen Grundannahmen jüngster Veröffentlichungen scheinbar aktuell wie nie. Das trifft vor allem auf die Vielzahl von Arbeiten zu, die in den USA aus dem Kontext minderheitenorientierter Theoriebildung entstanden sind. Die herausragenden Erkenntnisleistun-

³ Eine sehr erhellende Erläuterung dieser Unterscheidung findet sich in Perry Andersons *Considerations on Western Marxism*. Vgl. Anderson 1979, 29.

⁴ Jauss 1967, 17.

⁵ Vgl. Iser 1972; ders. 1976; Fish 1980; Rorty 1982; Knapp u. Michaels 1985.

⁶ Vgl. Derrida 2001; ders. 1999; Barthes 2000; Foucault 1974, 17–331, 413–447; ders. 2000.

gen dieser Ansätze hat der amerikanische Literaturwissenschaftler Sacvan Bercovitch bereits 1986 auf den Punkt gebracht und folgendermaßen zusammengefasst:

One is the recognition that questions of race and gender are integral to formalist analysis. Another is the recognition that political norms of interpretation are inscribed in aesthetic judgment and therefore inherent in the process of interpretation. Still another is the recognition that aesthetic structures shape the way we understand history, so that tropes and narrative devices may be said to use historians to enforce certain views of the past.⁷

Der bemerkenswerte Aspekt in Bercovitchs Statement betrifft die Vorstellung, dass sich hinter der amerikanischen Literaturgeschichte nicht ein universales, nationales Geschichtssubjekt befindet, dass sich souverän immer wieder aufs Neue in den Feldern kultureller Produktion einschreibt oder abbildet. Stattdessen argumentiert Bercovitch dafür, die grundsätzliche politische, soziale und kulturell-ethnische Bedingtheit historiographischer Arbeit produktiv im Sinne einer Pluralisierung von Literaturgeschichte fruchtbar zu machen. Bercovitch ist natürlich ein Kind seiner Zeit und so verwundert es kaum, dass die Überlegungen, die mit in seinen Aufsatz einfließen, stark durch gerade die Theoriepositionen gestützt werden, die ich weiter oben als Theorieparadigmen III und IV im Sinne einer Autonomisierung des Lesers gefasst habe. Warum nun aber, so könnte man fragen, sollte man einen Literaturtheoretiker aus dem Jahr 1986 zu Rate ziehen, um dem Problem der Literaturgeschichtsschreibung in aktuellen Kontexten theoretischer Diskussion beizukommen? Warum also ein doch scheinbar angestaubtes Theorievokabular bemühen, wenn es doch eigentlich darum gehen sollte, aktuelle Antworten auf immer noch drängende Fragen zum Verhältnis von literarischer Produktion und literarischer Periodisierung zu finden? Die Antwort ist recht einfach: Die von Bercovitch getroffene Einschätzung und seine politischen Annahmen wurden im Bereich der Amerikanistik (und nicht nur dort) – mit wenigen Ausnahmen und geringer Abweichung – in die Kontexte heutiger Diskussionen aufgenommen und fortgeschrieben. Es handelt sich hierbei um die Prämissen, unter denen zwischen 1986 und 2004 die *Cambridge History of American Literature* entstand; es sind dieselben Prämissen, die zur Publikation der *Norton Anthology of African-American Literature* (1996) und zur *Norton Anthology of Latino Literature* (2010) führten, und mit einem ähnlich pluralistischen, wenn auch nicht mehr so strategisch politischen Anspruch wurde im Jahr 2009 die *New Literary History of America* von der Harvard University Press herausgegeben. Hinzu kommen die Neuauflagen der *Norton Anthology of American Literature* und der politisch etwas weiter links orientierten *Heath Anthology of American Literature*.⁸

Der für diesen Text nun besonders spannende Punkt ist, dass sich ungeachtet der zunehmenden Politisierung des literarischen Kanons und der Revision klassischer

⁷ Bercovitch 1986, 637.

⁸ Vgl. ders. 1986–2004; Marcus u. Sollors 2009; Gates u. McKay 1996; Stavans u. a. 2010.

Kultur- und Nationenbegriffe die eigentlichen Modelle der Literaturgeschichtsschreibung in ihren Grundannahmen kaum verändert haben. Das zeigt sich vor allem in der Verwendung des klassischen Epochenbegriffs und den Begründungen literaturgeschichtlichen Wandels, konkret also dem Übergang von einer Epoche zur nächsten. Wir sprechen immer noch wie selbstverständlich vom Realismus, vom Modernismus oder Postmodernismus und wir setzen gleichzeitig voraus, dass sich die Abfolge dieser Epochen in einem Zusammenhang der absoluten Folgerichtigkeit befindet. Was sich zweifelsohne geändert hat, sind die Autorenfiguren und kulturell-politischen Kontexte, die den traditionellen Epochenbegriffen zugeordnet werden. Es gibt heute aus guten Gründen Werke zur afroamerikanischen Literaturgeschichte, zur Geschichte der amerikanischen Frauenliteratur oder zur Literatur der *Chicano*-Bewegung. Aber diese sogenannten guten Gründe sind allein aus politischer Perspektive gute Gründe und zeugen vom moralischen Training heutiger Literaturwissenschaftler; sie sind das Produkt multiethnisch-feministischer Herausgebergremien und haben an sich nichts zu tun mit der theoretischen Frage, wie Literaturgeschichte prinzipiell funktionieren kann. Wenn also zum Beispiel Nina Baym, Vorsitzende des Herausgebergremiums der *Norton Anthology of American Literature*, feststellt, dass die vorliegende achte Auflage darum bemüht sei, traditionelle Sichtweisen auf Literaturgeschichte gegenüber jüngeren theoretischen Impulsen abzuwägen und mit diesen in Einklang zu bringen, dann bezieht sich Baym hauptsächlich auf das Problem amerikanischer kultureller Repräsentativität und die Herausforderung, Vielfalt gegenüber Qualität abzuwägen. Was Baym interessiert, ist, inwieweit man an einem traditionellen, holistischen Konzept der amerikanischen Literatur und Kultur festhalten und trotzdem der Vielzahl von politisch und sozial ausgegrenzten Autoren- und Lesergruppen in der amerikanischen Geschichte gerecht werden kann.⁹ Das Konzept der Literaturgeschichte selbst bleibt von solcherlei Erwägungen aber völlig unberührt. Gerade in ihrem radikalen Geschichtspluralismus sind gegenwärtige Modelle der Literaturgeschichtsschreibung an die Annahme großer Erzählungen gebunden, an traditionelle Erklärungs- und Ordnungsmuster also, die es dann gilt, mit Titeln wie *American Renaissance Re-Visited*, *Ethnic Modernism* oder *Beneath the American Renaissance* aus den Angeln zu heben oder zumindest zu erweitern und zu spezifizieren.¹⁰

Wenn man also auf die Verwendung der Epochenbegriffe selbst blickt und ganz speziell auf die Begründung ihres historischen Zusammenhangs, dann zeigt sich, wie sehr diese einer im Prinzip universalistisch-teleologischen Vorstellung von historischem Fortschritt verpflichtet sind; auch wenn gerade dieser Befund von den meisten Theoretikern heftig bestritten wird. Der Objektivismusanspruch ans realistische Schreiben im 19. Jahrhundert zum Beispiel, gilt nach wie vor als der irgendwie naive Glaube an das wahre Wesen der Dinge, während die ironisch-selbstreflexive Distanz

⁹ Vgl. Baym u. a. 2011, V–XII.

¹⁰ Michaels u. Pease 1989; Sollors 2008; Reynolds 1988.

postmodernistischer Texte als Ausdruck einer historisch gewachsenen Reife dem Problem des Realismus gegenüber eingestuft wird. Und diese Reife macht es nun eben auch scheinbar möglich, mit einem abgeklärten Lächeln auf die naiven Frühformen der jetzt erst gewonnenen Souveränität zurückzublicken. Die kanadische Literaturwissenschaftlerin Linda Hutcheon vollzieht dieses Argument in Reinform in der Beschreibung dessen, was sie „Historiographic Metafiction“ nennt, eine postmoderne Aneignung des historischen Romans des 19. Jhs. mit dem Ziel, dessen naiven Glauben an die Objektivität von Geschichte zu entlarven. Wo es anfänglich noch darum ging, einen ernst gemeinten, erkenntnistheoretischen Wirklichkeitsanspruch literarisch umzusetzen, setze sich der postmoderne Geschichtsroman über diesen Anspruch spielerisch hinweg, indem er das Thema der geschichtlichen Realität, ihrer Erfahrbarkeit, zwar aufgreife, letztlich aber immer skeptizistisch unterlaufe und in seiner Nichtverfügbarkeit problematisiere oder belächle.¹¹ Literaturgeschichtlicher Fortschritt erscheint demnach auch immer als Teil einer großen allumfassenden Geschichtsbewegung, die sich bei aller Kontingenz doch relativ gleichmäßig und kohärent über die Gattungs- und Genre Grenzen hinweg durchzusetzen scheint und zielgerichtet ist. Literarischer Produktion, dem Schreiben im weitesten Sinne, wird dabei eine universale Entwicklungslogik beigemessen, die in den verschiedenen Theorielagern – bei natürlich jeweils anderen politischen und methodologischen Ausgangspositionen – relativ analog begründet wird.

Was die gegenwärtigen Modelle der Literaturgeschichtsschreibung dabei kennzeichnet, bei all ihren Stärken, ist eine unübersehbare Verlegenheit gegenüber Fragen, die auftauchen, wenn man die Ränder literarischer Epochen untersucht oder aber sogenannte literarische Ausnahmeerscheinungen erklären muss. Ich möchte an dieser Stelle kurz vier Fragenbereiche skizzieren, die ich im letzten Teil meines Essays aus praxeologischer Perspektive aufgreifen möchte.

1. **Anfang und Ende:** Wie lässt sich der Beginn einer Epoche sinnvoll historisch begründen? Wann endet eine Epoche und warum? (Warum wird der offizielle Beginn des amerikanischen Realismus in den 1860ern gesehen und nicht in den 1850ern? Bedeutet das, dass die Romantik nach 1859 nicht mehr existierte? Gab es nicht schon früher sogenannte realistische Schreibformen?)
2. **Ausnahmen:** Wie geht man mit Autoren um, die einfach nicht zu der Epoche passen, der sie doch eigentlich historisch angehören? Oder: Wie geht man mit Autoren um, die schriftstellerisch verschiedene Epochen zu bedienen scheinen? (Je nach Perspektive ist der amerikanische Gegenwartsautor Don DeLillo schon

¹¹ Hutcheon formuliert in diesem Zusammenhang wie folgt: „Historiographic metafiction self-consciously reminds us that, while events did occur in the real empirical past, we name and constitute those events as historical facts by selection and narrative positioning. And, even more basically, we only know of those past events through their discursive inscription, through their traces in the present“ (Hutcheon 1988, 97).

als Modernist, Realist und sogar Romantiker kategorisiert worden; Steven Crane, traditionell den Naturalisten zugehörig, gilt vielen als früher Modernist.)

3. **Vielfalt:** Wie lassen sich die zum Teil eklatanten inhaltlichen und stilistischen Unterschiede zwischen Autoren ein und derselben Epoche erklären? (Man findet innerhalb des amerikanischen Postmodernismus ethnisch expressive Literatur von solch populären Autoren wie Philip Roth, John Updike oder Toni Morrison, die man gemeinhin als realistisch bezeichnet, genauso wie experimentelle Schreibformen in den Werken Thomas Pynchons und Robert Coovers. Ähnlich große Unterschiede ließen sich im Zeitalter des Realismus zwischen Mark Twain und Henry James feststellen.)
4. **Prestige:** Auf welche Weise lassen sich einerseits ökonomischer Erfolg literarischer Werke, Massengeschmack also, und die Annahme vermeintlich großer, schwieriger Literatur andererseits in der Literaturgeschichtsschreibung darstellen?

Dies alles sind natürlich keine vollkommen neuen Fragen und es wird wohl auf die Schnelle auch keine vollkommen neuen Antworten auf diese Fragen geben können. Trotzdem möchte ich versuchen, eine zusätzliche, nämlich praxistheoretische Perspektive anzubieten, die es eventuell möglich macht, manchen dieser Fragen aus anderem Blickwinkel und mit anderen theoretischen Vorannahmen zu begegnen. Allgemein geht es mir in diesem Sinne um einen praxeologischen Ansatz zur Literaturgeschichte, der, wie der Historiker Sven Reichardt betont, „die sozialhistorische Analyse von sozialen Milieus, Institutionen und sozialen Netzwerken mit der kulturhistorischen Untersuchung von Denkstilen, Verhaltensmustern und Diskursen“ verbindet.¹² Es geht um die historische Analyse von literarischem Schreiben als kultureller Praktik und damit auch um den sozialen Ort von Literatur an sich. „Eine Praktik“, so Andreas Reckwitz, „besteht aus bestimmten routinisierten Bewegungen und Aktivitäten des Körpers. Dies gilt ebenso für intellektuell ‚anspruchsvolle‘ Tätigkeiten wie die des Lesens, Schreibens oder Sprechens.“¹³ Die Körperlichkeit und habitualisierte Wiederholung vom Schreiben als Praktik wird damit zur zentralen Annahme. In diesem Sinne darf meine literaturhistorische These vom Schreiben und Lesen als Tätigkeiten auch im erweiterten Kontext des sogenannten *Practice Turn* innerhalb der Geistes- und Sozialwissenschaften betrachtet werden, wie er sich im Verlauf der letzten 25 Jahre unter zum Teil sehr unterschiedlichen theoretischen Voraussetzungen etablieren konnte und diskutiert wurde.¹⁴

¹² Reichardt 2007, 44f.

¹³ Reckwitz 2003, 290.

¹⁴ Der sogenannte *Practice Turn* findet sich unter teilweise unterschiedlichen theoretischen Vorannahmen in gegenwärtigen Debatten der analytischen Sprachphilosophie; man findet den *Practice Turn* in den materialen Analysen der Ethnographie seit den 1970er Jahren, genauso wie in manchen Arbeiten poststrukturalistischer Theoretiker zum Biopolitischen. Schließlich scheint es möglich, den

3 Lesen und Schreiben als Praxisbegriffe

Begreift man Lesen und Schreiben als Performances oder praktisches Knowhow, wie es viele Praxeologen tun, dann haben diese Performances oder Praktiken einen konkreten, geschichtlichen Ort, den man mit Andreas Reckwitz als das „Soziale“ bezeichnen könnte. Das „Soziale“ ist Reckwitz folgend

nicht der (kollektive) ‚Geist‘ und auch nicht ein Konglomerat von Texten und Symbolen (erst recht nicht ein Konsens von Normen), sondern es sind die ‚sozialen Praktiken‘, verstanden als know-how abhängige und von einem praktischen ‚Verstehen‘ zusammengehaltene Verhaltensroutinen, deren Wissen einerseits in den Körpern der handelnden Subjekte ‚inkorporiert‘ ist, die andererseits regelmäßig die Form von routinisierten Beziehungen zwischen Subjekten und von ihnen ‚verwendeten‘ materialen Artefakten annehmen.¹⁵

Eine solche Vorstellung vom Sozialen als Ort routinisierter Handlungsformen ist für die folgenden Überlegungen zum Problem der Literaturgeschichtsschreibung bedeutsam, weil sie sich sowohl von klassischen soziologischen Handlungs- und Akteurs-theorien als auch von traditionell text- und symbolorientierten Paradigmen innerhalb der kulturwissenschaftlich orientierten Literaturwissenschaften unterscheidet.¹⁶ Die hier angedeutete Unterscheidung ist von zentraler Bedeutung.

Wendet man den so vorausgesetzten Verhaltens- oder Handlungsbegriff nämlich literaturhistorisch an, dann geht es zunächst um einen Begriff des literarischen Schreibens, der sich mehrfach negativ verhält und zwar erstens zur idealistisch-phänomenologischen Vorstellung vom Literarischen als Abbildung vorempirischer Zustände des reinen Bewusstseins; zweitens zum erkenntnistheoretischen Optimismus mancher Realismus-Schulen, wo die Literatur zum Hilfsmittel erklärt wurde, um dem wahren Kern der Wirklichkeit näher zu kommen und den potentiellen Leser didaktisch zu bilden; drittens zur formalistischen Regelpoetik (zum Beispiel im Neoklassizismus des frühen 19. Jhs. oder auch im anglo-amerikanischen *New Criticism* zu Beginn des 20. Jahrhunderts), nach der man literarische Schönheit ahistorisch auf Grundlage konsensualistisch vereinbarter, formaler objektiver Normen bewertete; und schließlich verhält sich ein solcher Handlungsbegriff literaturhistorisch

Praxisbegriff jüngerer Debatten über ein neo-pragmatistisches Verständnis von Sprachen und Handlung zu beschreiben. Vgl. u. a. Garfinkel 1984; Geertz 2002; Foucault 1991a; Butler 1990; Schatzki 2002; Rorty 1989; Rorty 2006, 93–112. Einen exzellenten Überblick zum theoretischen Fundament und zur disziplinären Einordnung des *Practice Turn* bietet Reckwitz 2003.

¹⁵ Reckwitz 2003, 289.

¹⁶ Als gute Kontrastfolie zum praxistheoretischen Verständnis von Kultur und Literatur bietet sich zum Beispiel folgende Definition von Vera und Ansgar Nünning an. Kultur wird von ihnen „als der von Menschen erzeugte Gesamtkomplex von Vorstellungen, Denkformen, Empfindungsweisen, Werten und Bedeutungen aufgefasst, der sich in Symbolsystemen materialisiert“ (Nünning u. Nünning 2003, 6).

angewendet auch negativ gegenüber dem Textualismus klassisch dekonstruktivistischer Theoriebildung. Hier ist Handlung in allererster Linie in diskursiv kodierten und intertextuell stets aufs Neue verschobenen Symbolkonglomeraten denkbar, entkoppelt von der Souveränität einzelner Akteure.¹⁷ Doch ist es gerade die Handlungsmächtigkeit Einzelner und ihre Vernetzung mit den materialen Bedingungen ihrer sozialen Umwelt, „Artefakten“, wie Reckwitz betont, die unter praxeologischen Anschauungskategorien zentrale Bedeutung gewinnen.¹⁸ Dieser Aspekt soll im Folgenden weiter erläutert werden.

Aus praxeologischer Perspektive lassen sich Leser und Schreiber als Akteure verstehen, die sich innerhalb institutionell und historisch isolierbarer Handlungsgemeinschaften über antrainierte Performanzrituale, bestimmte *Moves* verständigen und autorisieren. Literarisches Schreiben bedeutet aus praxistheoretischer Perspektive damit zunächst einmal nur die Fähigkeit, eine bestimmte, zum Beispiel inhaltliche, stilistische oder gattungstypologisch relevante Textform hervorzubringen, die innerhalb der *Peer Group* als gekonnt, als *skilfull* erkannt und bewertet wird. Schreiben wird so als ritualisierte, verinnerlichte Praktik verstanden, die sich stark von klassischen Konzepten des intentionalen Handelns abgrenzen lässt. Man mag sich in diesem Zusammenhang an die Etablierung modernistischer Avantgarden erinnern, die sich über zumeist formal anspruchsvolle, unkonventionelle literarische Formen ihren Anspruch auf künstlerische Vorreiterschaft sichern wollten und dies auch mit beachtlichem Erfolg über längere Zeit taten. Wie sich ganz vorzüglich im Werk des Nobelpreisträgers T. S. Eliot zeigen lässt, ergibt sich dabei die Idee, schwierige Literatur zu produzieren, nicht etwa allein aus einem Reflex auf die schwer zu durchdringende Wirklichkeit des frühen 20. Jahrhunderts oder die Undurchdringbarkeit der menschlichen Psyche. Der sogenannte schwierige Text funktionierte für Eliot und viele andere Modernisten auch als Erkennungszeichen eines Künstlerdiskurses, der sich bewusst weit jenseits des bürgerlichen Mainstreams inszenierte.¹⁹

Dass es zu diesen und anderen Erkennungsmomenten kommt, setzt Prozesse der Routinisierung voraus, wie Karl Hörning und Julia Reuter in ihrem gemeinsamen Vorwort zum Essayband *Doing Culture* betonen:

Erst durch häufiges und regelmäßiges Miteinandertun bilden sich gemeinsame Handlungsgepflogenheiten heraus, die soziale Praktiken ausmachen. Soziologisch interessant ist jenes gemeinsame Ingangsetzen und Ausführen von Handlungsweisen, die in relativ routinisierten Formen verlaufen und eine bestimmte Handlungsnormalität im Alltag begründen.²⁰

¹⁷ Exemplarisch sei hier auf Judith Butlers *Undoing Gender* verwiesen. Vgl. Butler 2004, 1–40.

¹⁸ Reckwitz 2003, 290.

¹⁹ Vgl. Eliot 1921, 281–292.

²⁰ Hörning u. Reuter 2004, 12.

Bemerkenswerte literarische Texte sind dann nicht deswegen bemerkenswerte literarische Texte, weil sie besonders gekonnt die empirische Wirklichkeit abbilden oder weil sie besonders schön oder geistreich sind, sondern deswegen, weil sie einen auf Erfahrung basierten, geteilten Erwartungshorizont erfüllen, der mit für die jeweilige Akteursgruppe wichtigen Werten versehen ist. Die Bedeutung literarischer Texte ergibt sich demnach auch nicht aus der repräsentativen Kraft von Textstrukturen, sondern aus einem rituell sanktionierten Konzept gemeinschaftlichen Handelns, das Momente der Wiedererkennbarkeit schafft. Die so etablierten Erwartungshorizonte lassen sich sowohl als verinnerlichte, verleblichte soziale Codes im Sinne des Bourdieuschen Habitus-Begriffes erklären oder auch im Sinne von Foucaults machtheoretischen Ausführungen zum Bio-Politischen. Was beide Spielarten miteinander verbindet, unabhängig von ihrer theoretischen Fundierung, ist die Einsicht, dass Verhalten und Handlung einerseits und symbolisch veräußerte Sinnstrukturen andererseits nicht voneinander trennbare Elemente darstellen. Der Historiker Sven Reichardt betont dementsprechend, dass „Ideen, Denkstile und Wahrnehmungsformen [...] per se sozial verstanden werden und in ihrer jeweiligen historischen Einbettung in soziale Handlungsgefüge und kontingente Lebenswelten untersucht“ werden müssen.²¹ Die Bedingungen literarischer Produktion sind demnach nicht mehr großartige Ideen genialer Dichter und Denker oder übermächtige soziale oder politische Strukturen, die sich qua Kunst und Literatur symbolisch veräußern. Es sind die fast schon instinktiv abrufbaren Handlungsrouninen von Lesern und Schreibern größerer oder kleiner gesellschaftlicher Gruppen und deren Strategien der Selbstlegitimierung. Ein hervorragendes Beispiel für die Funktionsweisen von gruppenintern geteiltem, implizitem Wissen im Feld der amerikanischen Literatur findet sich in den Strategien der literarischen Selbstinszenierung der sogenannten Beat Generation, einer kleinen, aber rückblickend sehr einflussstarken Gruppierung von Schriftstellern und Performancekünstlern in den USA der 1950er Jahre. Was diese Gruppe von Künstlern auszeichnete, war neben ihrem politischen Wirken und ihrem Sinn für ästhetische Neuerungen das Vermögen, über ein relativ begrenztes Arsenal von stilistischen und inhaltlichen Konzepten eine Gruppenidentität am Rande der amerikanischen Gesellschaft zu etablieren. Als Speerspitze der sogenannten *Counter Culture* versuchten Schriftsteller wie Jack Kerouac, Allen Ginsberg oder etwa William Burroughs, bewusst solche Texte zu produzieren, die sie intuitiv zu Komplizen eines gesellschaftlichen Gegenentwurfs zur amerikanischen Konsumgesellschaft und dem McCarthy-Regime werden ließen. So findet man also in Werken wie *On the Road*, *Howl* oder *Naked Lunch* Darstellungen der Heimatlosigkeit als Ausdruck der Besitzumsverneinung, Drogenkonsum, offene Sexualität und die fast schon religiöse Verehrung afroamerikanischer Kultur als Insignien authentischen Selbstausdrucks. Dass die Rezeption der Beat Generation im 20. Jh. in der Tat eine hauptsächlich politische Deutung solcher Motive hervorbringen

21 Reichardt 2007, 55.

konnte, ändert allerdings nichts an der Tatsache, dass für die Autoren selbst die Verneinung des Mainstreams ein auf Expertenankennung angelegtes Projekt im Kampf um literarisches Prestige war. Wie sich in den Tagebüchern und Essays vieler Beats zeigen lässt, stand hinter diesen Strategien ein mehr oder minder institutionalisiertes System der literarischen Selbstinszenierung, das sich im Sinne Reckwitz' als „sozial verstehbares Bündel von Aktivitäten“ beschreiben lässt.²² Diese Aktivitäten waren außerhalb ihres Performanzrahmens relativ bedeutungslos, wenngleich sich die entsprechenden Autoren natürlich über den Erfolg ihrer Werke freuten.

Gleichzeitig birgt die Vorstellung vom Schreiben als routinisierte Performance oder Aktivität auch immer ein Moment der Bedeutungsoffenheit und historischen Kontingenz, das niemals vollständig getilgt werden kann. Die Inkorporierung von Wissen ist grundsätzlich an eine Situation der individuellen Selbst-Hervorbringung, der konkreten Einzelhandlung gebunden, an etwas, das man mit Richard Rorty als die Produktion von „metaphors of self-creation“ beschreiben könnte.²³ Diese pragmatistische Variante kombiniert ein postmetaphysisches Verständnis vom menschlichen Selbst als Produkt dialogischer Sozialität mit einer naturalistischen Konzeption menschlichen Fortschritts, nach der sich Schreiben, Sprechen oder Diskutieren situativ immer wieder aufs Neue den sich verändernden Kontexten sozialer Umwelten anpassen.²⁴ Die situative Spezifik, die hier vorausgesetzt wird, entzieht sich logischerweise jedweden planbaren Routinen und fordert stattdessen schnelle, kreative Formen der Ich-Setzung. Dieses sich im kreativen Akt immer wieder Selbstentwerfen-Müssen kann durch die Unwägbarkeiten des historischen Moments, die Konkurrenz durch andere Praxisformen oder aber einfach durch die Launenhaftigkeit oder Geschmacksverirrungen des handelnden Akteurs problematisch werden. Die Routine, Regelmäßigkeit und erwartbare Abrufbarkeit handlungspraktischen Wissens im Akt der Handlung selbst steht demnach immer einem Bündel von Unsicherheitsmomenten gegenüber, die Akteursgruppen zu dynamischen, sich immer wieder selbst prüfenden und sich selbst maßregelnden Wissensgemeinschaften macht. Thomas Kuhns bahnbrechende Theorie des wissenschaftlichen Paradigmas bietet sich hier als strukturverwandtes Beschreibungsmodell an. In *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen* erklärt Kuhn die Verlässlichkeit und relative Gültigkeit wissenschaftlicher Paradigmen über die interne Funktionslogik akademisch institutionalisierter Forschungsgemeinschaften. Was Kuhns Idee des wissenschaftlichen Paradigmas für die Analyse literaturhistorischer Entwicklungen relevant macht, ist sein Verständnis von der Gemeinschaft forschender Akteure, die sich über einen geteilten Fundus wichtiger Fragen und anerkannter Forschungspraktiken legitimiert. Dabei ist es nicht eine universale Vorstellung vom wissenschaftlichen Fortschritt, die grundlegend ist

²² Reckwitz 2003, 289.

²³ Rorty 1989, 34.

²⁴ Vgl. ebd.; ders. 2006; Habermas 1996.

für Konzeption und Verteidigung zentraler Forschungspraktiken, sondern deren relative Gültigkeit innerhalb einer historisch und institutionell begrenzten Gruppe von Akteuren.²⁵

4 Literaturgeschichte aus praxeologischer Perspektive

So verstanden ließe sich Literaturgeschichte als eine Reihung historisch und kontextuell spezifischer Lese- und Schreibgemeinschaften erklären, die zeitlich nebeneinander bzw. nacheinander entstehen und existieren können. Diese „literary“ oder „interpretive communities“²⁶ werden intern über die Hervorbringung von im Sinne Reckwitz’ „skillful performances“²⁷ organisiert. Lesen und Schreiben sind also gemeinschaftsspezifische Spezialistenhandlungen, die zunächst einmal nur innerhalb des Feldes, in dem sie praktiziert werden, Bedeutung und Autorität erlangen können.²⁸ Wie aber findet diese Selbstorganisation von historischen Leser- und Autorengemeinschaften statt? Woran können denn die guten, „skillful performances“ von den schlechten, „(un)skillful performances“ unterschieden werden, wenn die klassischen Referenzrahmen fürs gute Schreiben und Interpretieren fehlen, zum Beispiel Regelpoetiken, die politische Wirklichkeit oder ein bestimmtes erkenntnistheoretisches Interesse? Um dieser Frage auf die Spur zu kommen, muss man zwischen externen und internen Strategien der Gruppenorganisation unterscheiden.

Von außen werden diese Leser- und Autorengruppen zum einen über institutionalisierte Formen des Wissens, im 20. Jh. vor allem über die Professionalisierung der Literaturwissenschaften an der Universität, zusammengehalten und verändert, und zum anderen über die Logik des literarischen Marktes. Beide Bereiche sind natürlich eng miteinander verwoben, aber ich möchte sie hier aus heuristischen Gründen

²⁵ Vgl. Kuhn 1967; ders. 2000, 13–33. Eine ähnliche These bei jedoch anderen theoretischen Voraussetzungen lässt sich in Foucaults *Archäologie des Wissens* finden. Vgl. Foucault 1981, 7–31, 48–64, 253–281.

²⁶ Vgl. Fish 1980, 1–21.

²⁷ Reckwitz 2003, 290.

²⁸ Das Modell des literarischen Feldes und seine internen Regeln lassen sich über die von Bourdieu entworfenen Achsen des kulturellen und ökonomischen Kapitals beschreiben. Literarischer Erfolg bemisst sich danach nicht notwendig an der möglichst großen wirtschaftlichen Gewinnspanne sogenannter Bestseller, sondern an der relativen Anerkennung, die ein Werk innerhalb einflussreicher, aber kaum ökonomisch bewertbarer Expertenkreise erlangt. Die prinzipielle Semiautonomie literarischer Produktion ist umfassend beschrieben in Pierre Bourdieus *Die Regeln der Kunst*. Vgl. Bourdieu 1992, 83–181. Ein guter Kommentar hierzu findet sich bei Andreas Reckwitz 2004.

getrennt betrachten. Im Fall der professionalisierten Literaturwissenschaften geht es vor allem um zwei Fragen:

- „Welche Texte wollen wir lesen? Sprich: Welche Texte sind wissenschaftlich ertragreich und wertvoll?“ Diese Fragen zielen vor allem auf das Problem der literarischen Kanonbildung ab und haben dort speziell mit der Vorstellung kultureller oder nationaler Repräsentativität zu tun.
- „Wie wollen wir diese Texte lesen? Welche standardisierten Lesemethoden benötigen wir?“ Diese Fragen ergeben sich aus dem Selbstverständnis der professionalisierten Literaturwissenschaften seit dem frühen 20. Jh. Die Herausforderung, die sich hier ausdrückt, besteht darin, eine wissenschaftlich-objektive Form des forschenden Lesens zu sanktionieren, die es ermöglicht, verifizierbare Forschungsergebnisse zu sichern und nicht nur subjektive Leseindrücke zu sammeln.

Im Fall des literarischen Marktes stehen folgende Fragen im Zentrum:

1. „Wer kann beziehungsweise wer darf lesen und schreiben?“
2. „Welche sozialen Funktionen erfüllen bestimmte Lese- und Schreibformen?“

Beide hier aufgeführten Fragen zielen auf die soziologische Analyse von Lese- und Schreibgemeinschaften ab und haben sowohl mit der Unterscheidung zwischen populären und anspruchsvollen, laienhaften und professionellen Lese- und Schreibformen zu tun als auch mit den sozial unterschiedlichen, materialen und bildungstheoretischen Vorbedingungen des Lesens und Schreibens selbst.²⁹

Wie sich mit Bourdieus Theorie des literarischen Feldes zeigen lässt, stehen beide Bereiche in einem hinreichenden, aber keinesfalls notwendigen Bedingungs-zusammenhang. Das bedeutet: Die Leseliste am Anglistischen Seminar der Universität Heidelberg entsteht relativ unabhängig vom wirtschaftlichen Erfolg der ausgewählten Autoren und Autorinnen und sie entsteht auch relativ unabhängig von der politischen Gesamtkonstellation, in die ihre Entstehung eingebettet ist. Der semi-autonome Status akademischer Wissensgemeinschaften lässt sich zutreffend mit der Vorstellung einer sogenannten „school culture“ erklären, die John Guillory in seinem Buch *Cultural Capital* beschreibt:

The absence of reflection on the school as an institution is the condition for the most deluded assumption of the debate, that the school is the vehicle of transmission for something like a national culture. What is transmitted by the school is, to be sure, a kind of culture; but it is the *culture of the school*. School culture does not unify the nation culturally so much as it projects out of a curriculum of artifact-based knowledge an imaginary cultural unity never actually coincident with the culture of the nation state.³⁰

²⁹ Für diesen Fragekomplex hat sich innerhalb der Amerikanistik ein Forschungszweig entwickelt, der mit dem Sammelbegriff *History of Reading* beschrieben werden kann. Vgl. u. a. Price 2004; Darn-ton 1982.

³⁰ Guillory 1993, 38.

In ähnlicher Weise ließe sich Stanley Fish's Konzept der „interpretive community“ verstehen, nachdem das historische Vorhandensein von literarischen Texten und deren Bedeutung Resultat einer institutionell basierten Expertenrunde ist, die eine bestimmte Praxis teilt:

The conclusion is that while literature is still a category, it is an open category, not definable by fictionality, or by disregard of propositional truth, or by predominance of tropes and figures, but simply by what we decide to put into it. [...] I forestall this conclusion by arguing that the strategies in question are not his [the reader's] in the sense that would make him an independent agent. Rather they proceed not from him [the reader] but from the interpretive community of which he is a member; they are in effect community property, and insofar as they at once enable and limit the operations of his consciousness, he is too.³¹

Gleichzeitig ist es natürlich so, dass die Tatsache, dass Literatur unter bestimmten Voraussetzungen produziert, verkauft, verschenkt oder verboten wird, eine zwingende Bedingung für die Herausbildung akademisch sanktionierter Schreib- und Leseformen ist. Wenn wir also über Literaturgeschichte sprechen, dann müssen wir zum einen davon ausgehen, dass es eine bestimmte Anzahl historisch nebeneinander bestehender Lese- und Schreibgemeinschaften gibt, die unter ähnlichen Bedingungen in den politisch-sozialen Gesamtkontext ihrer Zeit eingebettet sind. Hier geht es um die politische Gesamtorganisation von Gesellschaften (demokratisch vs. totalitär), aber auch um die Zusammensetzung der sogenannten Artefaktwelt, wie sie sich im Fall der Literatur über basale technische Voraussetzungen (vom Buchdruck bis zum Computer), Verteilungssysteme und aber auch ein vorhandenes Verlagswesen erklären lässt. Um also mit Reckwitz zu sprechen:

Wenn eine Praktik einen Nexus von wissensabhängigen Verhaltensroutinen darstellt, dann setzen diese nicht nur als ‚Träger‘ entsprechende ‚menschliche‘ Akteure mit einem spezifischen, in ihren Körpern mobilisierbaren praktischen Wissen voraus, sondern regelmäßig auch ganz bestimmte Artefakte, die vorhanden sein müssen, damit eine Praktik entstehen konnte und damit sie vollzogen und reproduziert werden kann.³²

Intern entwickelt jede dieser *literary communities* ein Arsenal von Handlungsoptionen und Verständigungsmodi, die jenseits makrohistorischer Verschiebungen (Kriege, Wirtschaftskrisen, Industrialisierung etc.) oder dem so genannten Zeitgeist funktionieren und fortbestehen können. Auch hier ließe sich wiederum mit Bourdieu zwischen der prinzipiellen Unabhängigkeit von makrohistorischen Strukturen einerseits und den feingliedrigen Differenzmechanismen innerhalb des literarischen Feldes andererseits unterscheiden. Das heißt konkret, dass das, was Mitglieder innerhalb einer *literary community* – bei aller Vernetzung im sozialen und politischen

31 Fish 1980, 11. Siehe auch Fish 1980, 322–338, 338–356.

32 Reckwitz 2003, 291.

Außenraum – praktizieren, auch immer sehr viel mit den Dynamiken der Selbstreproduktion und der Perpetuierung von *local knowledge* zu tun hat. Diese internen Dynamiken und Verhaltensroutinen entziehen sich äußerer Kontrolle und Vorhersehbarkeit und können mit Bourdieu über den Wettstreit um kulturelles Kapital beschrieben werden oder, im Sinne Thomas Kuhns, mit der Entwicklung von „puzzle-solving strategies“ in Anbetracht von bestimmten „pertinent questions“, die jede Wissensgemeinschaft intern stellt und als forschungsrelevant sanktioniert.³³ Konkret würde das dann bedeuten, dass sich Autoren nicht so sehr mit der Frage herumschlagen müssten, wie sie denn nun die Wirklichkeit besonders gut abbilden oder wie sie wohl ihre politischen Überzeugungen am besten literarisch verpacken könnten. Fragen, die unter praxeologischem Blickwinkel zentral werden, sind viel eher: „Wie muss ich mich verhalten, damit ich als Schriftsteller wahrgenommen werde?“ „Wie muss ich schreiben, dass ich in dieser und nicht jener Zeitschrift publiziert und rezensiert werde?“ „An welchen Orten halte ich Lesungen ab?“ Kurz: „Welche institutionell sanktionierten Parameter gilt es zu erfüllen, damit ich innerhalb meiner *Peer Group* Anerkennung erhalte?“³⁴ Und vor diesem Hintergrund können die verschiedenen Praktiken von *literary community* zu *literary community* grundverschieden sein. Diesen Aspekt möchte ich im abschließenden Teil meines Essays mit zwei Beispielen näher beleuchten.

5 Zwei Beispiele: Der amerikanische Realismus und die amerikanische Postmoderne

Was nun bringt ein solcher praxistheoretischer Blick auf die Literaturgeschichte? Und welche Konsequenzen hat oder hätte er? Ich möchte diese abschließende Frage mit zwei Beispielen beantworten und dabei konkret auf die Anfänge des sogenannten amerikanischen Realismus in den 1860er Jahren und auf die Periodisierung der amerikanischen Literatur nach 1945 verweisen. Beide Beispiele zeigen, so meine These, wie sehr doch heutige Literaturgeschichtsmodelle immer noch auf entweder mentalistisch (Neokantianismus oder Phänomenologie) oder strukturtheoretisch

³³ Vgl. Kuhn 1967, 49–57. Vergleichbar wäre hier Bourdieus Vorstellung von kontextspezifischen Habitualisierungsprozessen. Vgl. Bourdieu 1993, 97–122.

³⁴ Sicherlich gibt es immer wieder Sekundäreffekte (wie zum Beispiel wirtschaftlicher Erfolg, politische Anerkennung und Inanspruchnahme oder auch umgekehrt Exkommunizierung), die sich mit dem Erwerb kulturellen Prestiges einstellen. Im amerikanischen Literaturbetrieb wäre hier zum Beispiel an Autoren wie Toni Morrison oder Philip Roth zu denken. Jedoch lassen sich die Logik der kulturellen Anerkennung und die der wirtschaftlichen oder politischen nicht aus einer geteilten theoretischen Perspektive erklären.

(historischer Materialismus oder klassischer Strukturalismus) begründete Vorstellungen vom historischen Wandel zurückgehen.

Gerade der Übergang von der Epoche der literarischen Romantik zur Epoche des Realismus in Amerika wurde in der Vergangenheit häufig über die Annahme innerer oder äußerer Grenzerfahrungen erklärt, die dann reflexhaft neue literarische Formen hervorbringen konnten. Ein über viele Jahre dominantes Paradigma ergab sich dabei aus der Stilisierung des amerikanischen Bürgerkriegs als existentielle Wasserscheide für das amerikanische Volk, der mit seinen brutalen politischen und ökonomischen Folgen einen ganz neuen Wirklichkeitsbegriff etablierte und dann auch entsprechend neue, problembewusstere literarische Aufarbeitungsstrategien hervorbringen sollte.³⁵ Dasselbe Argumentationsmuster findet sich in Versuchen, den amerikanischen Realismus über das Zeitalter der Industrialisierung zu begründen, das sich historisch parallel in den 1860er Jahren durchzusetzen begann. Auch hier muss angenommen werden, dass die sich verändernden politischen und sozialen Kontexte die Bedingung für einen neuen Typus der Literatur lieferten, der sich zunehmend weniger mit den Transzendenzerfahrungen romantischer Intellektueller beschäftigte und zunehmend mehr die sozialen und politischen Missstände der *Reconstruction Era* in den Blick nahm.³⁶ Ein dritter dominanter Erklärungsstrang lässt sich ideengeschichtlich über die These eines post-metaphysischen Zeitalters erklären, wo der Realitätssinn vieler so genannter Realisten Ausdruck eines neuen lebensweltlich eingebetteten Erkenntnisinteresses an der Wirklichkeit gewesen sei.³⁷ Suchten romantische Dichter noch mit der Annahme eines transzendental abgesicherten Ich-Begriffs nach einem jenseits der empirischen Welterfahrung (etwa Gott, *Over-Soul*, Weltgeist) gelegenen Argument für die Verfasstheit der Welt, so interessierten sich die Realisten dafür, eben solche Wahrheiten aus den sozialen Kontexten ihrer weltlichen Existenz abzuleiten, was sich dementsprechend dann – wiederum reflexhaft – in neuen und vermeintlich weniger verklärenden Versuchen zur literarischen Wirklichkeitsaneignung zeigte. Alle drei hier dargestellten Thesen sind mittlerweile wohlbekannt und sie werden alle drei mit wechselndem Erfolg oder auch gleichzeitig in den einschlägigen Literaturgeschichten verwendet und unterrichtet. Was sie gemeinsam auszeichnet, ist der universalistische Anspruch, die Gesamtheit des literarischen Schaffens im Amerika des späten 19. Jhs. erklären zu können. Sie alle setzen einen allumfassenden

35 Siehe stellvertretend für eine Reihe ähnlich gelagerter früher Definitionsversuche Becker 1963 und Pizer 1966. Der umfassendste Revisionsversuch in der Realismusforschung innerhalb der deutschen Amerikanistik findet sich in Winfried Fluck's *Inszenierte Wirklichkeit. Der Amerikanische Realismus 1865–1900*. Vgl. Fluck 1992, 9–88.

36 Einen solchen sozialhistorischen Ansatz findet man in Georg Lukács' Studien zum historischen Roman und europäischen Realismus. Vgl. Lukács 1955; Lukács 1971. Weniger dezidiert marxistisch, aber strukturell ähnlich argumentiert für den amerikanischen Realismus zum Beispiel Amy Kaplan in ihrer Studie *The Social Construction of American Realism*. Vgl. Kaplan 1988.

37 Vgl. Bell 1993, 1–11.

Umbruch voraus, der sich dann genauso allumfassend in jedem Teilbereich des amerikanischen Literaturbetriebs niederzuschlagen schien.

So plausibel nun all solche Erklärungen auch sein mögen, keine vermag es, auch nur ansatzweise auf die konzeptuelle und thematische Vielfalt literarischen Schaffens zwischen ungefähr 1860 und ungefähr 1900 einzugehen oder sie gar systematisch und soziologisch differenziert zu erklären. Keines der hier kurz skizzierten Modelle lässt Aussagen darüber zu, warum es denn zu einer so kuriosen Gleichzeitigkeit von literarischen Stilen und thematischen Interessen kommen konnte, die doch alle Teil einer großen und in sich kohärenten literarischen Epoche sein sollen. Man vergleiche nur einmal die Prosa Henry James' mit den Romanen von William Dean Howells oder das Genre des *Local-Color-Westerns* mit dem des Kriegsberichts oder der politisch motivierten *Muckraking Novel*. Allein das Nebeneinander von zum einen inhaltlich begründeten Modellen (neue Wirklichkeiten, Urbanität, soziale Probleme) und zum anderen formal begründeten Modellen müsste Grund zur Skepsis geben.

Wie aber ließe sich hier ein Bild skizzieren, innerhalb dessen eben diese Unklarheiten aufgelöst wären? Gibt es alternative Modelle? Und welche Rolle spielt dabei der Praxisbegriff? Eine Möglichkeit, den hier angedeuteten Problemen zu entgehen, ist, den amerikanischen Realismus nicht allein über interne oder externe Universalstrukturen zu erklären, sondern praxeologisch auf die Funktionalisierung und Routinisierung literarischen Wissens zu beziehen. Konkret könnte dies über eine sozio-institutionell orientierte Analyse von Schreib- und Lesemilieus geschehen, die sich seit Mitte des 19. Jhs. in immer stärkerem Maß zu differenzieren begannen. Diese Differenzierungsprozesse lassen sich prominent am Beispiel des aufblühenden Verlags- und Zeitungswesens zeigen, sie lassen sich als Konsequenz aus einer flächendeckenden Lesefähigkeit des amerikanischen Volkes herleiten und schließlich scheint es möglich, diese Differenzierungsprozesse auch entlang früher literarischer Avantgarden zu belegen, die sich über ein fast schon hermetisch geschütztes Netzwerk von Zeitschriften und Verlagsgremien künstlerische Unabhängigkeit sicherten.³⁸ Die Lesemilieus, die sich so beschreiben lassen, können unterschieden werden nach Lesepraktiken und eben auch hinsichtlich der Art von Literatur, die je nach Kontext und Bedarf bereichsspezifisch produziert wurde. Man würde mit einer solchen Herangehensweise dann zum Beispiel eine große Masse populärer Romanzen gegenüber der gering aufgelegten und auch nur für wenige Einzelne gedachten Literatur der sogenannten *Atlantic Group*³⁹ abgrenzen, man würde den Künstlerroman Henry James'

³⁸ Vgl. u. a. Fluck 1997, 250–266; Borus 1989; Glazener 1997; Zboray 1993.

³⁹ Hierbei handelte es sich um eine kleine, aber enorm einflussreiche Gruppe von Schriftstellern (u. a. William Dean Howells, Mark Twain und Henry James), die ihre Literatur und ihre programmatischen Manifeste u. a. in der Zeitschrift *Atlantic Monthly* publizierte. Herausgeber in dieser wichtigen Phase (1871–1881) war William Dean Howells, der bis heute als einer der zentralen amerikanischen Realisten gilt.

vom journalistisch geprägten Schreiben der Kriegsheimkehrer und Slumbeobachter in den Städten unterscheiden und man würde der regionalistischen Literatur des Westens und Südens in ihrer Bedeutungs- und Funktionslogik das Großstadtpanorama von Howells, Dreiser oder Edith Wharton entgegenstellen müssen. Der praxeologische Witz, der es erlaubt, solche Unterscheidungen zu treffen, begründet sich dann auch nicht etwa über konkurrierende Auffassungen von der amerikanischen Gesellschaft, anders gelagerten Erkenntnisinteressen und die mehr oder weniger weit auseinanderliegenden sozial-biographischen Backgrounds der jeweiligen Schriftsteller. Es sind vielmehr die kontextuell unterschiedlich gelagerten Routinisierungsprozesse, nach denen Lesen und Schreiben eingeübt und institutionell sanktioniert wurden, die solch eine neu differenzierte Sichtweise nahelegen. Solche sozio-institutionellen Binnendifferenzierungen können an dieser Stelle natürlich nur im Ansatz angedeutet werden. Und es ist selbstverständlich auch so, dass eine auf diesem Weg entwickelte Perspektive nicht die klassischen Methoden literaturwissenschaftlichen Interpretierens ersetzen kann. Das *close-reading* von formalen Details wird auch weiterhin ein Grundelement der literarischen Analyse bleiben müssen. Was sich ändern könnte, sind die analytischen Befunde, die sich auf diesem Weg erzielen lassen. Denn bereits hier schon lassen sich wichtige Konsequenzen der praxeologischen Perspektive für die Konzeption größerer Epochenabschnitte absehen. Vor allem geht es darum, sich von der Idee eines hermeneutisch zu erzwingenden Textsinns zu lösen und anstelle dessen Textbedeutung an die Binnenlogik von Lesemilieus zu knüpfen. Auf diese Weise gerät natürlich die Annahme großer und weitestgehend kohärent organisierter Epochenabschnitte in Gefahr, aber gleichzeitig ermöglicht sich ein trennschärferer, analytischer Blick auf die Gleichzeitigkeit literarischer Produktionsformen und deren institutionelle Einbindung in die amerikanische Gesellschaft.⁴⁰

Einen ähnlichen Vorschlag zur Umstrukturierung literarischer Epochen möchte ich ansatzweise für die amerikanische Literatur nach 1945 durchspielen. Traditionelle Literaturgeschichten, wie das von vielen Amerikanisten verwendete Einführungswerk *Amerikanische Literaturgeschichte*, 1997 bei Metzler erschienen, versuchen, diese Epoche unter Beschreibung sozio-kultureller Bewegungen, wie zum Beispiel der Bürgerrechtsbewegung, der Studentenbewegung oder des Vietnamkriegs, und der Entwicklung zentraler Theorieparadigmen nach 1945 (Poststrukturalismus, Dekonstruktion, Rezeptionsästhetik) unter dem Cluster der Postmoderne zu fassen. Dass diese Methode schwierig ist, wissen die Verfasser und so wird auch im Blick auf den gesamten Band betont, dass es „eine der Hauptschwierigkeiten“ war, die „Balance zu halten zwischen der Absicht einer integrierenden Überblicksdarstellung und der Vielgestaltigkeit des Gegenstandes und der Ansätze, zwischen aktuellem Forschungsstand

⁴⁰ Ein ähnliches Argument findet sich in Foucaults *Archäologie des Wissens*, wo er der Analyse großer Epochen die Gleichzeitigkeit über verschiedene Aussagemodalitäten verknüpfte oder voneinander getrennte Diskurse entgegenstellt. Vgl. Foucault 1981, 33–48, 115.

und dem Informationsbedürfnis einer literarisch interessierten Öffentlichkeit.“⁴¹ Im konkreten Kapitel zur amerikanischen Postmoderne gibt es folglich neben Sektionen zu postmodernen Klassikern wie Thomas Pynchon, John Barth, Robert Coover, Donald Barthelme und Edgar Lawrence Doctorow gesonderte Abschnitte zur Literatur der Native Americans, dem *Black Arts Movement* und zu feministischer und *Queer-Literature*. Dabei ist nicht die Vielfalt der Untersektionen oder ihre interne Gruppierung schwierig, sondern ihre methodologische Begründung. Die postmodernistischen Klassiker werden dabei hauptsächlich über stilistische Merkmale, zum Beispiel über Formen des experimentellen Schreibens, eingeordnet, die Literatur der kulturellen Minderheiten dagegen nur dort, wo die politische Positionierung der Minderheit strukturanalog in ihre Texte eingeht. Das heißt konkret, dass sich das avantgardistische Potential der Prosa von Nobelpreisträgerin Toni Morrison sehr wohl eignet, um bestimmte formale Prämissen des postmodernistischen Romans zu erklären, wohingegen der politische Protestduktus im Werk Amiri Barakas nicht etwa auf Grund seiner stilistischen Eigentümlichkeiten kanonisierungswürdig erscheint, sondern hauptsächlich auf Grund seiner ungewöhnlichen und zum Teil kaum prognostizierbaren, politischen Tabubrüche. Ein vergleichbares Nebeneinander von Klassifikationsrastern findet sich im Versuch, die Lyrik und Prosa der *Beat Generation* als Ausdruck der hauptsächlich politischen amerikanischen Gegenkultur der 1950er Jahre zu fassen und gleichzeitig aber die so genannte *New York School of Poetry* (hauptsächlich John Ashbury und Frank O'Hara), die sich historisch fast zeitgleich zu entwickeln begann, über einen komplizierten ideengeschichtlich-intertextuell fundierten Diskurs zunehmend selbstreferentieller Poetik zu beschreiben. Das Problem, das sich an Beispielen wie diesen zeigt, ist nun nicht, dass die einzelnen Gruppierungsversuche falsch wären oder historische Verzerrungen in Kauf nehmen würden. Das Problem dabei ergibt sich vielmehr aus dem Bedürfnis, all diese zum Teil kaum mit einander vermittelbaren und in vielen Bereichen ganz unterschiedlich motivierten Formen des literarischen Lebens nach 1945 als Teil einer organischen Vorstellung von der amerikanischen Postmoderne zu benennen. Zwar findet sich ein langer Teilabschnitt mit dem Titel „Stilmittel der Postmoderne“, der einen relativ umfassenden Überblick zu den formalen Eigenheiten postmodernistischen Schreibens bietet. Jedoch wird der heuristische Wert einer solchen typologisch organisierten Rasterung sofort wieder durch das dann folgende Kapitel „Neorealismus – Multikulturalismus – Postkolonialismus (80er und 90er Jahre)“ eingeschränkt, in dem all jene Phänomene vertreten sind, die sich dem klassischen Begriff des postmodernistischen Schreibens zu entziehen scheinen. Um es erneut zu betonen: Die einzelnen hier vorgestellten analytischen Ansätze sind für sich genommen für jeden Leser von hohem Erkenntnisgewinn. Jedoch bietet der Terminus *Postmoderne* als Epochenbegriff bei aller heuristischer Klarheit mehr Probleme als Lösungen und zwar deswegen, weil er doch immer noch den Anspruch

41 Zapf 1997, XI.

mitformuliert, alle Formen des literarischen Handelns irgendwie unter einen universalen, systematischen Hut zu bringen. Was sich mit einem solchen Anspruch jedoch nicht darstellen lässt, ist die Gleichzeitigkeit verschiedener Schreibgemeinschaften, die in vielen Fällen gerade deswegen als kaum vermittelbar erscheinen müssen, weil sie auf unterschiedlichen Strategien der Selbstlegitimation und unterschiedlichen Modi, implizites literarisches Expertenwissen abzurufen, beruhen. Was sich für einen postmodernen Klassiker wie John Barth als erstrebenswertes, literarisches Anliegen darstellt, mag aufgrund seiner Positionierung im literarischen Feld und seinem Verständnis von literarischem Prestige Lichtjahre entfernt sein vom politischen Realismus ethnischer Minderheiten, die zeitgleich in Erscheinung traten. Nimmt man diese Binnendifferenzierung ernst, dann bedeuten diese Unterschiede kein Problem. Aber sie können zu einem beträchtlichen, konzeptuellen Widerspruch erwachsen, sobald man diese Sensibilität für Binnendifferenzen zugunsten eines übergeordneten und verallgemeinernden Epochenbegriffs aufgibt.⁴²

6 Zusammenfassung

Eine praxeologische Perspektive auf das Problem der Literaturgeschichtsschreibung löst sicher nicht alle der hier kurz skizzierten Probleme. Aber eine solche Perspektive könnte dort hilfreich sein, wo sie historisch trennschärfer ist als traditionelle Epochenbegriffe. Man müsste dann nicht mehr unbedingt von postmodernistischer Literatur sprechen, sondern eben von der amerikanischen Literatur nach 1945 und würde diesen Zeitraum idealerweise im Sinne eines dynamischen Neben- und Mit-einanders unabhängiger *literary communities* beschreiben. Diese Alternative trifft natürlich auch auf das weiter oben ausgeführte Beispiel des literarischen Realismus für den Zeitraum 1860–1900 zu. Um aber noch mal bei der amerikanischen Postmoderne zu bleiben: Aus praxeologischer Warte würden die *Beat Generation*, die *New York School of Poets*, die so genannten LANGUAGE-Poets, traditionelle Metafiction, der Minimalismus und der Neo-Realismus in ihrer Unabhängigkeit voneinander und ihrer historischen Gleichzeitigkeit beschrieben werden können und der mögliche Vorwurf, dabei eine Perspektive der völligen historischen Kontingenz anzunehmen,

⁴² Einen sehr beeindruckenden und im Prinzip praxistheoretischen Vorschlag zur Neuperspektivierung der amerikanischen Literatur nach 1945 macht Mark McGurl in seinem Buch *The Program Era. Postwar Fiction and the Rise of Creative Writing* (2009). Eine seiner Hauptthesen ist, dass sich der Literaturbetrieb in den USA vor allem über die zunehmende institutionelle Kraft universitärer Bildung erklären lasse und dort speziell über den Einfluss uneigener Schreibwerkstätten. Für McGurl sind diese „writing programs“ zentral für die Herausbildung von eigenständigen und den breiteren Literaturbetrieb unterlaufenden literarischen Produktionsformen, die sich unter anderem mit Bourdieus Begriff der Semiautonomie beschreiben lassen. Vgl. McGurl 2009, 1–75.

wäre auch entkräftet. Zwar müsste die formale Analyse literarischer Werke nicht vollkommen aufgegeben werden, jedoch wäre das Hauptaugenmerk nicht mehr allein auf die stilistischen Merkmale literarischer Texte und deren Bezug zur Zeit gerichtet, sondern zum Beispiel auf Phänomene der literarischen Öffentlichkeit, sprich Publikationsnetzwerke, Veröffentlichungsformate, Medientechniken und ähnliches.⁴³ Aber auch die Akademisierung literarischen Wissens in den Literaturwissenschaften müsste stärker in den Vordergrund rücken und damit Fragen nach Professorentstellen, Lehr- und Unterrichtsmodulen, den Lehrinhalten an Unis und Colleges und nicht zuletzt nach der Universität als Institution in ihrer sozio-ökonomischen Einbettung in der amerikanischen Gesellschaft. All dies sind Fragen, glaube ich, die sich aus praxeologischer Perspektive ganz gewinnbringend in ein Nachdenken über Literaturgeschichte einbringen lassen, ohne das Projekt Literaturgeschichte komplett aufgeben zu müssen. Und es sind wohl auch Fragen, soviel darf hier behauptet werden, die sich in ähnlicher Weise und genauso produktiv ebenso an andere nationale Literaturen und andere Kontexte literarischer Produktion richten lassen.

Literaturverzeichnis

- Anderson (1979): Perry Anderson, *Considerations on Western Marxism*, London.
- Barthes (2000): Roland Barthes, „Der Tod des Autors“, in: Fotis Jannidis, Gerhard Lauer, Matias Martinez u. Simone Winko (Hgg.), *Texte zur Theorie der Autorschaft*, Stuttgart, 185–198.
- Baym u. a. (2011): Nina Baym, Robert S. Levine, Philip F. Gura u. Wayne Franklin (Hgg.), *The Norton Anthology of American Literature*, 5 Bde., New York.
- Becker (1963): George H. Becker (Hg.), *Documents of Modern Literary Realism*, Princeton.
- Bell (2003): Michael D. Bell, *The Problem of American Realism. Studies in the Cultural History of a Literary Idea*, Chicago.
- Bercovitch (1986): Sacvan Bercovitch, „The Problem of Ideology in American Literary History“, *Critical Inquiry* 12 (4), 631–653.
- Bercovitch (1986–2004): Sacvan Bercovitch (Hg.), *The Cambridge History of American Literature*, 8 Bde., Cambridge.
- Borus (1989): Daniel H. Borus, *Writing Realism. Howells, James, and Norris in the Mass Market*, Chapel Hill.
- Bourdieu (1993): Pierre Bourdieu, *Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft*, Frankfurt a. M.
- Bourdieu (2001): Pierre Bourdieu, *Die Regeln der Kunst. Struktur und Genese des literarischen Feldes*, Frankfurt a. M.
- Butler (1990): Judith Butler, *Gender Trouble*, New York/London.
- Butler (2004): Judith Butler, *Undoing Gender*, New York/London.

⁴³ Auch hier würde ich dazu neigen, von literarischen Texten im Sinne Foucaults als Aussageform („énoncé“) innerhalb institutionell sanktionierter, diskursiver Praktiken zu sprechen, zu denen Lesen und Schreiben gezählt werden dürfen. Dabei sind die literarischen Texte in ihrer formalen Erscheinungsform genauso bedeutsam wie die sozio-institutionellen Rahmenbedingungen, über die sie historisch spezifisch Bedeutung gewinnen und verlieren. Vgl. Foucault 1981, 115–128; Foucault 1970.

- Eliot (1921): Thomas Stearns Eliot, „The Metaphysical Poets“, in: *Selected Essays*, London 1969, 281–292.
- Darnton (1982): Robert Darnton, „What is the history of books?“, *Daedalus* 111 (3), 65–83.
- Derrida (1999): Jacques Derrida, „Die Différance“, in: *Randgänge der Philosophie*, Wien, 17–43.
- Derrida (2001): Jacques Derrida, „Das Zeichen, die Struktur und das Spiel im Diskurs der Wissenschaft vom Menschen“, in: *Die Schrift und die Differenz*, Frankfurt a. M., 422–443.
- Fish (1980): Stanley Fish, *Is there a Text in this Class? The Authority of Interpretive Communities*, Cambridge.
- Fluck (1992): Winfried Fluck, *Inszenierte Wirklichkeit. Der amerikanische Realismus 1865–1900*, München.
- Fluck (1997): Winfried Fluck, *Das kulturelle Imaginäre. Eine Funktionsgeschichte des amerikanischen Romans 1790–1900*, Frankfurt a. M.
- Fluck (2002): Winfried Fluck, „The Humanities in the Age of Expressive Individualism and Cultural Radicalism“, in: Donald Pease u. Robyn Wiegman (Hgg.), *The Futures of American Studies*, Durham, 211–231.
- Foucault (1974): Michel Foucault, *Die Ordnung der Dinge*, Frankfurt a. M.
- Foucault (1981): Michel Foucault, *Archäologie des Wissens*, Frankfurt a. M.
- Foucault (1991a): Michel Foucault, *Die Ordnung des Diskurses*, Frankfurt a. M.
- Foucault (1991b): Michel Foucault, *Sexualität und Wahrheit. Bd. 2. Der Gebrauch der Lüste*, Frankfurt a. M.
- Foucault (2000): Michel Foucault, „Was ist ein Autor?“, in: Fotis Jannidis, Gerhard Lauer, Matias Martinez u. Simone Winko (Hgg.), *Texte zur Theorie der Autorschaft*, Stuttgart, 203–229.
- Garfinkel (1984): Harold Garfinkel, *Studies in Ethnomethodology*, Cambridge.
- Gates Jr. u. McKay (1996): Henry Louis Gates Jr. u. Nellie McKay (Hgg.), *The Norton Anthology of African-American Literature*, New York.
- Geertz (2002): Clifford Geertz, *Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme*, Frankfurt a. M.
- Glazener (1997): Nancy Glazener, *Reading for Realism. The History of a U.S. Literary Institution*, Durham.
- Graff (1987): Gerald Graff, *Professing Literature. An Institutional History*, Chicago.
- Guillory (1993): John Guillory, *Cultural Capital. The Problem of Literary Canon Formation*, Chicago.
- Habermas (1996): Jürgen Habermas, „Wahrheit und Rechtfertigung. Zu Richard Rortys Pragmatischer Wende“, in: *Wahrheit und Rechtfertigung. Philosophische Aufsätze*, Frankfurt a. M., 230–271.
- Hörning u. Reuter (2004): Karl H. Hörning u. Julia Reuter, „Doing Culture. Kultur als Praxis“, in: Karl H. Hörning u. Julia Reuter (Hgg.), *Doing Culture. Zum Begriff der Praxis in der gegenwärtigen soziologischen Theorie*, Bielefeld, 9–15.
- Hutcheon (1988): Linda Hutcheon, *A Poetics of Postmodernism*, New York/London.
- Iser (1972): Wolfgang Iser, *Der implizite Leser. Kommunikationsformen von Bunyan bis Beckett*, München.
- Iser (1976): Wolfgang Iser, *Der Akt des Lesens. Theorie ästhetischer Wirkung*, München.
- Jauss (1967): Hans-Robert Jauss, *Literaturgeschichte als Provokation der Literaturwissenschaft*, Konstanz.
- Kaplan (1988): Amy Kaplan, *The Social Construction of American Realism*, Chicago.
- Knapp u. Michaels (1985): Steven Knapp u. Walter Benn Michaels, „Against Theory“, in: W. J. T. Mitchell (Hg.), *Against Theory. Literary Studies and the New Pragmatism*, Chicago/London, 11–31.
- Kuhn (1967): Thomas S. Kuhn, *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen*, Frankfurt a. M.
- Kuhn (2000): Thomas S. Kuhn, „What are Scientific Revolutions?“, in: James Conant u. John Haugeland (Hgg.), *The Road since Structure*, Chicago/London, 13–33.

- Lauter u. a. (2008): Paul Lauter, Richard Yarborough, John Alberti, Mary Pat Brady u. Jackson Bryer (Hgg.): *The Heath Anthology of American Literature*, Bd. 1, Independence.
- Lauter u. a. (2009): Paul Lauter, Richard Yarborough, John Alberti, Mary Pat Brady u. Jackson Bryer (Hgg.), *The Heath Anthology of American Literature*, Bd. 3, Independence.
- Lukács (1955): Georg Lukács, *Der historische Roman*, Berlin.
- Lukács (1971): Georg Lukács, *Probleme des Realismus*, Bd. 1, Berlin.
- Marcus u. Sollors (2009): Grail Marcus u. Werner Sollors (Hgg.), *A New Literary History of America*, Cambridge/London.
- McGurl (2009): Mark McGurl, *The Program Era. Postwar Fiction and the Rise of Creative Writing*, Cambridge/London.
- Michaels u. Pease (1989): Walter Benn Michaels u. Donald Pease (Hgg.), *The American Renaissance Reconsidered*, Baltimore/London.
- Nünning u. Nünning (2003): Ansgar Nünning u. Vera Nünning (Hgg.), *Einführung in die Kulturwissenschaften*, Stuttgart.
- Pizer (1966): Donald Pizer, *Realism and Naturalism in 19th Century American Literature*, Carbondale/Edwardsville.
- Price (2004): Leah Price, „Reading. The state of the discipline“, *Book History* 7 (4), 303–320.
- Reckwitz (2003): Andreas Reckwitz, „Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken. Eine sozial-theoretische Perspektive“, *Zeitschrift für Soziologie* 32 (4), 281–301.
- Reckwitz (2004): Andreas Reckwitz, „Die Reproduktion und die Subversion sozialer Praktiken. Zugleich ein Kommentar zu Pierre Bourdieu und Judith Butler“, in: Karl H. Hörning u. Julia Reuter (Hgg.), *Doing Culture. Zum Begriff der Praxis in der gegenwärtigen soziologischen Theorie*, Bielefeld, 40–53.
- Reichardt (2007): Sven Reichardt, „Praxeologische Geschichtswissenschaft. Eine Diskussionsanregung“, *Soziale Geschichte* 22 (3), 43–65.
- Reynolds (1988): David Reynolds, *Beneath the American Renaissance. The Subversive Imagination in the Age of Emerson and Melville*, New York.
- Rorty (1982): Richard Rorty, *Consequences of Pragmatism. Collected Essays (1972–1980)*, Minneapolis.
- Rorty (1989): Richard Rorty, *Contingency, Irony, Solidarity*, New York.
- Rorty (2006): Richard Rorty, „Inquiry as Re-Contextualization“, in: *Objectivity, Relativism and Truth. Philosophical Papers*, Bd. 1, New York, 93–112.
- Schatzki (2002): Theodore R. Schatzki, *The Site of the Social. A Philosophical Account of the Constitution of Social Life and Change*, University Park.
- Stavans u. a. (2010): Ilan Stavans, Edna Acosta-Belén, Harold Augenbraum u. Maria Herrera-Sobek (Hgg.), *The Norton Anthology of Latino Literature*, New York.
- Sollors (2008): Werner Sollors, *Ethnic Modernism*, Cambridge.
- Zapf (1997): Hubert Zapf (Hg.), *Amerikanische Literaturgeschichte*, Stuttgart.
- Zboray (1993): Ronald J. Zboray, *A Fictive People. Antebellum Economic Development and the American Reading Public*, Oxford/New York.

Burckhard Dücker

Vorbereitende Bemerkungen zu Theorie und Praxis einer performativen Literaturgeschichtsschreibung

1 Einleitung

In Massenmedien wie Zeitung, Rundfunk, Fernsehen und Internet erscheinen in der Regel Nachrufe auf Schriftsteller, die als bedeutend gelten und deren literarisch-kulturelles Lebenswerk bei dieser Gelegenheit gewürdigt wird.¹ Aus unterschiedlichen Anlässen werden Interviews mit und Berichte über Verleger wie Michael Krüger² und Ulrich Keicher,³ dazu Nachrichten, Stellungnahmen, Kommentare zu scheinbar verlagsinternen Vorgängen veröffentlicht,⁴ die faktisch auch literarisch-kulturelle Programmatiken betreffen und darüber hinaus kultur- und beschäftigungspolitische Bedeutung haben. Auch Lesereisen deutschsprachiger Autoren im Ausland⁵ werden hinsichtlich ihrer kulturpolitischen Funktion kommentiert, Texte mit erwartbarer literatur- und kulturpolitischer Skandalpotenz bedeutender Autoren wie Günter Grass' Israel-Gedicht werden veröffentlicht⁶ und der anschließende Deutungsdiskurs erhält in vielen Medien Raum, bevor der gesamte Vorgang nach dem Vorbild anderer Medienkontroversen in Buchform mit literaturgeschichtlichem Kommentar dokumentiert wird. Dass Orte und Gebäude, an bzw. in denen literaturbezogene Veranstaltungen und Ereignisse stattgefunden haben, als – daher erhaltungswürdige – Erinnerungsorte für die medialen Erzählungen über den Literaturbetrieb gelten, die mit dem Verlust der Dinge oder Gebäude verloren wären, gehört zu den allgemein akzeptierten (literatur-)historischen Standards. Über Eröffnung, Renovierung und Wiedereröffnung von Museen, Bibliotheken, Theatern, Literatur- und Dichterhäusern⁷ wird ebenso berichtet wie vom Wechsel in deren Leitung oder von spektakulären Diebstählen und Fälschungen. Regelmäßig informieren Medien über Auszeichnungen für Autoren wie Stipendien, Übernahme eines Stadtschreiberamts, Literaturpreisverleihungen.⁸

1 Müller 2013a, 14.

2 Bärnthaler u. Herpell 2013.

3 Bross-Winkler 2013; Bormuth u. a. 2008.

4 Vgl. zur aktuellen Kontroverse der Gesellschafter des Suhrkamp Verlags z. B. SZ 2013; FAZ 2013. Wittmann 2013; Ritter 2013.

5 Kurianowicz 2011.

6 Grass 2012.

7 Vgl. Breuer 2013, 205–209; Johannsen 2013, 211–215.

8 Vgl. Dücker 2009; ders. 2013.

Diese Beispiele zeigen, dass Literaturgeschichte sich nicht auf das Werk eines Autors beschränken kann, sondern auch die Praxis des Literaturbetriebs, die performative Dimension zu berücksichtigen hat, die zu einem wesentlichen Teil die Geltung von Werk und Autor prägen.

Der theoretische Physiker Freeman Dyson vertritt die These, dass wissenschaftlicher Fortschritt nicht mehr nur von Ideen abhängt, sondern von Ideen und verfügbaren Techniken (Werkzeuge, Maschinen).⁹ Was Dyson für die Naturwissenschaften feststellt, scheint die Geistes- und Kulturwissenschaften in modifizierter Form zu betreffen, haben sie sich doch forschungstheoretisch und -praktisch auf neue Praktiken literarischen und literaturbezogenen Handelns einzustellen.¹⁰ So ist zum einen ein medientheoretisch womöglich folgenreiches Phänomen zu erwähnen, dass – im Wortsinne – jeder, der es wünscht, seine Texte im Internet veröffentlichen und damit einen selbst bestimmten Gebrauch¹¹ von ihnen machen kann, zum andern geht es um die zunehmende Bedeutung der Körperlichkeit der Autoren (Live-Veranstaltungen, Gesichts- und Körperinszenierung) für die soziale Aufmerksamkeit für ihre Texte, um ‚symbolisches Kapital‘ (Pierre Bourdieu) zu generieren. Eine besondere Ausprägung dieses Aspekts stellt das Interesse an der Materialität von Handschriften und Nachlässen dar.¹² Auch die für Werke und Gruppenbildungen gestaltungsproduktive

⁹ Dyson 2012.

¹⁰ Wichtige Anregungen für die Praxeologie bieten Arbeiten des Soziologen Andreas Reckwitz, in denen er auf den Hof detaillierter Aktivitäten hinweist, die sich hinter allgemeinen Mentalitäts- und Handlungsbegriffen verbergen („praxeologisch reformulieren“, Reckwitz 2003, 296). „Generell gilt: Eine Praktik *besteht* aus bestimmten routinisierten Bewegungen und Aktivitäten des Körpers“ (ebd., 290), wobei gilt, „dass Handeln im Rahmen von Praktiken zuallererst als *wissensbasierte* Tätigkeit begriffen werden kann“ (ebd., 292) und „Wissen nicht als ein ‚theoretisches Denken‘ der Praxis zeitlich vorausgeht, sondern als Bestandteil der Praktik zu begreifen ist“ (ebd., 292). Daraus folgt, dass es „für die Praxistheorie [...] nicht die vorgebliche Intentionalität, sondern die wissensabhängige Routinisiertheit [ist], die das einzelne ‚Handeln‘ ‚anleitet‘“ (ebd., 293). So zutreffend der praxeologische Ansatz der Aufschlüsselung von Handeln ist, so kritisch ist das Fehlen einer handlungsauslösenden Situation oder Erfahrung als Wahrnehmung eines Defizits, einer situativen Anforderung usw. festzustellen. Allgemein begründet sich Handeln dadurch, dass es eine ‚Unordnung‘ vermeiden oder diese in Ordnung verwandeln soll; von vornherein ist Handeln zielgerichtet, ‚vorher‘ und ‚nachher‘ in Bezug auf Handeln sind als qualitative Deskriptive zu unterscheiden. Mag die Ausführung der Praktik ‚wissensbasiert‘ sein, so ist ihre Auslösung bedürfnisbasiert und mit der Intention verbunden, das Bedürfnis auf eine bestimmte Art zu befriedigen. Intention bezeichnet hier eine Rahmenbedingung menschlichen Handelns, dessen sämtliche Akte auf Willensbedingungen und Zwecksetzungen basieren.

¹¹ Auch „Gebrauch“ gehört mit Recht zu den Leitbegriffen Reckwitz’ (2003, 285); in meiner Dissertation *Theorie und Praxis des Engagements. Studien zur Geschichte eines literarisch-politischen Begriffs* (Heidelberg 1978) habe ich ein Modell der Begriffsgeschichte als Gebrauchs- bzw. Verwendungsgeschichte von Begriffen entwickelt, wobei die jeweilige Situationseinbettung des Gebrauchs als entscheidend berücksichtigt wird.

¹² „Mit der Entgegensetzung von leichenstarrem Gedruckten und lebendiger Handschrift findet eine

Funktion programmatischer Leitkonzepte wie Engagement /engagierte Literatur, ‚die Wopsweder‘, ‚Friedrichshagener Kreis‘, ‚Nationaltheater‘ sind literaturgeschichtlich zu berücksichtigen. Gemeinsam haben alle diese Beispiele, dass sie die Struktur von Handlungsabläufen zur Gestaltung von Gebrauchssituationen haben, sich durch Wiederholung (Repetitivität) und Serialität auszeichnen, interessegebundene Subjekte haben und keinen speziellen literarischen Bereich umgrenzen, sondern einen allgemeinen, soziokulturellen Handlungskomplex markieren, der alle literaturbezogenen Handlungen mit ihren diversen, sozial relevanten Dimensionen (kulturell, religiös, wirtschaftlich, beschäftigungspolitisch, juristisch usw.) umfasst.

Diese Vieldimensionalität macht aus den einzelnen literaturbezogenen Handlungen soziale Tatsachen, die jeweils bestimmte Formen des Sozialen generieren und eine Kulturtheorie¹³ als Horizont indizieren, deren Leitfragen lauten: Wie kann sich ein Einzelner/ein Kollektiv kulturell sichtbar machen, so dass das von ihm geschaffene literarische/künstlerische Weltauslegungsangebot öffentliche Aufmerksamkeit bzw. Anerkennung findet? Wie ist die Teilhabe literaturbezogenen Handelns an der Gestaltung der kulturellen Ordnung einer Gegenwart forschungstheoretisch zu konzeptualisieren? Als literaturbezogene Handlungen gelten jene Entwürfe und Strategien, die den Rahmen für eine beabsichtigte Erhaltung oder Veränderung eines (Lebens-)Zustands durch Praktiken z. B. der Produktion und Rezeption literarischer Texte abstecken. Literarische Praktiken bezeichnen alle Arbeits- und Verfahrenstechniken, mit denen situationskonkrete Anforderungen erfüllt werden, wie die Gestaltung von Erfahrungen im Gedicht, das Lesen eines autobiographischen Textes usw. Diese Praktiken können beliebig wiederholt werden, sie beruhen auf routinisiertem, impliziten Wissen.

Ausgehen ist davon, dass jede einzelne Praktik und jede einzelne Handlung einen defizitären Zustand korrigieren oder vermeiden sollen, dass sie daher „als *Fall* eines erkennbaren *Zusammenhangs* zu identifizieren“¹⁴ sein müssen, wobei es sich um Handlungszusammenhänge oder -prozesse handelt.¹⁵ Mit diesem Ansatz ist die Dynamisierung eingespielter Begriffe verbunden. So ist z. B. zu fragen: Welche sozialen Tatsachen begründen – zeitspezifisch – die Notwendigkeit eines Kanons, der Genierolle usw.? Welche Handlungen machen – je zeitspezifisch – einen Kanon, Literatur oder ein Genie aus?

Wenn es zutrifft, dass Forschungsprojekte jeweils auf Fragen oder Phänomene ihrer Gegenwart antworten, dann dürfte es sich für die literaturgeschichtliche For-

nachdrückliche Emphasisierung statt: Hier, im Nachlass, liegen sie, die heißen, pulsierenden Handschriften des Dichters“ (Spoerhase u. Sina 2013). Viohl 2013.

¹³ Vgl. Reckwitz 2003, 286f.

¹⁴ Gerhardt 2007, 8. Hervorh. i. O.

¹⁵ „Was immer wir denken und tun, wir stellen an uns (und andere) den Anspruch, dass dies aus Gründen geschieht, seien sie ausdrücklich genannt oder (zunächst) implizit bleibend“ (Forst 2007, 9).

sung innovativ auswirken, dass aktuelle Veränderungsprozesse im literaturbezogenen Handlungskomplex die Aufmerksamkeit auf strukturell ähnliche Vorgänge in historischen Phasen lenken können, die dann neue Bedeutung für die Gegenwart gewinnen. In diesem Beitrag geht es um vorbereitende Überlegungen zu einer performativen Literaturgeschichtsschreibung, der es auf die Deskription literaturbezogener Praktiken und Handlungsprozesse sowie auf die Analyse von deren Funktionen für die Gestaltung der jeweiligen Kultur ankommt.¹⁶ Dies ist nicht möglich, ohne die Textebene zu überschreiten, um dann die Prozessualität der Herstellung, Anerkennung und Rezeption des Textes zu berücksichtigen. Als außertextliche Wirkungselemente gelten z. B. Rituale wie Lesungen und Ehrungen des Autors, Berücksichtigung des Buches auf Bestsellerlisten, in Schullesebüchern und -lehrplänen oder bei Ausstellungen (z. B. Schönste Bücher des Jahres). Es geht um Literaturgeschichte als Raum von Möglichkeiten, von vielfältigen, gleichzeitig ablaufenden Prozessen, was die Auflösung der einen kanonisierten Variante (gängige Literaturgeschichte) einschließt. Weil performative Literaturgeschichte um Strukturen und Organisationsgefüge des literaturbezogenen Handlungsbereichs aufgebaut ist, lautet ihre Leitfrage: Wie ist der literaturbezogene Handlungsbereich in einer bestimmten Gegenwart (um 1900, im 17. Jahrhundert usw.) strukturiert? Welche Instanzen, Institutionen, Funktionsträger haben Handlungsmacht? Literaturbezogenes Handeln wird prozessual als ausgerichtet auf kulturelle Anerkennung betrachtet, es geht darum, „Perspektiven“ auf diesen und von diesem Prozess auf andere gesellschaftliche Bereiche zu „schaffen“.¹⁷ Dies begründet die systematische Berücksichtigung von literaturbezogenen Gebrauchstexten wie Artikel in Tages- und Wochenpresse, Flyer, Broschüren, Verlagsprogramme usw. Literarische Praktiken und Handlungen sind in den strukturellen Rahmen der Transformation von Unordnung in Ordnung eingebettet. Auf dieser Basis entstehen Konstruktionen von Literaturgeschichte.

2 Aktualität und Umfang literaturgeschichtlicher Reflexion

Literarische Texte wie auch andere Artefakte bilden nicht selbst ihre eigene Geschichte. Diese wird vielmehr von der Vielzahl der Gebrauchs- oder Verwendungssituationen gebildet. Bevor das Manuskript eines literarischen Weltauslegungsangebots (Erzäh-

¹⁶ Am 16./17. Nov. 2013 fand eine wissenschaftliche Tagung ‚Performative Literaturgeschichtsschreibung‘ im Christian-Wagner-Haus in Warmbronn statt, bei der von unterschiedlichen Formen literaturbezogenen Handelns Perspektiven auf den Prozess kultureller Anerkennung literarischer Auslegungsangebote entwickelt werden sollten.

¹⁷ Jaeger 2011, 2.

lung, Roman, Drama, Gedicht, Autobiographie und Komplementärtexte mit Kommentar- und Selbstauslegungsfunktionen wie Briefe, offene Briefe usw.) durch seine Veröffentlichung in einem Verlag als Kunstwerk anerkannt ist, ist es schon Gegenstand und ‚Akteur‘ in zahlreichen Handlungsabläufen gewesen, hat Geschichten und Geschichte gebildet. Als prioritär hat die Fähigkeit des Verfassers zu gelten, ein zeitlich und ergebnisbezogen in der Regel offenes Projekt wie die Herstellung eines Manuskripts physisch, psychisch, sozial und ökonomisch realisieren zu können. So gewinnen im Rahmen einer performativen Literaturgeschichte die Dimensionen des Auto- und Biographischen konstitutive Bedeutung für die Tatsachen der Ausführung und Fertigstellung literarischer Texte. Hinzu kommt die Praktik des literarischen Schreibens mit ihren Wissens-, Bildungs- und Kompetenzkomplexen, über die Verfasser verfügen müssen – auch wenn sie sie gezielt verletzen wollen –, um unter den soziokulturellen Bedingungen und literarischen Erwartungen ihrer Gegenwart ein Manuskript abzuschließen, das Aussicht hat, Aufnahme in das Programm eines Verlags zu finden.¹⁸ Zu den unverzichtbaren Kompetenzen in der Gegenwart scheinen der Aufbau eines Netzwerks, die Einrichtung einer Homepage, Kenntnis des literarischen Markts (Stipendien, Fördermöglichkeiten, Literaturwettbewerbe, -preise, ‚poetry slams‘, Lesungen als Möglichkeiten spektakulärer Aktionen zur Generierung sozialer Aufmerksamkeit, Kenntnis der Verlagsprofile usw.) zu gehören.

Wird ein Manuskript vom Verlag professionell zur Kenntnis genommen, hat ein Lektor oder der Verleger selbst über dessen Akzeptanz oder Ablehnung zu entscheiden.

Nicht von ungefähr gehört das Ablehnen von Manuskripten ebenso zum Kerngeschäft von Buchverlagen wie das Verwandeln eines Manuskripts in ein Buch und ‚der Aufbau eines Werks‘. Und natürlich beginnt das Verlagsgeschäft nicht erst bei der Herstellung und Distribution eines Buches, viele Buchideen – und nicht zuletzt: Übersetzungen – entstehen im Umgang von Autoren, Lektoren und Verlegern.¹⁹

Kriterien der Entscheidungspraxis können persönliche Empfehlungen, Umfang, Titel, erster und letzter Satz, Thematik, Sprache und Lesbarkeit, Programmatik des Verlags, des Texts und des Verfassers, ökonomische Perspektiven (Adressaten, Original-, später Taschenbuchausgabe, Preis, Auflage, Übersetzung, Verfilmung usw.), kulturpolitische Gegebenheiten usw. sein. Mit dem Vertrag zwischen Verlag und Verfasser

18 Anlässlich ihres Romandebüts *Das fremde Meer* (2013) sagt die Autorin Katharina Hartwell im Interview: „Man kann nicht zweieinhalb Jahre auf einer Inspirationswelle reiten und in Glückseligkeit vor sich hin schreiben. Ich persönlich glaube an Arbeitsstrategien und brauche einen bestimmten Trott. Ich finde es super, sich eine Arbeitsroutine zurecht zu legen und jeden Tag in die Bibliothek zu gehen. Ich arbeite viel mit unterschiedlichen Überarbeitungsphasen, mache Ausdrucke und handschriftliche Korrekturen und tippe die dann ab, ganze Versionen fertige ich handschriftlich an. Ich finde das wichtig, um überhaupt voranzukommen“ (Hartwell 2013).

19 Müller 2013b.

wird dieser als Autor und das Manuskript als Kunstwerk und Handelsobjekt anerkannt.²⁰ Als Handelsobjekt wird ein Buch wie jedes andere Produkt aufgrund seiner Materialität (Taschenbuch, gebundene Ausgabe, Umfang, Papierqualität, Illustrationen, Lesebändchen, Großdruck, Schuber usw.) als Ware gehandelt. In der Regel weitgehend ohne Bezug auf den ‚Warencharakter‘ vollzieht sich der ästhetisch-literarische Diskurs, der sich auf die symbolische Ebene des Buchs als Kunstwerk oder Weltauslegungsangebot bezieht. Dieser Bereich bestimmt die Gebrauchsmöglichkeiten des Buches, während Materialität und Preis eher als Entscheidungsfaktoren für Kauf oder Bibliotheksausleihe des Buches wirken. Auf der wirtschaftlich-materiellen Ebene als Ware ist ein literarischer Text abhängige Variable, auf der symbolischen Ebene des Auslegungsangebots lebensweltlicher Zusammenhänge ist er unabhängige Variable, die in unvorhersehbaren Gebrauchssituationen für beliebige Benutzer zum ‚Akteur‘ werden kann. Beide Ebenen zusammen machen einen literarischen Text zur sozialen Tatsache, die zugleich als Indikator und Faktor sozialer Prozesse, z. B. Demonstrationen als Folge engagierter Literatur oder offener Briefe, eingesetzt werden kann.

Solange Manuskripte nicht im Veröffentlichungsprozess sind und ihre Existenz verborgen bleibt, sie also nicht Gegenstand sozialer Handlungen sind, können sie nicht als literarische Weltauslegungsangebote anerkannt werden.²¹ Ihr Status ist der ‚bloß‘ subjektiver, gleichsam privater Hervorbringungen. Wird ein Text zur Veröffentlichung angenommen, setzt der Prozess seiner literaturgeschichtlich wirksamen Objektivierung zum womöglich repräsentativen und kanonfähigen Ausdruck einer soziokulturellen Gestaltungsperspektive ein. Damit wird die konstitutive Bedeutung der Verlage als gewinnorientierte Unternehmen für die literaturgeschichtliche Anerkennung der Autoren erkennbar, wobei z. B. zu unterscheiden ist zwischen Verlagen mit mehr oder weniger ‚symbolischem Kapital‘.

20 Auf die Frage „Wann haben Sie gemerkt, Ihr Buch wird ein Erfolg?“ antwortet der „Bestseller-Autor“ Timur Vermes: „Das deutet sich an, wenn dein Manuskript verkauft wird. Wenn die sehr viel Geld dafür ausgeben. Weil das heißt: Sie müssen es wieder reinkriegen. Mein persönliches Erfolgserlebnis war: Du gibst dieses Ding ab und erfährst, dass es einen Interessenten gibt. Dann denkst du: Oh, jetzt ist es kein Manuskript mehr, dann ist es, dann wird es ... dann bin ich jetzt Schriftsteller. Und dann gab es sogar mehrere Interessenten, es kam zur Auktion“ (Conradi u. Freiburger 2013).

21 Dies gilt zumeist nicht für Manuskripte im Nach- oder Vorlass anerkannter Autoren. Dies gilt auch nicht für unveröffentlichte Manuskripte, deren Existenz aber bekannt ist und die für eine spätere Veröffentlichung vorgesehen sind. Der Verleger Reinhard Piper (1879–1953) schreibt am 21.03.1930 an seinen Autor Alfred Kubin (1877–1959): „Ich nehme also an, dass Sie es nicht als Belästigung empfinden, wenn ich Ihnen hier meinen ‚Besuch bei Barlach‘ schicke. Ich habe ihn nur für mich geschrieben, an eine Veröffentlichung denke ich nicht. Dies wäre auch gar nicht im Sinne Barlachs. Aber ich habe mir gedacht, dass ich vielleicht später einmal meine Lebenserinnerungen schreibe und mich dann vielleicht vergeblich bemühe, über die mit Barlach gemeinsam verbrachten Tage noch etwas aus meinem Gedächtnis heraufzubeschwören. [...] Allerdings muss ich Sie freundlichst bitten, mir das Manuskript nach Lektüre wieder zuzusenden“ (Kubin u. Piper 2010, 280).

Damit die einzelnen literarischen Texte, die aus einer Vielzahl unterschiedlicher Praktiken literarischen Schreibens von Verlagen nach einer kultur-ökonomischen Kosten-Nutzen-Bilanz angenommen worden sind, nicht als separate Gegenstände nebeneinander stehen, sondern aufgrund ihrer Gemeinsamkeiten (z. B. ästhetisch organisierte Auslegungsangebote, Zeitgebundenheit, -kritik, symbolische Dimension) einen Entwicklungs- und Sinnzusammenhang bilden können, sind sie auf entsprechende Konstruktionen der Literaturgeschichte angewiesen. Auf der Basis wertgebundener Wahrnehmung und Auswahl konstruieren Fachwissenschaftler (vgl. Praktiken der Literaturgeschichte) einen Kontext für die Einzeltexte, in dem diese – wie die Bilder im Museum aufgrund der Hängeprinzipien – womöglich bisher unentdeckte Bedeutungen entfalten können. Performative Literaturgeschichte zeigt Literatur im grundsätzlich un abgeschlossenen Prozess der Anerkennung, in den sich jede Gegenwart, jeder Leser einschalten kann. So finden (literatur-)geschichtliche Praktiken keinen schon geordneten Gegenstand vor, sondern formen diesen dadurch, dass sie seine Geschichte erzählend konstruieren. Als Maßstab literaturgeschichtlicher Konstruktionen und zugehöriger Textauswahl dienen sowohl außertextliche Wertzuschreibungen wie die Funktion für die Nationbildung (Nationalliteratur²²), die konfessionelle Orientierung (Geschichte der protestantischen, katholischen Literatur), regionale Literaturräume (z. B. Krauß 1897–1899, Schwäbische Literaturgeschichte), Zeiträume (z. B. Hermann Hettner 1870, Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts), Geschichten literarischer Auszeichnungen, Emanzipationsprozesse usw. als auch eher textimmanente Merkmale wie Motive, Stoffe, Konfliktkonstellationen usw.

Diese Kriterien ergänzen die performative Literaturgeschichte, die von Texten in Gebrauchssituationen ausgeht, d. h. von der dem Text zugeschriebenen Referenz auf außertextliche Gegebenheiten. So gewinnt die Gebrauchsgeschichte eines Textes die Form einer Aufführungsgeschichte, die immer neue Situationen realisierter Referenz zu berücksichtigen hat und dabei auch die je zeitgeschichtlichen Konstellationen ein- und erschließt. Für die performative Literaturgeschichte haben literarische Texte den Rang subjektiv fundierter Objektivierungen sozialer Orte (Literatope) als Verdichtungen einer Vielzahl zeitgeschichtlich produktiver Dimensionen, Richtungen, Perspektiven (Utopien), Interessen wie z. B. Natur, Krieg, Familien, Reise, Institutionen, Exil, Kindheit, Alter, Wissenschaft, Biographien (Entwicklungsgeschichten). Es geht stets um Texte in Zusammenhängen.

Prioritär dafür, dass literarische Weltauslegungsangebote einen performativ literaturgeschichtlichen Sinnzusammenhang zulassen, sind repetitive Formen sozialer Praxis, deren Akteure auf literarische Texte als Mittel der Konstruktion ihrer sozialen Geltung und – häufig auch – materiellen Existenzsicherung angewiesen sind. Dazu gehört der große Bereich literaturbezogener Gesellschaftsformen (Salons, Lesezirkel,

22 Vgl. Harth 2000.

-kränzchen)²³ und Selbstdarstellungen, z. B. in Briefen. Hinzu kommen zum einen Praktiken des Schreibens, Lesens, Verlegens, Druckens, Bindens, der Kritik, Aufführung, Übersetzung, Verfilmung, Sammlung in Bibliotheken, des Angebots und Verkaufs in Buchhandlungen usw., zum andern rituelle bzw. ritualisierte Handlungen²⁴ wie Ehrungen, Ernennungen, Jubiläen, Gedenken usw., soziale Formen also, die – je zeitspezifisch – den literaturbezogenen Handlungskomplex in jene Handlungen teilen, die eher den Text und in jene, die eher die Person der Autoren betreffen.

Als Gegenstände der performativen Literaturgeschichte gelten jene Praktiken und rituellen Handlungen, die von den beteiligten Akteuren angewendet werden, um sich im literaturbezogenen Handlungskomplex ihrer Gegenwart zu positionieren. Als Gesamterzählung aller text- bzw. buchbezogenen Praktiken und Handlungen sowie textkonstitutiven Merkmale (Metrum, Reim, Motive, Intertextualität usw.) sichert die Literaturgeschichte die Historizität der literaturbezogenen Handlungskomplexe. Warum und wie kommt jemand in die Literaturgeschichte seiner oder erst einer späteren Zeit? Warum wird jemand vergessen und (nicht) wiederentdeckt? Obwohl z. B. Christian Wagner (1835–1918) in der regionalen Literaturgeschichte Württembergs niemals ganz vergessen war, ist er in der deutschen Literaturgeschichte nicht präsent, wird kaum zitiert und gehört nicht zum Kreis der Kanonaspiranten. Dies beginnt sich grundsätzlich zu ändern mit der Gründung der Christian-Wagner-Gesellschaft (1972) und deren ‚Rettung‘ von Wagners Geburts- und Wohnhaus als Museum. Die Einrichtung des Christian-Wagner-Literaturpreises (1992), zahlreiche, auch wissenschaftliche Editionen von und zu Wagners Werken und literarisch-kulturelle Veranstaltungen unterstützen diese Perspektive, so dass Wagner zum literaturbezogenen Handlungskomplex der Gegenwart zu zählen ist, dessen Interessen Wagners Lebenswelt erschließen. Für seine materiellen Hinterlassenschaften, seine Biographie, Texte und sozial wirksamen Erinnerungen öffnen sich in der Gegenwart neue Gebrauchssituationen, die Geschichten bilden und als Geschichte literaturbezogener Handlungsabläufe zu erzählen sind.

Der je historisch ausgeprägte literaturbezogene Handlungskomplex ist im Kontext anderer spezieller Handlungskomplexe (Religion, Politik, Wissenschaft, Sport, Freizeit usw.) auf seine besondere Funktion für den Einzelnen, die gesellschaftliche Ordnung und Kultur als Ensembles von Praktiken und Ritualen zu untersuchen. Erst vor dem Hintergrund dieser immer schon bestehenden, überlieferten Ordnung

23 Adornos (1968, 17f.) Kennzeichnung des „Bildungskonsumenten“ unter den Musikhörern scheint entsprechend auch für Leser zu gelten: „Das spontane und unmittelbare Verhältnis zur Musik, die Fähigkeit des strukturellen Mitvollzugs, wird substituiert dadurch, daß man soviel wie nur möglich an Kenntnissen über Musik, zumal über Biographisches und über die Meriten von Interpreten anhört, über die man stundenlang nichtig sich unterhält. [...] Konformismus, Konventionalität definieren weithin den Sozialcharakter dieses Typus“.

24 Vgl. Dücker 2013a.

gewinnt der einzelne literarische Text seine Funktion als deren Bestätigung, Modifikation oder Ablehnung.

2.1 Aufgabenbereiche der performativen Literaturgeschichte

Als Geschichte eines je zeitlich, räumlich, gruppenspezifisch usw. markierten literaturbezogenen Handlungskomplexes hat Literaturgeschichte a) die eher objektbezogenen (Materialität, Wirtschaftsebene), b) die eher deutungsbezogenen (Auslegungsangebote, symbolische Ebene) und c) die eher personenbezogenen (rituelle Ebene, Gemeinschaftsbildung, das Soziale) Handlungen zusammenzuführen.

- a. Zur ersten Gruppe gehören die von Autoren angewendeten und von den je technischen Möglichkeiten abhängigen Praktiken literarischen Schreibens²⁵ („Aufschreibesysteme“, F.A. Kittler) und dessen Vermarktung, die Praktiken der Verleger (z. B. Papierqualität, Typografie²⁶; Marketing, Organisation von Autoreninterviews, Lesungen usw.; Zeitpunkt der Veröffentlichung z. B. in Bezug auf das Weihnachtsgeschäft usw.; Produktion von ‚Raritäten‘ durch kleine Auflagen,

25 Exemplarisch für diesen Zusammenhang wie auch für die Intentionalität des künstlerischen Handelns mag die Mitteilung des Malers Otto Modersohn an Carl Hauptmann im Brief vom 21.02.1903 stehen: „Es war mir klar geworden, daß ich den mir eigenthümlichen Ausdruck resp. das Ausdrucksmittel für m. Gedanken u. Gefühle noch nicht gefunden. Unsere Kunst ist davon ja sosehr abhängig, da sie durch das sichtbare die unsichtbare Welt des Innern erschließt. Meine bisherigen Ausdrucksmittel genügten mir nicht mehr und das war der erste Schritt voran. Nachdem ich die Ölmalerei aufgegeben, begann ich mit Tempera, ich fand dabei Werthe, die mir mehr zusagten, aber das rechte war es auch noch nicht. Und merkwürdiges Spiel des Schicksals, da erfindet in Paris der Maler Raffaëlli Farbstifte – Ölfarben in Stiftform. Das klang kaum glaublich, anfangs zögernd versuche ich sie. Und nun kenne ich sie und ich bin geradezu fasziniert von diesen Stiften. Ich gebrauche sie, als ob ich nie anders gemalt hätte. Schnell wie der Gedanke folgt die That. Man malt wie mit den Fingern, nichts geht verloren, jedem Impuls kann man folgen. Man kann die ernste, große Form, wie das weiche, fluthende, vibrierende Leben ausdrücken – o es ist wunderbar. Bis in jede Ecke seiner Leinwand kann man Luft und Licht gleiten lassen. [...] Durch diese Zauberstifte sehe ich die Möglichkeit in ganz anderer Weise wie bisher, meinen Inhalt von mir zu geben. Noch nie habe ich so fieberhaft gearbeitet, ich kann am Abend den Morgen mit neuem Licht kaum erwarten, alles möchte ich kühnlich jetzt ergreifen, alle Visionen leben auf u. Drängen mich ihnen Gestalt zu geben. Drei Bilder habe ich damit jetzt gemalt, die bald in die Welt gehen werden. – Sie können sich leicht denken, wie diese letzte Zeit mir vergangen. Nach allen Berichten, rufen diese Stifte eine wahre Revolution in der Malerwelt der ganzen Welt hervor. [...] Die Bilder sehen genau wie Ölbilder aus, nur duftiger, lockerer, lichtvoller, das ist der eine Vorzug u. der andere ist die fabelhafte Annehmlichkeit bei der Behandlung. Palette u. Pinsel haben ausgedient, nur zur Untermauerung finden sie noch Verwendung“ (Hauptmann 2003, 133–135).

26 „Schrift liest sich immer mit. Will heißen: Noch bevor unser Kopf das erste Wort verstanden hat, schickt das Schriftzeichen über seine Form bereits Botschaften ans Gehirn. Der erste Eindruck gibt dem Text eine Prägung, ganz egal, was danach folgt“ (Weissmüller 2013).

Vorzugsexemplare, nummerierte Exemplare²⁷), Praktiken der Lesereisen und Lesungen sowie sämtliche Praktiken der technischen Herstellung (Materialität der Bücher, z. B. holzhaltiges Papier als Hinweis auf kriegsbedingte Einschränkungen²⁸), der Distribution und des Verkaufs.

- b. Zum Deutungsbereich gehören die Auslegungsdiskurse unmittelbar nach Erscheinen eines Buches in Form von Konkurrenz zu anderen Texten, Rezensionen, Lesungen, Selbstaussagen der Autoren, Leserbriefen, Blogs, Demonstrationen, womöglich juristische Verfahren, aber auch die Gebrauchsfähigkeit der Texte für Bildungsprozesse in Schule, Universität usw. haben hier ihren Platz. Es kann dabei um die Vermittlung von Aufbau und Funktion, Gebrauchssituationen und Geschichte von Merkmalen wie Motive, Stoffe, Metaphorik, rhetorische Figuren, Intertextualität gehen, um jene als textimmanent geltenden Merkmale also, die dadurch definiert sind, dass sie den einzelnen Text grundsätzlich auf andere Texte und außerliterarische Bedingungen hin überschreiten und damit die Konstruktivität von Literatur deutlich machen. Hinzu kommt die Forschungsgeschichte des Einzeltextes, die neben den erwähnten textimmanenten auch außertextliche Merkmale wie Referenz zu aktuellen, soziokulturellen Leitkonzepten oder Konfliktkonstellationen, Zugehörigkeit zu oder Kritik an Traditionen, Anschluss- und Gegentexte berücksichtigt. Als Beispiel kann die historisch und zeitgeschichtlich angelegte, literaturwissenschaftlich und theologisch orientierte Forschungsgeschichte zu Rolf Hochhuths Schauspiel *Der Stellvertreter* (1963) gelten. Verlagsprogramme, Flyer usw. gelten als Quellen, die die Aufnahme des Textes in eine performative Literaturgeschichte begründen können. Auch Übersetzungen, Verfilmungen und Transformationen in ‚comics‘ oder ‚graphic novels‘ müssten hier berücksichtigt werden.
- c. Hierhin gehören sämtliche Formen und Formate literarischen Schreibens, die grundsätzlich die Möglichkeit der Existenzsicherung durch Schreiben ausmachen. Zu den eher auf die Person des Autors bezogenen rituellen Handlungen gehören Auszeichnungen, Preisverleihungen, Stadtschreiberämter, Poetikdozenten, Stipendien, Ernennung zum Mitglied in Akademien, Jubiläen, Geburtstage,

27 Kubin (25.05.1925) spricht von „einer breiteren Auflage von 1000 Ex. [...] und einer winzigen Luxusausgabe (mit den 8 /Umdruck/ Lithographien in größerem Format) nur in 33 Ex. [...] ich finde es ja schon einen Unfug beinahe / mit / solchen Winzigkeiten, Raritäten zu schaffen“ (Kubin u. Piper 2010, 223). Vgl. Piper, 04.07.1936: „Die Blätter werden einmal kostbar, da die Platten nicht mehr vorhanden sind, und also Nachdrucke nicht erfolgen“ (Kubin u. Piper 2010, 382).

28 Piper (22.05.1940): „Auch kann man ein Buch wie das Ihre nicht auf das jetzt allein erreichbare holzhaltige Papier schlechtester Qualität drucken. Für Romane ist ein solches Papier gerade noch möglich, da diese ja später wieder auf holzfreiem Papier neu aufgelegt werden können. Und wenn sie ganz verschwinden, so ist das meist auch nicht schlimm. Ein Buch mit Zeichnungen von Ihnen soll aber nicht in Sammlungen, Bibliotheken und bei den privaten Kunstliebhabern schon in ein paar Jahren zerbröckeln“ (Kubin u. Piper 2010, 437f.).

Präsentation von Neuerscheinungen, politische und juristische Sanktionen wie Bücherverbrennung, Ausweisung, Indizierung, Unterhaltung von Dichterhäusern, -denkmälern usw. Auch ohne rituellen bzw. ritualisierten Rahmen kommen Handlungen aus wie die Formulierung einer individuellen Programmatik oder Poetik, Kommentare zu literatur- und zeitgeschichtlichen Ereignissen, Beteiligung an politischen Aktionen. Als literaturgeschichtlich besonderes Format können personenorientierte Widmungen des Autors gelten.²⁹ Insgesamt hat eine performative Literaturgeschichte das vollständige Funktionsspektrum literaturbezogenen Handelns zu reflektieren und in ihrer Darstellung zu berücksichtigen.

2.2 Rituelle bzw. ritualisierte Formen literaturbezogenen Handelns

Je nach Zählmodus gibt es in Deutschland ca. dreitausend *Literatur- und Kulturpreise*, die regelmäßig in Ehrungsritualen verliehen werden, die sowohl für die verleihende Institution als auch für die Preisträger regelmäßig und erwartungssicher soziale Aufmerksamkeit generieren und ebenso regelmäßig die Produktion bestimmter Textsorten – z. B. Laudationes (Wertung, Normativität), Dankreden (Programmatik), Grußworte (Geschichte der Institution/des Preises), Medienberichte (Öffentlichkeit) von den Ereignissen – wie entsprechender Bilder zur Folge haben.³⁰ Daher scheint es gerechtfertigt zu sein, Verleihungsrituale als innovative kulturelle und soziale routinisierte Praxis zu berücksichtigen. Ebenso gibt es zahlreiche Dichterhäuser mit Museumsfunktion, Literaturmuseen, literarische Gedenkstätten und Dichterdenkmäler, deren Geschichte in Katalogen, Broschüren und Faltblättern dokumentiert ist und die mehr oder weniger zahlreiche Besucher und entsprechende soziale und mediale Aufmerksamkeit finden. In den ‚Museumsshops‘ werden vielfältige Erinnerungsstücke an die jeweilige Referenzperson – das Referenzobjekt – angeboten.

Seit langem gehören *Lesungen* im Rahmen von Lesereisen zu den etablierten ritualisierten Formaten der Öffentlichkeitsarbeit von Autoren, um sich ihren Lesern in körperlicher Präsenz vorzustellen, damit diese sich ein Bild von ‚ihrem‘ Autor machen können, und um den Absatz der Bücher durch Signierungen zu steigern, d. h. um die materielle Existenz zu sichern. Eine Signierung oder eine persönliche Widmung machen aus einem beliebigen Exemplar des Massenprodukts Buch für den Besitzer ein Unikat, sie individualisieren es, indem sie die Gebrauchssituation durch den Eintrag mit Datumsangabe historisieren. Der Besitzer verbindet mit diesem Exemplar eine Geschichte, es hat für ihn symbolischen Wert gewonnen.

²⁹ Brieler 2011.

³⁰ Dücker 2013; ders. 2009.

Was für die Autoren Routine und Arbeit ist (Honorar, Umsatzsteuerpflicht), ist für die Besucher Erfahrung von Außeralltäglichkeit und Geschichte: Sie erleben vielleicht zum einzigen Mal in ihrem Leben diesen Autor in direkter Kommunikation, stellen ihm womöglich eine Frage und erhalten eine Antwort, d. h. Lesungen, die zumeist durch Einführung und Verabschiedung des Autors durch den Veranstalter als ritualisierte Handlungen gerahmt sind, stellen für die Besucher singuläre Erfahrungssituationen dar, die in ihr persönliches Erinnerungssystem (Lebensgeschichte) eingehen werden.³¹

Obwohl Literaturpreisverleihungen, Einrichtungen von Dichterhäusern und Lesungen nicht ohne das Vorliegen literarischer Texte möglich sind, ist für die drei Formate die Person des Autors prioritär, so dass tendenziell von einer Dezentrierung der Texte zu sprechen ist.³² Weitere Beispiele für die Zurücksetzung der Texte hinter die Körperlichkeit des Autors und für das damit verbundene Interesse der Öffentlichkeit an dessen Aussehen, Stimme, Gestik, Mimik, Kleidung, persönlichen Accessoires (Pfeife, Zigarre, Brille, Schmuck usw.) sind dessen Teilnahme an Festivals, Interviews, Poetikdozenten, Demonstrationen, neueren Auftrittsformaten wie Talkshows und Poetry-Slams, aber auch öffentliche Skandale³³ wie der um das späte Bekenntnis von Günter Grass, als Jugendlicher kurzzeitig Mitglied der ‚Waffen-SS‘ gewesen zu sein, die öffentliche Debatte um Kontinuität oder Veränderung des Suhrkamp Verlags oder die Auseinandersetzung um die Folgen der aus Kostengründen möglichen Einstellung der ‚Tage der deutschsprachigen Literatur‘ in Klagenfurt, in deren Rahmen der ‚Ingeborg-Bachmann-Preis‘³⁴ verliehen wird. Der Bachmann-Preisträger (2004) Uwe Tellkamp nimmt diesen Diskurs zum Anlass, gleichsam thesenartig verdichtet die Bedeutung von Literatur und ihrer Institutionen zu formulieren:

Gesellschaft braucht Gedächtnis, Literatur ist Gedächtnis, in früheren Zeiten waren die Dichter das Gedächtnis ihres Volkes. Literatur braucht Aufmerksamkeit, Klagenfurt bietet sie. Gerade für den Nachwuchs, der immer bedroht ist. Eine Gesellschaft ohne Gedächtnis hat keine Zukunft. [...] Mein Vorschlag ist: Kulturdenkmäler schaffen. Suhrkamp ist eines, Klagenfurts Bachmannwettbewerb ist eines.³⁵

Für die Literaturgeschichte sind alle diese Beispiele auch deshalb relevant, weil sie deren induktives Verfahren aufgrund zunehmend empirisch erhobenen, sinnlich wahrnehmbaren Materials sichtbar machen. Felicitas von Lovenberg diagnostiziert

³¹ „Mit der Strukturformel ‚etwas als etwas rahmen‘ ist die Veränderung eines Zustands, seiner Wahrnehmungsmöglichkeit und Agency verbunden, eine neue Zuständlichkeit ergibt sich“ (Dücker 2006, 109).

³² Hier erhält die zweifache Bedeutung von Performanz ihre Funktion: als Ausführung (auf den Text bezogen) und als Aufführung (auf die Person bezogen).

³³ Vgl. Dücker 2005.

³⁴ Vgl. Moser 2004.

³⁵ Tellkamp 2013.

die Gefahr einer Minderung der literarischen Qualität durch die Gefahr einer „Bücherflut“:

Das ist das große Paradox der deutschen Literatur: Seit Jahren kaufen immer weniger Menschen immer weniger Bücher, aber gleichzeitig werden immer mehr Bücher produziert. Während Buchhandlungen schließen, Verlage vor dem Aus stehen und Autoren über immer geringere Auflagen und schwindendes Interesse klagen, wird aufgelegt, was auch immer zwischen zwei Buchdeckel geht. Das ist nicht nur ein ökonomisches, es ist auch ein literarisches Problem. Denn die Bücherflut bringt ja nicht immer mehr Meisterwerke hervor, sondern sie fördert das Mittelmaß.³⁶

Besonders angesichts des zunehmenden Ungleichgewichts zwischen Angebot und Nachfrage sind Periodika wie allgemeine Tages- und Wochenzeitungen, Buchmessen- und Weihnachtsbeilagen, Werbebroschüren, Verlagsprospekte, Newsletters von Verlagen und interessierten Institutionen, Plakate, Anzeigen, verkaufsbezogene Veröffentlichungen wie ‚Buchreport‘, ‚literaturblatt für Baden-Württemberg‘ usw. für eine performative Literaturgeschichtsschreibung als genuine literaturgeschichtliche Quellen zu berücksichtigen. Aber auch die Interessenpolitik jener Institutionen, die sich spezieller Segmente im literaturbezogenen Handlungskomplex annehmen wie Literarische Gesellschaften, Borromäusverein, Verband deutscher Schriftsteller in ver.di, P.E.N.-Zentrum Deutschland, Deutscher Übersetzerfond e. V. und die neben vielen anderen Mitglieder der Deutschen Literaturkonferenz e. V. sind, ist in Bezug auf ihre kultur- und sozialpolitische Funktion zu berücksichtigen. Schon in seinem 1930 erschienenen Roman *Der Mann ohne Eigenschaften*, der im Vorkriegsjahr 1913 spielt, lässt Robert Musil (1880–1942) im Kapitel ‚Eine geheimnisvolle Zeitkrankheit‘ seinen Protagonisten Ulrich über auffällig unauffällige Zeitphänomene räsonieren:

Menschen, die früher [vor 1900, B.D.] bloß an der Spitze kleiner Sekten gestanden haben, sind inzwischen alte Berühmtheiten geworden; Verleger und Kunsthändler reich; Neues wird immer weiter gegründet; alle Welt besucht sowohl die Glaspaläste wie die Sezessionen und die Sezessionen der Sezessionen; die Familienzeitschriften haben sich die Haare kurz schneiden lassen; die Staatsmänner zeigen sich gern in den Künsten der Kultur beschlagen, und die Zeitungen machen Literaturgeschichte.³⁷ Was ist also abhanden gekommen? ³⁸

³⁶ Lovenberg 2013.

³⁷ Gleichsam eine Bestätigung dieser Diagnose stellt eine umfassende und positive Rezension der Musil-Studie von Inka Müller-Bach *Robert Musil. Der Mann ohne Eigenschaften* (München 2013) von Thomas Steinfeld im Feuilleton der SZ dar, in der der Rezensent überdies mitteilt, dass die Verfasserin „in den kommenden Wochen in diesem Feuilleton, in acht kleinen Stücken, in den *Mann ohne Eigenschaften* einführen“ (Steinfeld 2013) werde. Ebenfalls in ihrer Ausgabe vom 07.08.2013 bietet die FAZ einen auszugsweisen Vorabdruck des wenig später am 19.08.2013 bei Suhrkamp erscheinenden Briefwechsels zwischen Jacob Taubes und Hans Blumenberg (Taubes u. Blumenberg 2013).

³⁸ Musil 1970, 57.

Scheinbar grundlegende und unumkehrbare soziale und kulturelle Veränderungen kommen seit den 1990er Jahren in Bezug auf Formen und Möglichkeiten der Kommunikation und öffentlichen Selbstpräsentation, aber auch der Manipulation hinzu, die durch global verbreitete technische Neuerungen wie Computer, E-Mail, Lesegerät/ E-Book, Mobiltelefonie ausgelöst werden, deren Funktionen in allen gesellschaftlichen Schichten akzeptiert und praktiziert werden. In den Reflexionshorizont des vorliegenden Beitrags gehört daher die reale Möglichkeit, dass Autoren ihre eigenen Verleger werden, indem sie in Blogs oder auf Homepages ihre Texte veröffentlichen,³⁹ die dann von Lesern – mitunter kostenlos – rezipiert werden, ohne eine Buchhandlung oder Bibliothek aufzusuchen oder die Literaturseite einer Zeitung zu lesen. Auch Rezensionen können spontan, unprofessionell und ohne Evaluation (nach dem Motto: jeder/jede hat das Recht zu sagen, wie ihm/ihr ein Buch gefallen hat) online veröffentlicht und von Lesern ebenso spontan beurteilt, beantwortet, weiter geführt werden. Damit scheint die größtmögliche Distanz zu Zensur und Auftragskunst als institutionelle Lizenz zum Verfertigen und Veröffentlichen künstlerischer Arbeiten erreicht zu sein. Dieser Befund bestätigt die Abhängigkeit kultureller Produktionsformen vom Stand der technischen Entwicklung, was den Verlust an Individualität und die Angleichung der Kunstobjekte zur Folge haben kann.⁴⁰ Ergeben sich daraus Änderungen für den Autorstatus und die Praktik literarischen Schreibens? Haben die Suspendierung der Infrastruktur des Buchmarkts (Verlage als Evaluations-, Selektions- und Orientierungsinstanzen; Grossisten: tägliche Lieferung in ganz Deutschland; Buchhandel: kompetente Information, Preisbindung, verminderter Mehrwertsteuersatz) und der eingespielten Buchkultur sowie der Verlust des Objekts Buch Folgen für Literaturgeschichte/-geschichtsschreibung und Kultur insgesamt?⁴¹ Welche ‚Welt-ausschnitte‘ sind literarisch nicht mehr zu gestalten, wenn Buchhandlungen als Handlungsorte nicht mehr zur Verfügung stehen? Stehen sich Gewinn an Selbständigkeit der Autoren und Leser durch Emanzipation von kulturellen Institutionen und Verlust an Sicherheit und literaturbezogener ‚geselliger‘ Kommunikation gegenüber? Bedeutet der kostenlose Zugriff auf umfassende Text- und Bildbestände im Internet ein Stück Chancengleichheit, weil die Archiv- und Bibliotheksarbeit entfallen und die ‚kulturelle Schwelle‘ zur Buchhandlung kein Hindernis mehr darstellt? Zu bedenken

39 „Zur Schrift gehört untrennbar die Idee des starken Absenders. Das heißt, wesentliche Schriften von einem König, einem Gott, einem Klassiker oder einem Genie. Solange wir in der Welt der großen Schriftsteller sind, nehmen wir an der Metaphysik des starken Absenders teil. Das macht den großen Unterschied zu heute aus, weil wir jetzt in ein Universum der schwachen Absender eingetreten sind. Heute kann jeder senden. Das ist etwas ganz Neues“ (Sloterdijk 2010).

40 „Wer erlaubt sich noch den Luxus, daran zu glauben, eigensinnige Individuen könnten etwas Neues in die Welt setzen?“ (Reuß 2012, 7).

41 Dass diese Fragen als Probleme in der Öffentlichkeit angekommen sind, zeigen Themenhefte der Reihe *Aus Politik und Zeitgeschichte. Beilage zur Wochenzeitung Das Parlament*: „Zukunft des Buches“, 12.10.2009; „Zukunft des Publizierens“, 08.10.2012.

sind Auswirkungen auf Textformate durch die Dynamisierung der Textherstellung, wenn etwa für Fortsetzungsromane im Internet Leserwünsche berücksichtigt und Änderungen im Handlungsablauf praktisch jederzeit möglich, ja geradezu konstitutiv für dieses Format werden. Ist statt von individueller von kollektiver Autorschaft zu reden? Ergeben sich Folgen für Literaturpreisverleihungen? Ändert sich auch die eingespielte Praktik des Lesens von visuellen und unterschiedlichen haptisch-taktilen Körperaktivitäten zu visuellen und monoformen (Berühren des Touchscreens) Aktivitäten? Diese Fragen zeigen, dass performative Literaturgeschichte sich selbst im Zusammenhang der modernen Digitaltechnik zu reflektieren hat.

3 Zur narrativen Dimension von performativen Objekten des literarischen Handlungskomplexes

Ob es sich um eine Geschichte des Zweiten Weltkriegs oder der DDR, des Automobils oder der Verpackung, der Reformation oder der Toleranz, der Kunst des Expressionismus oder der Literatur des Naturalismus handelt, immer meint Geschichte die Erzählung „intersubjektiver“ und „interobjektiver“⁴² zielorientierter Handlungsabläufe und symbolischer Gestaltungen in Bezug auf jenen Gegenstandskomplex, um dessen Geschichte es geht. Geschichtliche Darstellungen setzen die Integration faktisch ausgeführter, im Prinzip sichtbarer Handlungsprozesse und deren symbolischer Dimension als intentionale Zielorientierung voraus. Durch Handlungen im Jetzt und Hier sollen Bedeutungen eines Damals oder Dort wie auch eines Künftig präsent gemacht werden. ‚Symbolisch‘ bedeutet demnach auch, dass die jeweilige Praktik, die die Gegenstände geschichtlicher Narrationen bildet, in aller Regel keinen Selbstzweck darstellt, sondern – wie der große Bereich rituellen Handelns – Mittel zum Zweck ist, indem sie auf etwas anderes verweist, das Unverfügbare, das nur so erfahrbar ist. Wer regelmäßig Manuskripte literarisch intendierter Texte verfasst, will auf die Wiederholungen der Praktik literarischen Schreibens die Sicherung seiner Existenz gründen, wie Max Herrmann-Neiße (1886–1941) im Brief vom 28. Juni 1914 ausführt:

Hiller sagt, bis jetzt hätte ihm aus meinem Buch am besten das *Erich*-Gedicht und das *Lied der Freundschaft* gefallen. Wieder seine Einseitigkeit: er sei überhaupt gegen Dichter, nicht so, als ob das Publikum sie nicht lesen solle, sondern Dichter sollten selbst ihre Existenzunberechtigung einsehen, aufhören zu dichten und praktisch ‚umstürzen‘. Er weiß aber eben nicht, daß unsereine nur gegeben ist, in Musik und Worten zu revolutionieren, daß wir nur immer dichten müssen, und daß unsre Lebensmöglichkeit eben Dichten heißt!⁴³

⁴² Reckwitz 2003, 292.

⁴³ Herrmann-Neiße 2012, 193.

Wenn literarische Texte nicht als autonome Ideenträger, sondern aufgrund ihrer interessenabhängigen Deutungsangebote als Gegenstände in Beziehungen oder als Akteure in Handlungsprozessen zu gelten haben, auf deren Individual- oder Kollektivsubjekte mit ihren Interessen sie zu beziehen sind, folgt daraus eine privilegierte Berücksichtigung der Dimensionen des Körperlichen und Sinnlichen literarischer Handlungen. Dieser Zusammenhang ist z. B. für die Analyse von Äußerungen zur Geschmacks- und Genussästhetik zu berücksichtigen, zeigt sich aber auch anhand der programmatischen Konzepte zur Einrichtung eines Nationaltheaters im 18. Jahrhundert, der gleichzeitigen Entstehung des bürgerlichen Trauerspiels, der faktischen Theatergründungen und des Interesses der Autoren an einer beruflichen Position in diesen Theatern. Texte zur Theatertheorie und -praxis aus der Epoche ‚Sturm und Drang‘ von Friedrich Schiller, Jakob Michael Reinhold Lenz, Otto Freiherr von Gemmingen u. a., die dem Theater häufig in persönlicher Anwesenheit von den Verfassern angeboten werden, zielen auch auf eine Anstellung der Verfasser. Alfred Kubins Verdikt (11.08.1923) über die Kunstgeschichte seiner Zeit, die das Körperliche und die Lebensumstände der Maler nicht berücksichtige, mag auch für bestimmte Theorien und Ausprägungen der Literaturgeschichte gelten.

Es ist mir schon meist furchtbar, kunsthistorische Abhandlungen zu lesen – das ist mir meist leeres ‚Stroh‘ und ich habe mehr von dem Betrachten der Bilder. – Ja wenn außer den langweiligen Vergleichen oder den Begeisterungsäußerungen der Schreiber, die Lebensumstände des Meisters, Eigenheiten, Anekdoten u.s.w. daständen so könnte ich mir seine Existenz hübsch und anregend ausmalen; diese Dinge interessieren die Gelehrten wie es scheint gar nicht, oder sind auch / zu / schwer auszuforschen. Mir würde es rießig viel geben etwa zu erfahren ob sich der alte Bosch gut oder herzlich schlecht mit dem Großinquisitor gestanden hat oder nicht!⁴⁴

Oder ein Verfasser benutzt die Praktik literarischen Schreibens, um eine bestimmte, eben seine subjektive Weltdeutung und die daraus folgende Lebenskonzeption in der Öffentlichkeit bekannt zu machen und dafür zu werben. So definiert Christian Wagner die Programmatik seines Schreibens im „Vorwort“ zu *Neuer Glaube* ([1894] 2013, 35) und bestätigt damit zugleich die Notwendigkeit, sein Leben auf die Praktik literarischen Schreibens und die Gestaltung neuer Ordnung zu gründen:

So habe ich getan, was ich nicht lassen konnte, und Freiheit gepredigt den Armen und Verachteten und der ganzen Natur. Ich habe das Evangelium gepredigt von der möglichsten Schonung für alles Lebendige, und den Krieg angesagt jeder herzlosen Ichlehre.

Und nun ich mich meiner Aufgabe entledigt, ist mir, als habe ich mich selbst frei gemacht. Ich fühle auch, dass ich nur getan, was ich tun musste: Stärkung herabgeholt von der Höhe, Freude genommen aus meinem Eigenen und Götterbrot entwendet aus den Himmeln der Seligen.

⁴⁴ Kubin u. Piper 2010, 174.

Wie ich aber dazu gekommen bin, als einfacher Landmann solches zu schreiben? Ich weiß es selbst nicht, oder richtiger gesagt, ich tat es, weil ich musste. Jede Blume erzählt mir eine Geschichte, und was erzählt mir vollends mein geliebter Wald!⁴⁵

Mit seiner Naturlyrik als wesentlichem Produkt seiner Praktik literarischen Schreibens reagiert Wagner offenbar auf Defizitwahrnehmungen und Erfahrungen soziokultureller Unordnung in seiner lebensweltlichen Umgebung, was ihm zur Anforderung wird, die Ordnung wiederherzustellen,⁴⁶ und zwar nach dem Muster seiner subjektiven Ordnungsvorstellung der „Schonung für alles Lebendige“, die neben der Idee des Naturschutzes auch den Schutz für Minderheiten und ein pazifistisches Engagement einschließt. Obwohl die Formulierungen nicht abweisbarer und unhintergehbare subjektiver Aufträge („daß wir nur immer dichten müssen“, „so habe ich getan, was ich nicht lassen konnte“) der Form von Selbstverpflichtungen gleichen mögen, erhalten die dabei entstehenden literarischen Texte die Funktion religiös orientierter sozialer Erlösungstaten. Mit dieser Begründung des Schreibens aus der Berufung auf eine immer schon außerliterarische Programmatik wird die Intentionalität des Schreibens unabweisbar.

Wagner macht seine subjektive Naturerfahrung aufgrund seines dörflichen Lebensmilieus zur Basis allgemeiner kulturkritischer und -theoretischer Bemerkungen und kommt zu einer tendenziell ähnlichen Unterscheidung wie Hauptmann zwischen dem Eigenen und den/dem Anderen, den Wenigen (Auserwählten) und den Vielen, dem Besonderen und dem Gewöhnlichen.⁴⁷

45 Ungefähr zeitgleich mit Wagner schreibt Carl Hauptmann am 11. Juli 1899 an Otto Modersohn nach einem Besuch bei diesem in Worpswede: „Wenn Sie durch Ihr Land gehen, ist es auch mir gewesen, als wenn ich ploetzlich die feine Sprache aller Creatur darin verstünde. Aus diesem Feinwerk der geheimen und dem sensationslüsternen Auge verborgenen Werthen der Dinge kann allein noch Kunst werden, die man liebt und ersehnt. Weltläufig ist heute jeder Krämer. Er kennt alles; nur nichts Innerliches in stiller Vertiefung Gewonnenes. Aber nur in der Gemüthsvertiefung kann noch grosses und das Persönliche gedeihen. Der moderne Mensch – was kennt er nicht alles. Er hat alles gesehen und gehört. Denn das allg. Leben des heutigen Kulturmenschen macht schon aus ihm selbst ein Allgemeines“ (Hauptmann 2003, 9). Auch bei Hauptmann wird die Denkstruktur der Wandlung von Unordnung in Ordnung erkennbar.

46 Die Diagnose sozialer Unordnung und die daraus folgende Therapie der Wiederherstellung der Ordnung ist neben dem Begriff der Krankheit (vs. Gesundheit) auch allen anderen Formen sozialer Unregelmäßigkeiten, Verstöße usw. und dadurch bewirkter Aufforderung zur Korrektur (z. B. Reinigungs-, Bußrituale) zuzuschreiben. Auch Prophylaxe wird in jedem Bereich mit der Abwehr von Krankheit, Unordnung, Krisen usw. begründet, die in aller Regel auch ökonomisch nachteilige Folgen haben.

47 Am 19.06.1899 trägt Hauptmann ins Tagebuch ein: „Das Typische sehen und ergreifen, und dagegen das Persönliche, ein grosser Unterschied. Das Ofte, Öftere und Öfteste und dagegen das Seltene und Feine und das Feinste, was sich dem gewöhnlichen Blick oft ganz verbirgt, was nur der Kenner und Schmecker, und der im ewigen Offenbarungsharm um das Persönlichste wirbt, ausfühlen kann“ (305). Am 10.12.1899 schreibt er an Modersohn: „Wenn ich nun träume, träume ich mir eine

Insgesamt gilt die Handlungsintention der (Wieder-)Herstellung von Ordnung oder – allgemein – der Transformation von Unordnung in Ordnung für die Anfertigung von Artefakten ebenso wie für den Entwurf und die Ausführung von Maschinen, technischen Geräten und Verfahrensabläufen oder die Entwicklung medizinischer Untersuchungs- und Therapiemethoden. Es handelt sich – grob – um einen dreiphasigen Handlungsprozess: 1. Je historische Defizit- bzw. Anforderungserfahrung als Auslöser, 2. Suche bzw. Aushandlung der Problemlösungsvariante, 3. deren Ausführung und Herstellung der Ordnung in der notwendig aus dem Anfang folgenden Abschluss-situation. Es ergibt sich ein geschlossener Prozess singulärer, narrativer Sinnkonstitution, der erinnerungsbildend ist. In Bezug auf diesen Prozess bezeichnen ‚vorher‘ und ‚nachher‘ unterschiedliche Seinszustände; dadurch, dass ein Subjekt diesen Prozess vollzieht, macht es Geschichte und verwandelt die beteiligten Personen in Zeitzeugen, deren Äußerungen tendenziell geschichtsmächtig wirken können. Ebenso erhalten durch den modalen Gestus der Geschichte sämtliche Gegenstände und Objekte, die für den sinnkonstituierenden, geschichtsbildenden Prozess gebraucht werden, die Funktion von sinnlich zugänglichen Quellen. Deren Funktion zur Erschließung historischer Zusammenhänge wird häufig in Wendungen wie ‚Geschichte zum Anfassen‘ oder ‚Be-greifen der Geschichte, um sie zu begreifen‘ verdichtet.

Ob es sich um das Tintenfass, die Federkiele, die Schreibmaschine, das mit Korrekturspuren versehene und beschädigte (Noten-)Manuskript, Autographen, das Klavier oder das Trikot ‚von‘ handelt, um Modelle oder Skizzen von Maschinen und Fahrzeugen oder um das Dichterhaus ‚von‘, der Materialität aller dieser Objekte und Produkte sind Spuren ihrer Herstellung und ihres Gebrauchs einbeschrieben. Spuren, die bekanntlich präsente Zeichen von in der Vergangenheit geschehenen Vorgängen sind, erregen die Aufmerksamkeit der Gegenwart, weil sie Erzählungen von der Funktion des jeweiligen Objekts für einen historischen, religiösen, literarischen usw. Zusammenhang ermöglichen oder davon, wie Defizite beseitigt und die bereichsspezifische Ordnung wiederhergestellt worden sind.

So wird 2013 „das Ursymbol der Psychoanalyse“, nämlich „Freuds Couch“ (Menden in SZ 14.05.2013) in ihrer 123 Jahre alten Materialität als Spurenspeicher restauriert, damit das Möbel als Symbol für die historische Erzählung von Theorie und Praxis der Psychoanalyse auch künftigen Generationen erhalten bleibt. Im Rahmen der Veranstaltungsreihe ‚Literatur in den Häusern der Stadt‘ werden in Hamburg und anderen Städten Privathäuser, die üblicherweise nicht für ein allgemeines Publikum zugänglich sind, temporär zu öffentlichen Kulturräumen, in denen – vorerst einmalig – Lesungen, Konzerte usw. stattfinden (Briegleb in SZ 22.05.2013). Gewiss kann in

Einsiedelei, die den Menschen nicht schön genug erscheint, sie aufzusuchen, und die ich mir von Innen schön machen will. O dieser heutige Industriemensch ist eine wahre Plage übers Land, wo ehrlich Vertiefte wohnen. Aber Ihre und meine innere Einsamkeit lassen wir uns doch nicht rauben. Gott sei Dank, dass wir Leiber haben und sie uns nicht auf die Seele kommen können“ (27).

diesem noch wenig erprobten und erforschten Format öffentlicher kultureller Praxis in privaten Räumen eine Anknüpfung – unter veränderten Bedingungen – an bildungsbürgerliche kulturelle Praktiken gesehen werden, wie sie etwa für die Salonkultur des späten 18. und frühen 19. Jahrhunderts sowie für literarische und musikalische Geselligkeitsformen beider Jahrhunderte überliefert sind. Dabei erhalten die Gastgeber eine spektakuläre Möglichkeit der Selbstdarstellung, indem sie sich dadurch einen Namen im literarisch-kulturellen Feld machen können, dass sie anderen – den Autoren und Künstlern – durch Ermöglichung des Auftritts einen Namen machen und dem Publikum die Erfahrung vermitteln, hier vollziehe sich (Literatur-)Geschichte und man sei dabei gewesen. Die Besucher profitieren dadurch, dass sie vom historischen Ereignis als Beteiligte berichten können, dass sie also dazugehören. Materiale Spuren dieser Veranstaltungen finden sich in den Privathäusern in der Form von Fotos, signierten Programmen und Medienberichten.

Damit ergibt sich als Grundmuster der Funktionslogik des Literarisch-Kulturellen – nach dem Modell des Ritualen – das der reziproken Anerkennung der beteiligten Interaktionspartner. Der Akteur ‚macht sich einen Namen‘ (Selbstformung, reflexiver Akt), indem er einem anderen dadurch einen Namen macht, dass er diesen zu Aufmerksamkeit und Anerkennung für sein Deutungsangebot bewegt oder bewegen möchte (transitiver Akt der Anerkennung des Adressaten). So ist in der ursprünglich rituellen Interaktionsformel ‚sich einen Namen machen, indem man anderen einen Namen macht‘ unschwer das Schema des ‚Gabentauschs‘ (Marcel Mauss) als eine Grundform zur Generierung des Sozialen zu erkennen.

Wer einen Supermarkt, eine Autohandlung, einen ‚Tante Emma-Laden‘, ein Restaurant betritt oder eine Dienstleistungseinrichtung wie eine Bibliothek oder ein Archiv in Anspruch nimmt, kommt in der Regel mit einer bestimmten Absicht (Erkenntnis- bzw. Ergebniserwartung) dorthin. Sei es, dass er etwas einkaufen, sich informieren oder unterhalten möchte, stets sieht er sich einer Vielzahl von Gegenständen und Handlungsmöglichkeiten konfrontiert, die sich ihm als gebrauchsfertige Konsumangebote darbieten, indem sie spontan Prozesse der ‚Bedürfnisproduktion‘ (Karl Marx) auslösen, deren umgehende Befriedigung sie als Objekte bestimmter Praktiken versprechen. Besucher von historischen Altstädten, Kirchen, Schlössern, Industrieanlagen usw. können vom Bedürfnis nach Kommunikation mit historischen Lebensformen (Geschichte zum Anfassen) geleitet sein.

Weder werden Waren zufällig in Verkaufsregalen angeordnet noch historische Monumente zufällig als solche ausgewiesen. Vielmehr sind beide Gegenstandsgruppen durch die ihnen von Unternehmen oder Verwaltung zugeschriebene Verwendungsfunktion immer schon für bestimmte Anforderungs- oder Bedürfniskonstellationen definiert. Aber erst das unausweichliche Bedürfnis der Kunden oder Besucher, auf eine bestimmte Anforderung mit der Praktik des Einkaufens, des Restaurantbesuchs, der Besichtigung historischer Stätten oder des Lesens von Romanen zu reagieren, also erst eine interessen- und bedürfnisbasierte und zweckorientierte Nachfrage aktiviert den Angebots- und Funktionscharakter des jeweiligen Objekts.

Für die performative Literaturgeschichte folgt daraus, dass Praktiken der Rezipienten im Gebrauch literarischer Texte (wie z. B. Lesen für Unterrichts- und Prüfungszwecke, zur Sammlung bestimmter Belege für eine wissenschaftliche Arbeit, zur Abfassung eines Leserbriefs) zu ihrem Gegenstandsbereich gehören.

4 Zur sozialen Struktur literaturbezogenen Handelns

So ist die erste Sequenz literarischen Handelns eine *reflexive Handlung*, das Subjekt macht sich, – besser – will sich in bestimmter Weise machen. Es handelt selbstbezogen (autoreferentiell), stellt seine Situationsdeutung als Angebot vor, um dieses durchzusetzen und Alternativen auszuschließen, wobei es die soziokulturellen Rahmenbedingungen zu berücksichtigen hat. Reflexiv zu handeln heißt, Auffälligkeiten in der Ordnung des Alltags wahrzunehmen und zu markieren, indem man über sich und seine Reaktionsmöglichkeiten reflektiert, um ein geeignetes Verfahren auszuwählen, das dann von den Adressaten anerkannt und sozial legitimiert werden soll. Es geht um Selbst- als Weltformung. Demnach markiert literarisches wie rituelles Handeln das Außeralltägliche, das durch ‚Wertexplizitheit‘ und ‚Komplexitätsreduktion‘⁴⁸ gekennzeichnet ist. Literarisch gilt die Welt als ordnungsbedürftig und -fähig, nicht schon als geordnet.

Menschen müssen erzählen, was ihnen widerfahren ist. Wir packen immer alles in Erzählstrukturen, um es in Beziehung zu uns zu setzen und um nicht daran zu verzweifeln. Erzählen bedeutet, Dinge in den Griff zu bekommen. Es ist gefährlich für uns, wenn Dinge so furchtbar sind, dass wir verstummen.⁴⁹

Für eine performative Literaturgeschichte folgt daraus, dass sie Angebote der Gestaltung von Ordnung ebenso wie die Markierung narrativer Leerstellen bzw. nicht gestalteter Literatope zu untersuchen hat. Welche literaturbezogenen Bedürfnisproduktionen sind in welcher Gegenwart feststellbar? Welche werden erfüllt, welche nicht? So wurde nach der deutschen Wiedervereinigung jahrelang der ‚Wenderoman‘ gefordert, bis 2008 der Roman *Der Turm* von Uwe Tellkamp diese Forderung einzulösen schien. Angesichts der Welt als Raum unbegrenzter Gestaltungsmöglichkeiten, nicht als Register absoluter Wahrheiten, gilt es für literarische Werke als Qualitätsmerkmal, wenn in ihren subjektiven Auslegungsangeboten die Perspektive auf generalisierbare Geltung sichtbar wird. Jede Gesellschaft braucht Regeln zur Binnenintegration und Außenabgrenzung, die in literarischen Texten reflektiert werden. Fehlt die soziale Per-

⁴⁸ Dücker 2007, 126.

⁴⁹ Hartwell 2013.

spektive, werden Ordnungen nur in ihren Auswirkungen auf persönlich-individuelle Ebenen gestaltet, haben die betreffenden Texte kaum eine Chance auf Kanonisierung.

Die zweite Sequenz ist eine *transitive Handlung*, das Subjekt gibt die Art und Weise an, in der das Ergebnis der reflexiven Handlung anerkannt werden und es die soziale Wirklichkeit formen kann. Kurzzeitig übernehmen die Adressaten, die Leser, die Funktion des Subjekts, um die Position des Autors und dessen Weltauslegungsangebot anzuerkennen.

Objekte und Gegenstände können deshalb sprechen und handeln, zum Akteur oder Mitspieler werden, weil diese Möglichkeit objektgebundener Handlungsmacht kulturell legitimiert ist und sozialisationsspezifisch gelernt wird. Gegenstände ‚sprechen‘ nicht von sich aus, sondern erst, wenn sie in den Fokus sprachlicher oder nicht-sprachlicher menschlicher Handlungsintentionen geraten (Bedeutung des ‚Blicks‘) und so gleichsam belebt werden. Ruinen und Landschaften können durch ihre Funktion für bestimmte Praktiken sinnkonstituierend und geschichtsbildend werden, weil sie zuvor beim Betrachter Prozesse der Bedürfnisproduktion ausgelöst haben und damit in dessen Interessenspektrum gerückt sind.

Wenn auch grundsätzlich jede Art von Objekten in eine soziale Praktik einbezogen werden kann, ist heuristisch doch auf einen Unterschied zwischen Kultur- und Naturobjekten hinzuweisen. So macht Christian Wagner in seinem Gedicht *Blühender Kirschbaum* diesen am Beispiel vieler Insektensorten zum Bild für friedliches Zusammenleben. Während jene primär dazu genutzt werden, gesellschaftlich, kulturell und ökonomisch definierte Funktionen zu vermitteln, lösen Naturobjekte vor allem kreative Prozesse aus, indem sie zu Referenzobjekten künstlerischer Praktiken werden, deren Produkte allerdings auf die Bestätigung durch bestehende soziokulturelle Institutionen angewiesen sind. Dass alle Welt Dinge aufgrund ihrer immer schon vorhandenen impliziten Spuren als geschaffene oder benannte Gegenstände für die intentionale Zuwendung des Menschen befähigt sind, in je geeigneten Praktiken als Mitspieler oder Akteur in dessen Weltauslegung zu wirken, hat Joseph von Eichendorff (1788–1857) zum programmatischen Zentrum der Romantik erklärt:

Schläft ein Lied in allen Dingen,
Die da träumen fort und fort
Und die Welt hebt an zu singen,
Triffst du nur das Zauberwort.

Unter Einbeziehung der ‚Dinge‘ harmonisiert Eichendorff die Welt zu einer einheitlichen Kommunikationsgemeinschaft, in der verschiedene Sprachen gesprochen werden mögen, in der aber als eine gemeinsame Intention die Kommunikation mit den Dingen zwecks allgemeiner Welterschließung und -aneignung gilt.

Durch ihren Gebrauch in situationskonkreten Praktiken und damit in singulären narrativen Sinnzusammenhängen werden Gegenstände zu historischen Objekten individualisiert, die eine Geschichte ‚zu erzählen‘ haben, so dass es darauf ankommt,

die „Bedeutungen in den Dingen zu erkennen“⁵⁰. Dies gilt auch für die Verwendung des Einzelstücks eines technischen Massenprodukts (Auto, Herd, Mikrowelle, Handy usw.), von dem der Benutzer „einen symbolischen, sozialen und kulturellen Formungsgewinn“⁵¹ für seine Lebenssituation erwartet.⁵² Von der anderen Seite heißt dies, dass Objektgeschichten, die nur Geschichten ihres Gebrauchs in Situationen sein können, vergleichbar mit Aufführungsgeschichten von Ritualen⁵³ die Abfolge der Bedürfnisse und Anforderungen eines individuellen oder kollektiven Subjekts eröffnen, indem sie im jeweiligen historisch-kulturellen Kontext den Gebrauch jener Praktiken und Objekte erzählen, die die Bewältigung der Anforderungen ermöglicht haben. Für die Quellenfunktion der Gegenstände folgt daraus, dass diese durch die Unvermeidbarkeit, ‚Geschichten‘ oder einen Erfahrungsschatz zu bilden, immer über sich auf eine Geschichte hinausweisen, was ihre Funktion als Mittel zum Zweck bestätigt. Demnach scheint für historische Darstellungen insgesamt die Berücksichtigung der Dimension der situationskonkreten Objektreferenzen konstitutiv zu sein.

Dass die menschliche Lebenswelt prioritär von Dingen und deren eingespielten Verwendungsweisen und Funktionserwartungen vor allem für problemvermeidende und -lösende Handlungsprozesse gebildet wird und weniger von Texten, bestätigt auch ein Blick auf Institutionen der Literatur wie Buchhandlungen, Bibliotheken, Museen, Galerien, Archive usw. Wer vor dem Bücherregal im Wohnzimmer steht, eine Buchhandlung oder Bibliothek betritt, wird zunächst die mehr oder weniger große Zahl der Bücher als gleichartige Gegenstände wahrnehmen, was auch ihre Zusammenstellung begründet hat. Wenn besonders in privaten Büchersammlungen vielbändige Lexika, Schriftenreihen oder Gesamtausgaben in gleicher aufwändiger Ausstattung sofort ins Auge fallen, wenn also Wiederholung als Gleichförmigkeit den – womöglich – erwünschten Eindruck von Vollständigkeit oder intensiver Sammeltätigkeit hervorruft, so stellt dies zunächst eine über die Objekte vermittelte Information über den Besitzer dar, der offenbar eine Praktik kulturspezifischer Selbstpräsentation beherrscht. Indem ein Betrachter eine Vielzahl von Büchern als strukturierte Sammlung, als Bibliothek, wahrnimmt, gibt er auch eine Information über sich selbst. Sartre schreibt in seiner Autobiographie *Die Wörter*:

Ich habe mein Leben begonnen, wie ich es zweifellos beenden werde: inmitten von Büchern. Im Arbeitszimmer meines Großvaters lagen sie überall; es war verboten, sie abzustauben, mit Ausnahme eines Tages im Jahr, vor dem Semesterbeginn im Oktober. Ich konnte noch nicht lesen,

⁵⁰ Hahn 2005, 7.

⁵¹ Dücker 2008, 33.

⁵² Zukünftig scheint dies sogar für sämtliche Einzelkomponenten industrieller Produkte usw. zu gelten. „Bald wird es keine Schraube, kein Zahnrad, kein Ölkännchen mehr geben ohne einen Chip, der die Geschichte dieser Produktkomponente erzählen kann“ (Koederitz 2013). Damit werden literarische Gestaltungen aus der Perspektive von Strichcode und Chip als Akteure möglich.

⁵³ Vgl. Dücker 2007, 213f.

aber ich verehrte sie bereits, diese aufgerichteten Steine: mochten sie gerade stehen oder schräg, dichtgedrängt wie Ziegel auf den Borden des Bücherschranks oder in noblem Abstand voneinander, wie die Alleen mit vorgeschichtlichen Steinsäulen in der Bretagne, immer fühlte ich, dass der Wohlstand unserer Familie von ihnen abhing. Sie glichen einander alle, ich bewegte mich in einem ganz kleinen Heiligtum [...]. Ich berührte sie heimlich, um meine Hände durch ihren Staub zu ehren, wußte aber nicht recht, was ich mit ihnen anfangen sollte, und erlebte jeden Tag einige Zeremonien, deren Sinn mir nicht aufging. Mein Großvater [...] handhabte diese Kulturobjekte mit der Geschicklichkeit eines Messdieners.⁵⁴

Wie für andere Dinge gilt auch hier, dass der Betrachter das Objekt Buch hinsichtlich Gebrauch, Funktion, sozialer Geltung und atmosphärischer Wirkung einzuschätzen vermag. Obwohl das Kind den kulturgeschichtlichen Rang der Bibliothek nicht zu beurteilen vermag, nimmt es deren außeralltägliche, kultisch-rituelle, ‚sakrale‘ Bedeutung (‚Heiligtum‘, Berührungsverbot, heimliche Berührung des Staubs, der die Ehre und das Recht hat, die Kultobjekte dauerhaft zu begleiten) durchaus wahr. Auch für den Büchersammler mag die Kennzeichnung des Kunstsammlers gelten, die Hermann Broch (1886–1951) in seinem Roman *Pasenow oder die Romantik* gefunden hat: Jedes neue Objekt wird in ritualisierter Form ‚begrüßt‘ und in die Sammlung integriert. Ziel ist es, „den Alltag, der das Altern ist, im Festlichen zu übertönen“. Dem Sammler scheint die „Unendlichkeit“ auf und er erhofft „die Erreichung seiner eigenen Absolutheit und die Aufhebung seines Todes“.⁵⁵

Um die situationsangemessene Einsetzbarkeit oder Antwortfähigkeit eines literarischen Texts beurteilen zu können, ist dessen Kenntnis unabdingbar. Welche sozialen Anforderungen sind durch Praktiken des Lesens zu bewältigen? Geht man davon aus, dass literarische Texte als ästhetisch geformte Weltauslegungsangebote ‚genutzt‘ werden können, dann sind sie grundsätzlich geeignet, Funktionen gesellschaftlicher Orientierung – häufig in Konkurrenz mit religiösen, populären, wissenschaftlichen usw. Texten –, hinsichtlich Unterhaltung (Konkurrenz zu anderen Unterhaltungsformen), der Erprobung (Simulation) neuer Welten und Lebensmöglichkeiten (Utopien), der Erfahrung des Außeralltäglichen im Rahmen des je zugehörigen Alltäglichen zu erfüllen. Kann man davon ausgehen, dass die Bücher einer privaten Bibliothek zur Bewältigung von Anforderungen beigetragen haben, dann gehören sie in den durch Wiederholungen der Praktik des Lesens gebildeten Sinnzusammenhang eines Lebens. Ausgehend von diesen Büchern als Quellen könnte womöglich eine Lese-, zumindest eine Bibliotheks- als Lebensgeschichte des Besitzers geschrieben werden. Welches Buch (Autor, Umfang, Thema usw.) jemand in Buchhandlung oder Bibliothek auswählt, richtet sich nach dem verfügbaren Angebot und der bedürfnisbasierten Anforderungsspezifik (Wissenschaft, Mode, Schule, Unterhaltung, Beruf

⁵⁴ Sartre 1972, 24f.

⁵⁵ Broch 1969, 88.

usw.). Welchen Nutzen können die Praktik des Lesens und die Beschäftigung mit Kunst insgesamt haben?

Aufgrund des praxeologischen und ritualwissenschaftlichen Ansatzes ist deutlich geworden, dass die verschiedenen Gebrauchsformen literarischer Texte wie jede Kunstpraxis und wie jede Erwerbstätigkeit bestimmte Funktionen im gesellschaftlichen Rahmen haben. Nicht nur sichern die jeweiligen Praktiken die materielle Existenz jener Menschen, die im Kunstbereich tätig sind, sondern erhalten auch die entsprechenden Institutionen, ermöglichen vielfältige Freizeitangebote, tragen zur Karrierevorbereitung und -verbesserung von Kindern und Jugendlichen bei, verschaffen Bildungsvorteile und produzieren womöglich wertbeständige Objekte. So ist der staatlich geförderten ‚Kulturellen Bildung‘ keineswegs vorzuwerfen, sie betrachte Kultur „aus einer Ideologie der Nützlichkeit heraus“ und vernachlässige, „was sie doch gerade wertvoll macht: ihre schöne Ineffizienz“, wie Noltze (2013) diese Kritik zusammenfasst,⁵⁶ vielmehr ist „die Idee kultureller Bildung Teil der Suche, auf welche Weise künstlerische Erfahrungen im Leben und Alltag von Menschen bedeutsam sein sollen“.⁵⁷ Als zweckbezogene Handlungsformen stellen Praktiken literaturbezogener Handlungskomplexe – wie Rituale – keine Alternative zum Alltag dar, sondern sind durch Alltagserfahrungen motiviert, um auf den Alltag zurückzuwirken, indem sie seine Funktionsfähigkeit erhalten oder steigern. Sie sind gerade nicht „vom Nützlichkeitsprinzip des sozialen Lebens abgehoben“⁵⁸, wie Bachmann-Medick meint und sind auch keine Notlösungen. Warum sollten sie dann überhaupt ausgeführt werden?

Dass für die Literaturgeschichte die Praktiken literarischen Schreibens, Lesens usw. konstitutiv sind, leuchtet unmittelbar ein. Daraus folgt, dass Literaturgeschichte als Erinnerungssystem des literaturbezogenen Handlungskomplexes sich nicht allein auf literarische Texte stützen kann, wenn sie diese als zugleich subjektiv und sozial funktionale Möglichkeiten der Weltauslegung und -gestaltung ernst nehmen will. Anstatt einen immer weiteren Literatur- und Kulturbegriff zu fordern, ist vielmehr das literaturgeschichtliche Funktionsspektrum zu reflektieren, indem jene Kriterien literarischer Texte als Handlungsgegenstände expliziert werden, die für die unterschiedlichen Praktiken im literaturbezogenen Handlungskomplex und deren Anerkennung konstitutiv sind. Zwischen dessen Historizität und der Literaturgeschichte besteht tendenziell ein Verhältnis von Dynamik und Statik, wobei jene durch ein hohes Maß an struktureller Repetitivität (z. B. Literaturpreise, Buchmessen, Konkurrenzen um

⁵⁶ Vgl. Welzer (2007, 3), der ein Ergebnis des ‚Jahres der Geisteswissenschaften‘ 2007 darin sieht, dass „über die Rolle gesprochen [wurde], die die Geistes- und Kulturwissenschaften im Zeitalter der Globalisierung finden müssen, und es wurde darüber gestritten, ob sie eine solche Rolle nun besser spielen können, wenn sie sich und ihre Ergebnisse verwertbarer und nützlicher machen, oder ob sie nur dann Relevanz haben können, wenn sie sich allen Verwertungszwängen entziehen und auf ihrer Nutzlosigkeit beharren“.

⁵⁷ Noltze 2013.

⁵⁸ Bachmann-Medick 2006, 112.

Veröffentlichungen bei bestimmten Verlagen und um Berücksichtigung bei Rezensionen) eingeschränkt ist. Wie jede andere Geschichte muss auch die wissenschaftliche Literaturgeschichte ihren grundsätzlich verfügbaren Materialkorpus definieren, ihm forschungstheoretisch Relief geben und schließlich die zu berücksichtigenden Materialien auswählen.

5 Hinweise zur performativen Literaturgeschichte der deutschen Literatur um 1900

Dieses Kapitel zeigt am Beispiel des schwäbischen Dichters Christian Wagner, dass performative Literaturgeschichte notwendig wird, wenn ‚Schreiben als Lebensform‘ wissenschaftlich ernst genommen wird. Wie wird das Manuskript zum Buch, der Verfasser zum Dichter, mit welchen Praktiken gelingt es diesem, aus seiner Position im landwirtschaftlichen Feld sich im literarisch-kulturellen Feld zu positionieren?

Wenn Christian Wagner seine erste Veröffentlichung im Selbstverlag vorlegt, so mag das einerseits der modernen Form der Internetveröffentlichung entsprechen, andererseits scheint Wagner nur diese Möglichkeit gehabt zu haben, sich im literaturbezogenen Handlungsbereich bemerkbar zu machen. Allerdings hat er erhebliche Kosten zu tragen, die Reichweite seiner Veröffentlichung und damit auch die Möglichkeiten, Perspektiven auf andere soziale Handlungskomplexe zu eröffnen, sind sehr begrenzt. Weder gibt es eine institutionell legitimierte Werbung noch liegen seine Bücher in den Buchhandlungen großer Städte aus. Dennoch schafft er die Voraussetzung seines Erfolgs, da Leser und Verlage auf ihn aufmerksam werden, so dass Wagners weitere Publikationen von einem Verlag übernommen werden. Diese Evaluation seiner Auslegungsangebote durch den Markt verschafft ihm Leser, die sich für ihn einsetzen und schließlich regelmäßige Zuwendungen der Schiller-Stiftung, des württembergischen Hofes und privater Mäzene bewirken. Wagner rechtfertigt diese Anerkennung durch weitere Veröffentlichungen und die Vorlage einer Programmschrift mit Bilanz- und Entwurfscharakter. Dass sein einziger Literaturpreis vom ‚Frauenbund zur Ehrung rheinländischer Dichter‘ (1912) ihm nicht im Rahmen eines Verleihungsrituals überreicht wird, ist Ausdruck seiner geringen Geltung und schränkt den Gewinn ‚symbolischen Kapitals‘ erheblich ein. 1894 systematisiert Christian Wagner die Programmatik seiner vorliegenden literarischen Weltauslegungsangebote in der Schrift *Neuer Glaube*. Darin reflektiert er nicht nur die Praktik seines Schreibens, sondern entspricht damit auch einer gängigen Praxis des literarischen Handlungskomplexes der Moderne um 1900. Denn um im programmatischen Pluralismus der Jahrhundertwende überhaupt wahrgenommen zu werden, scheint es geradezu unerlässlich zu sein, durch die Formulierung einer großen literarischen Systematik eine eigene Position zu markieren. Auf der Basis dieses singulären Parameters ist es nicht nur möglich, Zeitereignisse und -tendenzen zu kommentieren, sondern dies der

Öffentlichkeit auch als Normalität aus Erwartbarkeit, Wiederholung und Serialität gleichsam im Rahmen einer ‚Marke Wagner‘ anzusehen. So definiert Wagner in der von einer verbreiteten ‚fin de siècle‘-Mentalität überwölbten Vielfalt naturalistischer, impressionistischer, avantgardistischer (Dada, Expressionismus, Futurismus, Kubismus, Surrealismus) Konzepte, zwischen Berliner und Wiener Moderne, Lebensreformbewegung und Jugendstil, Anthroposophie und Psychoanalyse mit der Leitkategorie „Schonung für alles Lebendige“ das deutungstheoretische Alleinstellungsmerkmal seiner literarischen Hervorbringungen. Dass er dennoch in der Literaturgeschichte der Jahrhundertwende nicht präsent ist, dass er als nicht kanonfähig erscheint,⁵⁹ mag an der scheinbar mangelnden Spektakularität seiner Leitkonzeption liegen, die mehr zu Verzicht, Besonnenheit und Aufklärung als zu Kampf aufruft. Es ist kein ‚Kampfbegriff‘, keine Konzeption, die einen Aufbruch der Jungen auslöst. Außerdem benutzt er eine vor allem religiös konnotierte lehrhafte Textsorte – Tradition der Textsorte – für sein literaturprogrammisches Bekenntnis; der *Neue Glaube* ist in der Form eines Katechismus als Dialog zwischen Schüler oder Novize und Meister oder Eingeweihtem angelegt. Um das Neue seiner Position vermitteln zu können, prägt Wagner – wie ungefähr zur gleichen Zeit Robert Walser (1878–1956) – zahlreiche Neologismen. Weder veröffentlicht er während des Ersten Weltkriegs Kriegsgesänge oder national orientierte Naturdichtung noch begegnet dem Leser in seinen Gedichten das Phänomen der Reichsgründungseuphorie, während die Literaturgeschichten dieser Zeit selektiv eine Dominanz jener Tendenzen verzeichnen, die von Nationalismus und Bildungsbürgertum geprägt sind.⁶⁰

In der Eingangspassage zu *Neuer Glaube* bezeichnet er sich als „Landmann“, der im Buch der Natur zu lesen verstehe und das dabei Erfahrene literarisch gestalten müsse. Er stellt sich als Übersetzer und Vermittler jener Naturwahrheiten dar, die er durch seine landwirtschaftliche Praxis erfahren habe und die er nun seiner Gegenwart bekannt machen will.

Zur Rahmung der Praktik des Schreibens gehören für den Erwerbslandwirt Wagner ein strenges Zeitmanagement und die Erfüllung körperlicher Arbeitsanforderungen. Entweder schreibt er früh am Morgen vor seiner Feldarbeit oder nach deren Beendigung abends und nachts, wobei jahreszeitliche Abweichungen auftreten. Weil in Warmbronn Elektrizität erst ab ca. 1900 verfügbar ist, bedeutet diese Schreibsituation wegen der Verwendung von Öllampen eine Belastung der Augen und Atemwege. Eine weitere körperliche Erschwernis des Schreibens erwächst aus den überaus

⁵⁹ Nicht erwähnt wird Wagner z. B. bei Helmuth Kiesel: *Geschichte der literarischen Moderne. Sprache, Ästhetik, Dichtung im zwanzigsten Jahrhundert*. München 2004; Peter Sprengel: *Geschichte der deutschen Literatur 1870–1900. Von der Reichsgründung bis zur Jahrhundertwende*. München 1998; ders.: *Geschichte der deutschsprachigen Literatur 1900–1918. Von der Jahrhundertwende bis zum Ende des Ersten Weltkriegs*. München 2004.

⁶⁰ Harth 2000.

beengten Wohnverhältnissen Wagners. Seine Verwendung von Oktav- und Schulheften (kariert, liniert), Tinte, Feder und Kopierstift unterstützen durch das Medium der Handschrift die Funktionen Selbstbezüglichkeit und Selbstformung seines Schreibens. An den erhaltenen, z. T. schwer lesbaren Manuskripten sind Wagners eigenhändig vorgenommene Korrekturen, Umstellungen, Einfügungen oder Streichungen von Textpassagen nachzuvollziehen. Sein „Aufschreibesystem“ unterscheidet sich grundlegend von späteren Texten, die mit der Schreibmaschine geschrieben oder computergeneriert sind und deren Entstehungsprozess oft nicht nachzuzeichnen ist. In aller Regel ist die Praktik literarischen Schreibens nicht ohne Informationsbeschaffung möglich. Bekannt ist, dass Wagner immer wieder die Bibliothek in Stuttgart aufsucht, eine Strecke (Hin- und Rückweg) von 34 km, die er zu Fuß an einem Tag zurücklegt, so dass an den Bibliothekstagen Feldarbeit kaum möglich ist, weshalb er häufig seine Töchter dazu einsetzt. Diese Situation verweist auf eine tendenzielle Konkurrenz zwischen Beruf und Berufung. Spätestens seit Mitte der 1890er Jahre lässt Wagner regelmäßig eigene Bildpostkarten in großer Zahl herstellen, die sein Porträt umgeben von Ansichten Warmbronnns zeigen.⁶¹ Diese Selbstinszenierung durch Ansichtskarten – gegenüber Aktionen der ‚Dada-Künstler‘ – als literarisch-kultureller Repräsentant Warmbronnns trägt zum Eindruck der Etablierung einer ‚Marke Wagner‘ bei. Unterstützt wird dieser Befund durch zahlreiche Fotos, die Wagner überwiegend in der Rolle des Dichters und Tierfreunds, weniger in der des Landwirts zeigen.

Was mag Wagners Anspruch auf die literarisch-kulturelle Repräsentanz Warmbronnns rechtfertigen? Abgesehen von wenigen längeren Reisen hat er sein langes Leben in Warmbronn verbracht, sein Dorf mehrmals literarisch gewürdigt und sich als Chronist betätigt.⁶² Darüber hinaus hat er kurze Prosastücke zu ‚Originalen‘ Warmbronnns verfasst (*Eigenbrötler*), kommunale Ereignisse kommentiert, ein Netzwerk mit Schriftstellern und Intellektuellen aufzubauen versucht und in seiner Lyrik die besondere Bedeutung der Warmbronner Natur exemplarisch gestaltet. Auch wird mit Wagner die komplementäre Opposition von Zentrum und Peripherie in spezifischer Weise literaturgeschichtlich aktualisiert, weil es das Zentrum oder – angemessener – die Welt ist, die ins Dorf kommt und die die Personalunion von Bauer und Dichter als Zeitzeugen für ihre Interessen beansprucht.

Aus Wagners Selbstverständnis als Vermittler dessen, was ihm die Natur in seiner Umgebung erzählt, folgt sein Verzicht auf eine Ästhetik des Erhabenen. Er sucht keine spektakulären Naturorte wie Felsmassive oder Wasserfälle auf, seine literarische Aufmerksamkeit wird durch jene ‚kleinen‘ Phänomene geweckt, die er am Wege oder bei seiner Feldarbeit sieht. Insofern eignet seiner lyrischen Topographie aus der Perspektive des Naturbenutzers eine gewisse Zufälligkeit, aus der der Naturphäno-

⁶¹ So finden sich in seinem Haushaltsbuch, dessen Edition ich vorbereite, folgende Angaben: 13.09.1899: 30 Stück, 02.06.1900: 200 Stück, 20.10.1900: 200 Stück, 23.12.1900: 100 Stück.

⁶² Dücker 2012.

mene dagegen eine strenge Logik.⁶³ Auf den ersten Blick gestaltet Wagner scheinbar alltägliche Naturszenen, die sich jedoch auf den zweiten Blick durch ihre Gestaltung als außeralltäglich entpuppen. Dies ist zum einen begründet in ihrer überraschenden intertextuellen und -kulturellen sowie religionsgeschichtlichen Lesbarkeit, zum andern in ihrer rituellen Rahmung. So gibt er den Gedichten der *Sonntagsgänge* eine Prosarahmung, in der der Abschied vom Alltag des Zuhauses, die Zeit und der Ort des ‚Ganges‘ mitgeteilt werden, was an die Form eines Übergangsrituals erinnert. Ähnlich informiert Max Hermann-Neiße in seinen Briefen über Lebenssituationen in der Großstadt, in denen er Anforderungen zu Gedichten erhalten hat, die so als Mittel zur Bewältigung dieser Lebenssituationen sichtbar werden. Geschrieben werden diese Texte nicht im eigenen Namen, sondern im Namen der Natur, der Stadt usw. als Auftraggeber, was strukturell der Auftragskunst entsprechen mag.

Ob Kunstwerke im institutionellen oder im eigenen Auftrag des Künstlers geschaffen werden, stets haben sie aufgrund ihrer symbolischen Dimension, die die Gebrauchssituation übersteigt, einen Nutzen für den Auftraggeber (Gestaltung eines Erinnerungsorts in der Geschichte der Stadt, Natur, Institution usw. und Teilhabe an Literatur-, Kunstgeschichte usw.). Insofern sichert das Kunstwerk die Kontinuität des institutionellen Körpers, der dem je individuellen Körper des Amtsinhabers die Legitimation erteilt.⁶⁴

Fundiert sind Wagners Naturgestaltungen auf die Norm von der „Schonung für alles Lebendige“, deren ästhetische Umsetzung in der formal regelmäßigen Gestaltung von Symbiosen und Harmonieformen erfolgt. Menschliche und nicht-menschliche Natur werden durch Aspekte wie Seelenwanderung und Wiedergeburt verbunden.⁶⁵ Wagners Gedanke von der Einheit allen Lebens in der Welt steht gegen deren aktuelle Fragmentierung und Zersplitterung (Modernisierungsprozess). Letztlich sind aufgrund der unterschiedlichen Machtverteilung zwei elementare Gruppen zu unterscheiden: Täter und Opfer. Wenn Wagner von der Heilungsbedürftigkeit und Verbesserungsfähigkeit der Welt ausgeht, schließt das seinen Widerstand gegen Positionen der Macht im Umgang mit der Natur, mit Minderheiten und mit Leben schlechthin (gegen die Todesstrafe, für Pazifismus) ein. Folgerichtig verzichtet er als Landwirt auf Fallen und Gifte gegen „Schädlinge“, „Ungeziefer“ und „Unkraut“, als

63 Strukturell scheint Wagners Selbstverständnis als Vermittler der Naturwahrheiten dem des Architektur- und Technikhistorikers Siegfried Giedion zu gleichen: „Das Material zeigt den Weg, nicht der Historiker“. In dieser lapidaren Form zeigt sein Programm Verwandtschaft mit einer Notiz Walter Benjamins aus den Materialien zum ‚Passagen-Werk‘: ‚Methode dieser Arbeit: literarische Montage. Ich habe nichts zu sagen. Nur zu zeigen. Ich werde keine geistvollen Formulierungen mir aneignen, nichts Wertvolles entwenden. Aber die Lumpen, den Abfall, die will ich nicht beschreiben, sondern aufzeigen‘“ (zit. nach Huber u. Lichtenstein 1989, 85).

64 Vgl. Kantorowicz 1957.

65 Auch Alfred Kubin äußert um 1900 starkes Interesse für Fragen der Lebensführung aus der Perspektive des Buddhismus (Kubin u. Piper 2010, 67, 71).

Mensch prangert er Vorurteile und Einschränkungen der Meinungsfreiheit an. So haben seine lyrischen Weltauslegungsangebote in der Tat Weltbezug, weil überall in der Welt „Lebendiges“ geschützt werden muss.

Wagners Programmatik überschreitet umfassender und konkreter als andere Richtungen den literarischen Bereich, weil der Appell zur „Schonung“ sich direkt an jeden Einzelnen richtet. Daher kann Wagner als Aufklärer gelten, der am Beispiel des Lebensschutzes zur Reflexion auf Verhaltensroutinen und eingespielte Traditionen aufruft und damit womöglich ‚eine neue Tradition erfindet‘. Angesichts von Wagners und anderer Autoren Naturkonzepten stellt sich für eine performative Literaturgeschichte die Frage, ob ein spezielles Umweltkonzept zu entwickeln sei.⁶⁶ Aus ökologischer Perspektive erfüllt Wagners auf Nachhaltigkeit basiertes Naturkonzept (literarische Naturgestaltung als Form der Naturerhaltung) die Rolle eines Vorläufers.⁶⁷

Insgesamt ergeben sich aus performativer Literaturgeschichte und praxeologischem Ansatz neue Forschungsperspektiven auf die Literaturgeschichte. So können systematisch und methodisch fundiert jene Produktions- und Gebrauchssituationen eines Textes berücksichtigt werden, die dessen Gestaltung und soziokulturelle Bedeutung bedingen. Literarische Praktiken wie jene des Lesens, der Besuche in Dichterhäusern/Literaturmuseen, wie ‚xy arbeitet seit zwei Jahren an einem Roman‘, ‚wir machen im Deutschunterricht gerade den Faust‘, ‚die Jury hat xy als Preisträger gekürt‘, gehören als komplexe soziale Handlungsabläufe, die Geltung und Anerkennung von Texten und Autoren betreffen, in den Zusammenhang performativer Literaturgeschichte. Nur direkt auf Text/Autor bezogene Details gewinnen eine Funktion für Autorbiographie und kulturelle Situation, während ein allgemeiner Überblick über gesellschaftliche Verhältnisse wenig hilfreich ist. Neu sind auch die systematische Sammlung und Berücksichtigung bisher eher vernachlässigter Gebrauchs- als Quellentexte wie Veranstaltungs- und Verlagsprospekte, Anzeigen, Leserbriefe, Flyer, Artikel der Massenmedien, Internetbeiträge, aber auch – soweit zugänglich – Verlagskalkulationen, Anschaffungsprotokolle öffentlicher Bibliotheken usw. Mit dem praxeologischen Ansatz erhält die performative Literaturgeschichte

⁶⁶ Entsprechende Konzeptionsversuche werden international von Vertretern der Geistes- und Kulturwissenschaften schon als ‚Environmental Studies‘ vorgestellt. Vgl. Lenzen 2013.

⁶⁷ „[...] Auch Deutschland scheint neuerdings in Christian Wagner, einem einfachen Bauersmann in Warmbronn, einen Geistesverwandten Thoreau's zu besitzen. Jedes Ding in Feld und Wald erinnert ihn grüßend an die längst verschwundene Zeit, da er noch als Theil des Blätterschmuckes zitterte. Auch ihm, dem stark zur Melancholie geneigten Dichter, ist die Natur die einzige Freistätte der Armen und Verlassenen. Jedem wünscht er Frieden, nur dem Menschen mit gemeiner, käuflicher Gesinnung nicht. Kein lebendes Wesen will er zerstören, sondern sein Dasein angenehmer gestalten. Freude an der Existenz ist der Zweck derselben. Nicht in dumpfen Kellerräumen, sondern nur in freier Luft singt der Vogel“ (Knortz 1899, 32). Der amerikanische Schriftsteller und ‚Lebensreformer‘ Henry D. Thoreau (1817–1862) tritt für eine Form des einfachen Lebens ein, für Pazifismus und zivilen Ungehorsam (Civil Disobedience), wie er es in *Walden. Or life in the Woods* dargestellt hat.

eine Dimension empirischer Feldforschung, die weit über Befragungen von Lesern, Autoren, Buchhändlern usw. zu Fragen des Geschmacks, Umsatzes, Arbeitsprojekten usw. hinausgeht.

Literaturverzeichnis

- Adorno (1968): Theodor W. Adorno, *Einleitung in die Musiksoziologie. Zwölf theoretische Vorlesungen*, Reinbek bei Hamburg.
- Aus Politik u. Zeitgeschichte (2009): *Aus Politik und Zeitgeschichte. Beilage zur Wochenzeitung Das Parlament: Zukunft des Buches*, 12.10.2009.
- Aus Politik u. Zeitgeschichte (2012): *Aus Politik und Zeitgeschichte. Beilage zur Wochenzeitung Das Parlament: Zukunft des Publizierens*, 08.10.2012.
- Bachmann-Medick (2006): Doris Bachmann-Medick, „Performative Turn“, in: Doris Bachmann-Medick, *Cultural Turns. Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften*, Reinbek bei Hamburg, 104–143.
- Bärnthaler u. Herpell (2013): Thomas Bärnthaler u. Gabriela Herpell, „Der Letzte seiner Art. Der Verleger Michael Krüger hat mit seinen Autoren getrunken, gestritten und Nobelpreise gefeiert. Jetzt spricht er über die besten Kapitel seines Lebens“, *Süddeutsche Zeitung Magazin* Nr. 20, 17.05.2013, 10–19.
- Bormuth u. a. (2008): Matthias Bormuth, Joachim Kalka u. Friedrich Pfäfflin (Hgg.), *Brotschrift für Ulrich Keicher im fünfundzwanzigsten Jahr seines Verlages damit der Rote Faden nie reiße*, Warmbronn.
- Breuer (2013): Constanze Breuer, „Literarische Museen und Gedenkstätten im deutschsprachigen Bereich“, in: Gabriele Rippl u. Simone Winko (Hgg.), *Handbuch Kanon und Wertung. Theorien, Instanzen, Geschichte*, Stuttgart/Weimar, 205–209.
- Brieler (2011): H. Sigurd Brieler, *In alter Zeitgenossenschaftlichkeit 1912–1956. Widmungen Gottfried Benns an Rudolf Kurtz*, Warmbronn.
- Broch (1969): Hermann Broch, *Pasenow oder die Romantik. Roman* [1931], Frankfurt am Main.
- Brosius (2013): Christiane Brosius, Axel Michaels u. Paula Schrode (Hgg.), *Ritual und Ritualdynamik. Schlüsselbegriffe, Theorien, Diskussionen*, Göttingen.
- Bross-Winkler (2013): Barbara Bross-Winkler, „Der Literatur und Poesie auf den V(F)ersen. Ulrich Keicher hat in seinem Leben viele Fäden in der Literatur geknüpft, darunter auch rote. Sein Verlag ist 30 Jahre alt, sein Antiquariat ist mit 40 ins Schwabenalter gekommen und er selbst ist die Summe aus allem“, *Leonberger Kreiszeitung* Nr. 130, 08.06.2013, XI.
- Conradi u. Freiburger (2013): Malte Conradi u. Harald Freiburger, „Du kriegst viele Jahresgehälter auf einmal“. Der Bestseller-Autor Timur Vermes über das Gefühl, mit Hitler Geld zu verdienen, die Frage, warum er schon zweimal auf dem Arbeitsamt war und seine Erfahrungen mit Frauenmagazinen“, *Süddeutsche Zeitung* Nr. 200, 30.08.2013, 31.
- Dücker (1978): Burckhard Dücker, *Theorie und Praxis des Engagements*, Heidelberg.
- Dücker (2006): Burckhard Dücker, „Die Modernisierung des künstlerisch-literarischen Mäzenats im Rahmen ritualisierter Kulturrepräsentation“, in: Henrik Jungaberle u. Jan Weinhold (Hgg.), *Rituale in Bewegung.*

- Dücker (2009): Burckhard Dücker, „Literaturpreise“, *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* (LiLi), 39 (154), 54–76.
- Dücker (2012): Burckhard Dücker (Hg.), *Christian Wagner. Häuserbuch*, Warmbronn.
- Dücker (2013): Burckhard Dücker, „Literaturpreise und -wettbewerbe im deutsch- und englischsprachigen Raum“, in: Gabriele Rippl u. Simone Winko (Hgg.), *Handbuch Kanon und Wertung. Theorien, Instanzen, Geschichte*, Stuttgart/Weimar, 215–221.
- Dücker (2013a): Burckhard Dücker, „Ritualisierung“, in: Christiane Brosius, Axel Michaels u. Paula Schrode (Hgg.), *Ritual und Ritualdynamik. Schlüsselbegriffe, Theorien, Diskussionen*, Göttingen, 151–158.
- Dyson (2012): Freeman Dyson, „Theorie und Werkzeug. Lange beruhte Fortschritt in der Physik auf neuen Ideen, dann wurden Maschinen zur Triebfeder. Heute ist es ein Wechselspiel“, *Süddeutsche Zeitung* Nr. 289, 14.12.2012, 18.
- FAZ (2013): *Frankfurter Allgemeine Zeitung* Nr. 121, 28.05.2013.
- Forst (2007): Rainer Forst, *Das Recht auf Rechtfertigung. Elemente einer konstruktivistischen Theorie der Gerechtigkeit*, Frankfurt am Main.
- Gerhardt (2007): Volker Gerhardt, „Die Einheit des Wissens“, *Aus Politik und Zeitgeschichte* 46, 6–14.
- Grass (2012): Günter Grass, „Was gesagt werden muss“, *Süddeutsche Zeitung* Nr. 80, 04.04.2012, 11.
- Hartwell (2013): Katharina Hartwell, „‘Erzählen bedeutet, Dinge in den Griff zu bekommen’. Eine Liebesgeschichte in zehn Versionen – das ist Katharina Hartwells Romandebüt. Ein Gespräch über Ängste, Arbeitstrott und Nerd-Foren“, *Süddeutsche Zeitung* Nr. 161, 15.07.2013, 14.
- Hauptmann (2003): Carl Hauptmann, *C.H. und seine Worpsweder Künstlerfreunde. Briefe und Tagebuchblätter*, hg. von Elfriede Berger, Berlin.
- Hermann-Neiße (2012): *Max Hermann-Neiße, Briefe 1. 1906–1928*. Hg. von Klaus Völker und Michael Prinz, Berlin.
- Huber u. Lichtenstein (1989): Dorothee Huber u. Claude Lichtenstein, „Das Nadelöhr der anonymen Geschichte“, in: *Siegfried Giedion 1888–1968. Der Entwurf einer modernen Tradition. Eine Ausstellung organisiert vom Institut für Geschichte und Theorie der Architektur (gta) in Zusammenarbeit mit dem Museum für Gestaltung Zürich*, Zürich 1989, 85–91.
- Jaeger (2011): Stephan Jaeger, *Performative Geschichtsschreibung. Forster, Herder, Schiller, Archenholz und die Brüder Schlegel*, Berlin/Boston.
- Johannsen (2013): Anja Johannsen, „Literaturhäuser“, in: Gabriele Rippl u. Simone Winko (Hgg.), *Handbuch Kanon und Wertung. Theorien, Instanzen, Geschichte*, Stuttgart/Weimar, 211–215.
- Kantorowicz (1957): Ernst Kantorowicz, *The King's Two Bodies*, Princeton.
- Koederitz (2013): Martina Koederitz, „Die vierte Revolution. Wie die digitale Welt das Arbeiten und Wirtschaften verändern wird – und was das für die Unternehmenskultur bedeutet“, *Süddeutsche Zeitung* Nr. 163, 17.07.2013, 2.
- Knortz (1899): Karl Knortz, *Ein amerikanischer Diogenes. (Henry D. Thoreau)*, Hamburg.
- Kubin u. Piper (2010): Alfred Kubin u. Reinhard Piper, *Briefwechsel 1907–1953. Hg. im Auftrag des Literaturarchivs der Österreichischen Nationalbib*

- das so weitergeht, nimmt die Literatur Schaden“, *Frankfurter Allgemeine Zeitung* Nr. 151, 03.07.2013, 25.
- Michaels (2010/11): Axel Michaels (Hg.), *Ritual Dynamics and the Science of Ritual*. 5 Bde., Wiesbaden.
- Moser (2004): Doris Moser, *Der Ingeborg-Bachmann-Preis. Börse, Show, Event*, Wien/Köln/Weimar.
- Müller (2013a): Lothar Müller, „Fünfundzwanzig Windsbräute in der Sekunde. Sie las Birnen mit Hölderlin und ging mit der Droste übers Moor. Jetzt ist die große deutsche Dichterin Sarah Kirsch gestorben“, *Süddeutsche Zeitung* Nr. 117, 23.05.2013, 14.
- Müller (2013b): Lothar Müller, „Im digitalen Schlaraffenland. Unnötige Verlage? – Jo Lendle träumt einen alten Autorentraum“, *Süddeutsche Zeitung* Nr. 123, 31.05.2013, 11.
- Noltze (2013): Holger Noltze, „Wenn es ‚klick‘ macht. Macht Kunst stark? Und kompetent? Warum man kulturelle Bildung propagieren darf“, *Süddeutsche Zeitung* Nr. 110, 14.05.2013, 12.
- Reckwitz (2003): Andreas Reckwitz, „Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken“, *Zeitschrift für Soziologie* 32 (4), 282–301.
- Reuß (2012): Roland Reuß, *Ende der Hypnose. Vom Netz und zum Buch*, Frankfurt am Main/Basel, 1. Aufl. Sept. 2012, 2. Aufl. Nov. 2012.
- Ritter (2013): Johannes Ritter, „Wir gestalten die Zukunft des Lesens“. Im Gespräch: Markus Dohle, der Vorstandsvorsitzende des Buchverlags Penguin Random House“, *Frankfurter Allgemeine Zeitung* Nr. 174, 30.07.2013, 15.
- Sartre (1972): Jean-Paul Sartre, *Die Wörter*, Reinbek bei Hamburg. [Les Mots, 1964]
- Sloterdijk (2010): Peter Sloterdijk u. Hubert Burda, „Die kleinen Dinge lösen große Medienrevolutionen aus. Ein Gespräch“, *Frankfurter Allgemeine Zeitung* Nr. 261, 09.11.2010, 34f.
- Spoerhase u. Sina (2013): Carlos Spoerhase u. Kai Sina, „Zerstörerische Mäuse und unwürdige Verwandte. Wie kam es dazu, dass sich die Germanistik für Nachlässe erwärmt? Die Ära des Literaturarchivs begann schon in Goethes Weimar, aber es dauerte Jahrzehnte, bis sich dessen Verständnis als kulturelle Praxis durchsetzte“, *Frankfurter Allgemeine Zeitung* Nr. 181, 07.08.2013, N 5.
- Steinfeld (2013): Thomas Steinfeld, „Ein Tag vor hundert Jahren. Robert Musils Mann ohne Eigenschaften, von der Philologin Inka Mülder-Bach neu entdeckt – und viel!“, *Süddeutsche Zeitung* Nr. 181, 07.08.2013, 11.
- SZ (2013): *Süddeutsche Zeitung* Nr. 121, 28.05.2013.
- Taubes u. Blumenberg (2013): „Vorabdruck des Briefwechsels zwischen Jacob Taubes und Hans Blumenberg“, *Frankfurter Allgemeine Zeitung* Nr. 181, 07.08.2013, Beilage „Geisteswissenschaften“.
- Tellkamp (2013): Uwe Tellkamp, „Literatur braucht Aufmerksamkeit. Wider die Abschaffung des Bachmann-Preises“, *Süddeutsche Zeitung* Nr. 145, 26.06.2013, 14.
- Viohl (2013): Franz Viohl, „Das Privileg des Unvollendeten. Und die Tücken der Autorschaft. Eine Marbacher Tagung beschäftigte sich mit ‚Nachlassbewusstsein‘“, *Süddeutsche Zeitung* Nr. 209, 10.09.2013, 14.
- Weissmüller (2013): Laura Weissmüller, „Schrift

Günter Leypoldt

Die Produktion schwarzer Kultur aus praxeologischer Sicht

Wie verhält sich Kultur zur Praxis? Die praxeologische Perspektive ist eng mit einer kultursoziologischen Tradition verknüpft, die mit dem Begriff des Kulturellen die symbolische Überdeterminiertheit gesellschaftlicher Praktiken verbindet. In den Sozialwissenschaften markiert die Rede von der „Kultur“ der Gesellschaft eine Bedeutungsvielfalt, die sich der szientistischen Reduktion auf vor-symbolische Realitäten (normative Strukturen, ökonomische Rationalitäten, soziale Morphologien etc.) entzieht und folglich das Wissenschaftsverständnis der Soziologie als „hard science“ unterläuft.¹ Aus Sicht der eher kulturhermeneutisch ausgerichteten Disziplinen (vor allem etwa Ethnologie und Literatur-, Kunst-, Mentalitäts- bzw. Ideengeschichte) liegt der Reiz eines praxeologischen Ansatzes dagegen in der Hoffnung, die kulturalistischen (bzw. mentalistischen, textualistischen)² Neigungen der traditionell „weiche- ren“ Geistes- und Kulturwissenschaften etwas zu korrigieren.³ Der praxeologische Blick soll die Interpretation der Kultur näher im Feld gesellschaftlicher Beziehungen, Prozesse und Machteffekte verankern, ohne dabei das Kulturelle zu einer bloßen „Variable“ sozialer Fakten zu reduzieren. Entsprechend geht es in der folgenden Diskussion „schwarzer Kultur“ darum, die für die Formation identitätsbasierter Kulturbegriffe wesentlichen gesellschaftlichen Prozesse und Praktiken am Beispiel der USA herauszuarbeiten, um unser Verständnis kultureller Grenzziehungen zu schärfen. Die

1 Reckwitz 2002 und Alexander 1996. Reckwitz verbindet den praxeologischen Ansatz mit den Arbeiten u. a. von Pierre Bourdieu, Charles Taylor und Judith Butler.

2 Nach Reckwitz verorten mentalistische Ansätze das Soziokulturelle im menschlichen Geist (wie etwa de Saussures Begriff einer *langue* als mentale Grammatik oder Ruth Benedicts und Margaret Meads Vorstellung von Kultur als Raum von praxisunabhängigen kulturellen Charakteristika). Textualistische Ansätze beziehen sich auf kollektive Texte, Symbole oder Kommunikationshandlungen, wie etwa Derridas vom „linguistic turn“ inspirierte Kritik de Saussures, Clifford Geertz' Vorstellung eines kulturell-semiotischen Potentials, Luhmanns Reduktion des Sozialen zu einer Art Kommunikation oder die Tendenz des frühen Foucault, das Soziokulturelle als körperlosen Diskurs jenseits der Praxis zu fassen (Reckwitz 2002, 247f.).

3 In den Geistes- und Kulturwissenschaften wird der Begriff des Kulturellen deshalb zunehmend kritischer betrachtet, weil er immer wieder im Sinne eines normativen Gegensatzes zwischen den *humanities* und den *social sciences* verwendet worden ist, ein Gegensatz, der sich etwa in den Disziplinengrenzen zwischen Ethnologie als „weicher“, interpretativer Wissenschaft bedeutungstragender „Kulturen“ und der Soziologie als Wissenschaft „sozialer Systeme“ verfestigt hat. Der Versuch dieser Trennung lässt sich in Alfred L. Kroebers und Talcott Parsons *The Concept of Culture and of Social Systems* (Kroeber u. Parsons 1958) beobachten; vgl. kritisch dazu Kuper 1999. Zum Problem einer post-kulturalistischen Theorie vgl. Lizardo 2011.

Ausgangsfrage wäre, wie aus diversen, historisch situierten, soziokulturellen Praktiken scheinbar praxisunabhängige „kulturelle Identitäten“ entstehen können, die als imaginierte Kulturen die Wirkung sozialer Realitäten (im performativen Sinne) entfalten.⁴

Die für die Produktion schwarzer Kultur in den USA relevanten Prozesse lassen sich an einem Bild verdeutlichen, das die Photographin Frances B. Johnston (1864–1952) um 1899 im Rahmen einer Photostudie über Bildungsinstitutionen aufgenommen hat (Abb. 1). Das Bild zeigt afroamerikanische Schulkinder und Lehrer auf dem Gelände des Kapitols in Washington, D.C., die sich in den späten 1890ern um Horatio Greenoughs „Enthroned Washington“ versammeln, ein in den 1830er Jahren entstandenes Denkmal für den ersten amerikanischen Präsidenten. Die angespannte Konzentration der Betrachter scheint nahezu greifbar, und an den Körperhaltungen erahnt man die Intensität, mit der diese bemerkenswerte Skulptur den Blick der Menge auf sich zieht. Was genau ist denn so faszinierend an diesem Erinnerungsort? Zunächst lässt sich vermuten, dass sich die Schulkinder fragen, was diese ungewöhnliche, mit spärlichen Gewändern drapierte Figur wohl bedeuten könnte. Die hermeneutische Distanz zwischen Greenoughs klassizistischer Symbolsprache – dem „period eye“ des frühen neunzehnten Jahrhunderts⁵ – und dem Erfahrungshorizont junger Menschen der 1890er Jahre dürfte ein spontanes Verständnis der Denkmalsfigur wohl erheblich erschweren. Es ist wahrscheinlich, dass die Lehrer ihren Schülern einige der für das Verständnis der Skulptur nötigen Hintergründe erläutert haben: Washington wird enthistorisierend dargestellt, in der Pose eines griechischen Gottes (anscheinend inspiriert durch die Zeus-Statue des griechischen Bildhauers Phidias), und erscheint

⁴ Die Vorstellung einer schwarzen kulturellen Identität basiert auf einer Pluralisierung des Kulturbegriffs, dessen komplexe geschichtliche Entstehung im Rahmen dieses Aufsatzes nicht ausgeführt werden kann. Der Begriff der Kultur im Singular hat antike Ursprünge und lässt sich auf die Semantik der Pflege zurückführen (im Sinne seiner etymologischen Wurzeln, lat. *colere* bzw. *cultura agri*). Ab dem 18. Jahrhundert wird der Begriff der Kultur (im Singular, als Kultiviertheit, die auch in synonymen Begriffen wie *courtoisie*, *politeness*, *civility* etc. impliziert wird) durch Konzepte kollektiver Identität komplementiert, die auf der Vorstellung gruppenspezifischer Differenz basieren: Kulturen werden nun unvergleichbar, weil sie ein nur ihnen selbst angemessenes Kultivierungsprinzip zum Ausdruck bringen. Diese Wende zu einem identitären Kulturbegriff zeigt sich zuerst in Herders Konzept der Nation, danach in den Rassekonzepten des neunzehnten Jahrhunderts und schließlich im Kulturrelativismus der modernen Ethnologie (die erstmals den Begriff Kultur im Plural verwendet). Ohne diesen Subjektivierungsprozess (der in Charles Taylors *Sources of the Self* (Taylor 1989a) ausführlich als Wende zur Authentizität beschrieben wurde) ist das Konzept einer „schwarzen Kultur“



Abb. 1.: Frances Benjamin Johnston, *African American school children facing the Horatio Greenough statue of George Washington at the U.S. Capitol, 1899 (?)*. Photographic print: cyanotype. Library of Congress, Prints and Photographs Division.

als platonischer Philosophen-Herrscher oder als römischer *pater patriae*. Gleichzeitig wird er als Cincinnatus-Figur inszeniert, mit Bezug auf den römischen Adligen und Politiker Lucius Quinctius Cincinnatus, der als Idealtypus des tugendhaften Republikaners bekannt wurde, weil er sich nur auf die eindringliche Bitte des römischen Senats dazu bewegen ließ, sein Landgut in der Provinz für eine kurze Zeit zu verlassen und als Feldherr und Diktator in Rom Krisenmanagement zu betreiben (458 u. 439 v. Chr.), um sogleich danach zu seinem Anwesen zurückzukehren. Entsprechend reicht die linke Hand von Greenoughs Washington dem amerikanischen Volk sein Schwert, um zu zeigen, dass er nach dem gewonnenen Unabhängigkeitskrieg sein Amt als *Commander in Chief* aufgeben wird (anstatt etwa, wie einige Zeitgenossen befürchtet hatten, die Perpetuierung seiner Macht einzuleiten oder sich gar zum König krönen zu lassen). Zudem ist der Zeigefinger von Washingtons rechter Hand nach oben gerichtet, zu den höheren Gesetzen, den „universal laws“, auf deren Basis die Vereinigten Staaten nun regiert werden sollen. Damit demonstriert Washington die Überlegenheit ziviler und humanistischer Werte gegenüber den „military

virtues“⁶, die ihn im Unabhängigkeitskrieg ausgezeichnet hatten. Im öffentlichen Diskurs des neunzehnten Jahrhunderts wird diese Ikonographie schließlich religiös umgedeutet: Washington erscheint nun als „American Moses“, der sein Volk in ein „Gelobtes Land“ geführt hat.⁷ Die Kulturikone George Washington wird dadurch zu einer verkörperten Sozialutopie, die den sozialen Aufstieg aller Mitbürger verspricht, sofern sie sich an ein meritokratisches Auswahlssystem halten, durch das traditionelle soziokulturelle Hierarchisierungen überwunden werden sollen („all men are equal“).

Nun weiß man ja, wie schnell Schulklassen gelangweilt auf gelehrte Erläuterungen politisch-geschichtlicher Fakten und Symboliken reagieren können, die sich nur schwer mit der eigenen Lebenswelt verbinden lassen. Die in der Anordnung der Betrachter sichtbare Anziehungskraft der Washington-Skulptur hat denn auch weniger mit der hermeneutischen Durchdringung ihrer Bedeutungen als mit der performativen Leistung ihrer Präsenz zu tun. Als zwölf Tonnen schwere Marmor-Verkörperung kultureller Autorität, die sich zudem auf der Ostseite des amerikanischen Kapitols, also im Herzen der amerikanischen „civil religion“ befindet, ist die Statue nicht nur ein Träger von Bedeutungen, sondern sie entfaltet eine materielle Singularität, die den Raum um sich herum in einen sakral aufgeladenen Ort der Anziehung verwandelt.⁸ Jüngeren Schulkindern mögen die für die Empfindung kultureller Singularität notwendigen Wahrnehmungsschemata fehlen. Aber sie können die Anziehung des Singulären auch auf indirekte Weise erspüren, in den affektiven Reaktionen der Umwelt, etwa der gebannten Konzentration und Zugewandtheit, mit der sich ihre Lehrer um Greenoughs Statue versammeln. Aus Sicht der Kinder manifestiert sich die Singularität vor allem als „institutionelles Charisma“,⁹ als Atmosphäre einer höheren Ordnung, deren Anziehungskraft eine Form sozialen Vertrauens produziert. Weil wir Orte kultureller Autorität an dem faszinierten Blick legitimer Beobachter erkennen, ist es möglich, für die primären Bedeutungen und feldabhängigen Wirkungen konsekrierter Dinge zwar wenig sensibel zu sein – man steht etwa ratlos vor einem modernistischen Kunstwerk; marschiert gelangweilt durch eine berühmte gotische Kathedrale; oder hört sich mit wenig Konzentration einen längeren Vortrag über Greenoughs „Enthroned Washington“ an – und sich dennoch von den charismatischen Atmosphären, die von solchen Objekten oder Orten ausgehen, „von oben angesprochen“ zu fühlen.¹⁰ Die Schulkinder reagieren auf das institutionelle Charisma der Statue mit einem Gefühl der Gewissheit, dass das Objekt mit etwas Größerem in Verbindung steht und auf eine höhere Sphäre innerhalb eines sozialen Machtdifferenzials verweist. Im Habitus der Lehrer produziert die symbolische Macht der Statue

⁶ Everett 1844, 618. Vgl. auch Wills 1984 und Fitz 2010.

⁷ Bellah 2006, 234.

⁸ Zu dem Konzept der Singularität vgl. Appadurai 1986.

eine Resonanz, die den Schülern einen „praktischen Sinn“¹¹ dafür vermittelt, dass sie von diesem Machtzentrum auf essentielle Weise tangiert werden, dass es gut wäre, sich der Welt, die von dieser Statue verkörpert wird, zu nähern. Einen *praktischen Sinn* für institutionelles Charisma zu haben heißt, die Präsenz kultureller Autorität ästhetisch erfahren zu können (im Sinne von *aisthesis*, Sinneswahrnehmung), ohne sich notwendigerweise einen Begriff dieser Präsenz machen oder ein näher bestimmtes hermeneutisches Verständnis von Greenoughs Kunstwerk entwickeln zu müssen. Gleichzeitig intensiviert die charismatische Aufladung der Statue die kulturpoetische Produktion von Narrativen und Erzählungen, mit denen die erspürte Präsenz inhaltlich gefüllt und auf die eigene Legitimität bezogen wird. George Washington ist freilich ein besonders prominentes und einschlägiges Beispiel für zivil-religiös aufgeladene Gedächtnisorte, die alle Amerikaner irgendwie bewohnen möchten und sich im Kampf um das Wohnrecht über die Legitimität der in die Kulturikone einzuschreibenden Erzählungen streiten.

Welche Erzählungen drehen sich nun um die Produktion schwarzer Kultur? Vielleicht weisen die Lehrer ihre Schüler auf einige Ironien der Washington-Verehrung hin, die sich freilich erst für moderne Betrachter in den Vordergrund drängen: An vorderster Stelle steht der Bruch zwischen Washingtons Verweis auf die Universalität der absoluten Gleichheit aller Menschen und seiner Rolle als „aristokratischer“ Sklavenbesitzer aus Virginia. Für schwarze Intellektuelle der 1890er Jahre ist es nicht abwegig, den Sklavenhaltern der Verfassungsgründergeneration (vor allem Washington und Thomas Jefferson) eine Art indirekte Komplizenschaft mit der 1876 in den Südstaaten einsetzenden Jim-Crow-Gesetzgebung zu unterstellen.¹² Interessant wäre aus Sicht der Betrachter auch der Umstand, dass die Jim-Crow-Gesetze genau drei Jahre vor der Aufnahme dieses Bildes ihre Legitimation erhalten hatten, als nur einen Steinwurf von Greenoughs Statue entfernt im Obersten Gerichtshof der Vereinigten Staaten in der Sache *Ferguson vs. Plessis* (1896) die Trennung schwarzer und weißer Eisenbahnabteile im Bundesstaat Louisiana als rechtmäßig verteidigt und damit die sogenannte *Separate-but-equal*-Ideologie gerichtlich untermauert worden war.

Überträgt man die *Separate-but-equal*-Gesetzgebung auf Johnstons Bild, so scheint Greenoughs Washington die Kinder und Lehrer weniger „von oben“ anzusprechen als schlicht über sie hinweg zu blicken, als wolle er zum Ausdruck bringen, dass die kulturelle Andersartigkeit schwarzer Bürger einen gesetzlich-rechtlichen Spezialfall notwendig mache. Zudem versinnbildlicht die vertikale Distanz zwischen

¹¹ Bourdieu 2000.

¹² Als „Jim Crow laws“ werden die zwischen den 1870ern und den 1960ern entstandenen kommunalen und bundesstaatlichen Gesetze bezeichnet, mit denen die politische Emanzipation und das Wahlrecht der Schwarzen in den Südstaaten der USA zunehmend eingeschränkt und eine Politik der Rassentrennung gefördert wurde

dem erhöhten Präsidenten und den auf der untersten horizontalen Stufe angeordneten afroamerikanischen Betrachtern das praktische Scheitern des Anspruchs, für die Gleichwertigkeit der separierten Lebensräume zu sorgen. Denn die Separate-but-equal-Gesetzgebung legalisierte ein Marginalisierungsdispositiv, das schon bei der Staatsgründung mit der impliziten Tolerierung der Sklaverei durch die Verfassung in das demokratische System eingeschrieben wurde. Dieses Marginalisierungsdispositiv versah die untersten Schichten der Gesellschaft – bis zum Bürgerkrieg eine Klasse von Leibeigenen, danach eine Schicht ungelernter Billigarbeiter – mit einer ethnosomatischen Markierung. Dadurch wurde die amerikanische Sozialstruktur von einer Grenze durchzogen, die im Zuge des zwanzigsten Jahrhunderts in ihrer Verschränkung von sozial-ökonomischen und ethnischen Stigmata nahezu undurchlässig geworden ist.

Andreas Wimmer hat gezeigt, wie die Stabilität und auch die Undurchlässigkeit ethnischer Grenzen von deren Verortung in politischen und ökonomischen Machtdifferenzialen abhängt: Bei hohem Machtgefälle zwischen den markierten Gruppen werden die Grenzen so starr, dass sich die gefühlten Unterschiede zwischen einzelnen Lebensstilen als kulturelle Unterschiede darstellen.¹³ Dieses Phänomen ist freilich nicht auf ethnosomatische Grenzen beschränkt, sondern zeigt sich auch eindrucklich, wie etwa in Nordirland oder auf dem postkommunistischen Balkan, in ethnoreligiösen Gruppendifinitionen. Dagegen werden bei niederem Machtgefälle die Grenzen so durchlässig, dass Gruppeninsider eher betonen, gar nicht genau zu wissen, wer jetzt eigentlich zu ihrer Ethnie gehört. Zentral für diese Konfigurationen ist nicht nur das ökonomische, sondern insbesondere auch das politische Machtdifferenzial: Wie Wimmer ausführt, können Grenzziehungen zwischen ethnischen Gruppen durch die Bildung von transethnischen politischen Netzwerken erschwert werden, und die Gründe für die Entstehung grenzüberschreitender Netzwerke scheinen oft mit der Ausbildung wirtschaftlicher Handelsverhältnisse zu tun zu haben. So hat etwa nach der Abschaffung der Sklaverei in Brasilien die Entstehung von „transracial political networks“¹⁴ zwischen den Eliten und großen Teilen der Bevölkerung afrikanischer Herkunft dazu geführt, dass die Schwarz-Weiß-Demarkierung dort einen geringeren Stellenwert hat, als es etwa in Südafrika oder in den USA der Fall ist, wo die Abwesenheit transethnischer Figurationen bewirkt hat, dass die nationale *imaginary community* hauptsächlich in der Differenz zu einem inneren „ethnic other“ anstatt etwa in der Differenz zu anderen Nationen definiert wurde¹⁵.

Das Ausmaß der Schwarz-Weiß-Grenzziehung in den USA lässt sich in der rigorosen Separierung schwarzer und weißer Lebensräume erkennen, die nach der Abschaffung der Sklaverei mit der Jim-Crow-Gesetzgebung in den Südstaaten fortgesetzt wird und sich nach dem Ersten Weltkrieg in den afroamerikanischen „Ghettos“ der nördlichen

¹³ Wimmer 2008, 1002.

¹⁴ Ebd., 996.

Regionen und im späten zwanzigsten Jahrhundert in der Kombination von Gefängnisstaat und „Hyperghetto“ intensiviert.¹⁶ Loïc Wacquant hat die Logik der Differenzbildung anhand eines von der Struktur des jüdischen Ghettos im Mittelalter abgeleiteten Ghetto-begriffs präzisiert. Demnach charakterisiert sich das schwarze Ghetto der USA durch vier Kategorien: seine Bewohner werden erstens mit stigmatisierenden, ihre kulturelle Differenz produzierenden Markierungen versehen; zweitens durch verschiedene explizite und implizite Zwänge zur Konzentration im Ghetto gezwungen; drittens unterliegt das Ghetto einer von außen oktroyierten räumlichen Eingrenzung, was wiederum, viertens, zu einer Tendenz zum „institutional encasement“ führt, der Bildung einer schwarzen Parallelwelt innerhalb der Ghetto-grenzen.¹⁷ Der Entstehung der schwarzen Ghettos in den nördlichen Industriezentren des frühen zwanzigsten Jahrhunderts liegt eine dialektische Verschränkung von Kulturalisierung und sozialer Marginalisierung zugrunde: Zunächst werden schwarze Zuwanderer aus den Südstaaten von den Gate-keeping-Mechanismen der weißen Mehrheit zur räumlichen Trennung gezwungen; da diese Trennung auch mit ökonomischen Benachteiligungen und Stigmatisierungen einhergeht, führt sie in der weißen Bevölkerung zu einer erhöhten Wahrnehmung eines gefühlten „kulturellen Unterschieds“, der wiederum Assimilationsbewegungen erschwert. Wacquant versteht folglich die geschichtliche Abfolge von Sklaverei, der Jim-Crow-Gesetzgebung, dem Ghetto der Nordstaaten und schließlich der neueren Verschränkung von „Hyperghetto“ und Gefängnisstaat als

16 Als Hyperghettos bezeichnet Loïc Wacquant Stadtteile, in denen nach den 1960er Jahren die öffentliche Ordnung weitgehend zusammengebrochen ist: „on the South Side of Chicago [...] in Harlem and the Brownsville district of Brooklyn in New York City, in North Philadelphia, on the Eastside of Cleveland and Detroit, or in Boston's Roxbury and Paradise Valley in Pittsburgh. Abandoned buildings, vacant lots strewn with debris and garbage, broken sidewalks, boarded-up store-front churches, and the charred remains of shops line up miles and miles of decaying neighbourhoods left to rot by the authorities since the big riots of the 1960s“ (Wacquant 2008b, 53).

17 Wacquant 2004b. Im Gegensatz etwa zu einem „Slum“ definiert sich die Struktur des Ghettos also nicht primär, wie es im populären Sprachgebrauch oft impliziert wird, durch die Armut seiner Bewohner. Dies zeigt sich vor allem in den schwarzen Ghettos, die zwischen den Weltkriegen in den nördlichen Ballungszentren der USA entstanden sind und in denen sich ein breites soziales Spektrum des gesellschaftlichen Lebens ausdifferenzierte, inklusive schwarzer Mittel- und Oberschichten. Die besondere Stellung des Ghettos als Marginalisierungsraum zeigt sich vor allem in seinen Unterschieden von so genannten „identity areas“ oder „ethnic neighborhoods“. Einwandererviertel wie New Yorks „Little Italy“ oder die jüdische „Lower East Side“ im frühen zwanzigsten Jahrhundert werden zwar oft mit dem Ghetto-begriff bezeichnet, haben aber deutlich durchlässigere Grenzen, die ihren Bewohnern ermöglichen, den stigmatisierten Raum und damit die ethnische Markierung irgendwann zu verlassen. Durch ihre gemeinhin weniger restriktiven Gate-keeping-Mechanismen sind *ethnic neighborhoods* auch weniger homogen: Wie Wacquant ausführt, war etwa „Little Ireland“ in Chicago vor dem Zweiten Weltkrieg ein „

Abfolge von homologen „race-making institutions“, die sich dadurch auszeichnen, „that they do not simply process an ethnoracial division that would somehow exist outside of and independently from them“, sondern „each [race-making institution] produces (or co-produces) this division (anew) out of inherited demarcations and disparities of group power.“¹⁸

Stellt man sich nun in den Gesichtern der auf der Photographie abgebildeten Schulkinder und ihrer Lehrer eine gewisse Empörung über ihre Ausgrenzung als Teil einer stigmatisierten Kultur vor, wäre zunächst an eine Art von Protesthaltung zu denken, die für eine Reihe von schwarzen Bürgerrechtlern wie Booker T. Washington in den 1890ern und Martin Luther King in den 1960ern charakteristisch ist. Solche Bürgerrechtler haben traditionell die Idee einer schwarzen Kultur als eine von außen aufgezwungene Fremdkategorie betrachtet, als ideologischen Vorwand für soziale Ungleichheit. Entsprechend forderte der afroamerikanische Schriftsteller Charles Chesnutt in seinem Aufsatz „The Future American“ (1900) die Einführung eines Gesetzes, das nur noch gemischtrassige Eheschließungen erlaubt, mit dem erhofften Resultat, dass nach zwei bis drei Generationen nur noch Octoroons mit heterogenem Genpool in den USA leben, und folglich, wie Chesnutt formuliert, „distinctions of color shall lose their importance.“¹⁹ Chesnutts freilich nur halbernter Vorschlag basiert auf dem ernstgemeinten Wunsch nach einer Politik „beyond ethnicity“ (in Werner Sollors' Formulierung),²⁰ mit der die von außen aufgezwungene Konstruktion vermeintlich kultureller Unterschiede überwunden werden soll.

Andererseits entwickelten sich in der Zeit von Johnstons Aufnahme auch afroamerikanische Bürgerrechtsentwürfe, in denen die Idee einer schwarzen Kultur zunehmend positiv interpretiert wurde. 1903 formulierte W.E.B. Du Bois die inzwischen berühmte These eines afroamerikanischen „double consciousness“.²¹ Sein hegelianisches Vokabular über die notwendige Vermittlung zwischen genuin afrikanischen und amerikanischen Identitätsmerkmalen verweist auf die Black-Consciousness-

18 Wacquant 2003.

19 Chesnutt 1996, 32. Mit dem inzwischen obsoleten Begriff „Octoroon“ wurden Menschen bezeichnet, deren Rassenzugehörigkeit als „zu einem Achtel schwarz“ charakterisiert wurde (also auf eine gemischtrassige Ehe der Urgroßeltern zurückgeht). Vgl. Sollors 1997, 127.

20 Sollors 1987.

21 Du Bois redet von „zwei Seelen“, die schwarze Amerikaner in ihrer Brust hätten: „an American, a Negro; two souls, two thoughts, two unreconciled strivings; two warring ideals in one dark body, whose dogged strength alone keeps it from being torn asunder.“ Die Geschichte schwar

Theoreme der 1950er und 1960er Jahre, deren Konjunkturen mit dem zunehmenden Einfluss einer kulturkritischen Geste zusammenhängen, die von Charles Taylor mit dem Begriff „politics of difference“ bezeichnet wurde.²² Legt man diesen Interpretationsrahmen auf Johnstons Bild an, zeigt sich in Washingtons Blick über die Schulklasse hinweg die Verweigerung der Anerkennung, nicht der universalen Gemeinsamkeiten weißer und schwarzer Bürger, sondern der kulturellen Eigenheiten und inkommensurablen Differenz der schwarzen Kultur.

Dass der Verweis auf universale Werte (Washingtons nach oben zeigende rechte Hand) auch als Anmaßung empfunden werden kann, zeigt sich bereits an der um 1900 zunehmend einsetzenden Kritik am sogenannten Melting-Pot-Ideal. Während die Idee des Schmelztiegels mit einem historisch älteren Selbstverständnis Amerikas als nationale Synthese ethnischer Vielfalt verknüpft ist („e pluribus unum“), äußert sich in der Kritik kultureller Assimilation im frühen zwanzigsten Jahrhundert eine modernistische Furcht vor Homogenisierungstendenzen: Man glaubt, in einer angelsächsisch dominierten Leitkultur seine spezifische Identität zu verlieren und fordert deshalb einen „cultural pluralism“, wie es in Horace Kallens Manifest von 1916 heißt, der die amerikanische Gesellschaft als Verbund von differenten Kulturen versteht. Die verschiedenen „Bindestrich-Amerikaner“ („hyphenated Americans“) sollen die Eigenheiten ihrer ethnischen „Wurzeln“ bewahren dürfen, um damit die Qualität der Gesamtkultur zu garantieren – denn die Schönheit einer Symphonie, so Kallen, hänge davon ab, dass die einzelnen Orchesterinstrumente ihren Eigenklang behalten dürften.²³

Die positive Umdeutung kultureller Differenz zeigt sich auch in dem Motiv der „Ghettokultur“ als Ort authentischer Selbstrealisierung, das etwa für das einflussreiche Werk des schwarzen Dramatikers August Wilson typisch ist. In Wilsons „Pittsburgh Cycle“ – einem zehnteiligen Dramenzyklus, der die Problematik schwarzer Kultur zwischen 1900 und 2000 beleuchtet – wird die räumliche Abgrenzung der schwarzen Lebenswelt als Voraussetzung zur Entwicklung eines gesunden Sozialwesens beschrieben.²⁴ Und in der Tat lässt sich das schwarze Ghetto in der Zeit zwischen 1930 und 1960 als „janusgesichtig“ charakterisieren, wie Loïc Wacquant formuliert.²⁵ Trotz seiner relativen Strukturschwäche – die sich im Vergleich mit nicht-stigmatisierten Räumen in einer deutlich schlechteren Wohnqualität, einem statistisch niedrigeren Lebensstandard und höheren Armutsanteil, wie auch in höheren Sterblichkeitsraten ausdrückt – produziert das Ghetto des frühen zwanzigsten Jahrhunderts eine gewisse institutionelle „Blüte“: Die für größere Industriestandorte wie etwa Chicago charak-

²² Taylor 1992.

²³ Zur kulturpluralistischen Debatte um das Melting-Pot-Ideal vgl. Sollors 1987 und Menand 2001.

²⁴ Etwa in den Stücken *Joe Turner's Come and Gone* (1988), *The Piano Lesson* (1990), *Fences* (1987) und *Two Trains Running* (1991).

²⁵ Wacquant 2011.

teristische Ausbildung einer ghettointernen schwarzen Zivilsphäre (mit schwarzen Kirchen, Zeitungen, Clubs, Hotels, Schulen und politischen und bürgerlichen Vereinigungen und Institutionen) führt zu einer kulturellen Konsolidierung, die ein starkes Gemeinschaftsgefühl mit sich bringt. Wie Andreas Wimmer ausführt, werden ethnische Grenzen besonders rigide, wenn sie die Interessen beider Gruppen fördern: Wimmer spricht von einem „interest overlap“²⁶, der zur Konsensbildung beiträgt und dazu führt, dass sich die Insider einer marginalisierten Gruppe mit der ihnen zugeschriebenen Identität auf psychosoziale Weise identifizieren. Es kommt dann, wie Wimmer formuliert, von einer „imposed identity“ zu einer „thick identity“.

Wie verhält sich die Entstehung kultureller Grenzen zur soziokulturellen Praxis? Ron Eyerman hat gezeigt, dass die für die Entwicklung einer schwarzen „thick identity“ in den USA relevanten identitätsbildenden Sakralisierungen und Mythen als Folge von Ausgrenzungsmechanismen entstanden sind. Nach Eyerman hat sich die Vorstellung einer genuin afroamerikanischen Identität erst in den letzten beiden Jahrzehnten des neunzehnten Jahrhunderts verfestigt, als die Vertreter einer zunehmend gebildeten schwarzen Mittelklasse mit dem Versuch, in die Netzwerke weißer Eliten aufgenommen zu werden, scheiterten und die Hoffnung auf gleiche Bürgerrechte zunehmend aufgeben mussten. In der darauf folgenden Besinnung auf die „eigenen“ kulturellen Wurzeln als *African-Americans* wurde die Sklaverei, die nach den Bürgerkriegsjahren in der Erinnerungskultur schwarzer Gemeinschaften weniger relevant war, zu einem zentralen Erinnerungsort, der schließlich als „kulturelles Trauma“ einen sakralisierten Bezugspunkt für die afroamerikanische Identitätsbildung produzierte. Das Trauma der Sklaverei benötigte also keinen direkten Erfahrungshintergrund – während seiner Ausformung in den 1880ern und 1890ern waren die wenigsten der schwarzen Eliten durch direkten Kontakt mit der Realität der Sklaverei geprägt –, sondern es liegt einem medialisierten Prozess der kollektiven Imagination zugrunde, der vor allem von schwarzen Intellektuellen geformt wurde.²⁷ Eyermans These erinnert an Norbert Elias' figurationssoziologische Ausführungen zur Entste-

²⁶ Wimmer 2008, 998.

²⁷ „As former slaves died out, the voice of direct experience began to disappear [...]. In the 1880s, as the dreams of full citizenship and cultural integration were quashed, the meaning of slavery would emerge as the issue of an identity conflict, articulated most clearly by the newly expanded and resourceful ranks of highly educated blacks. Through various media and forms of representation these black intellectuals reconstituted slavery as the primal scene of black identity. In this emergent identity, slavery, not as an institution or experience, but as a point of origin in a common past, would ground the formation of the black 'community.' This was not the only source of revived memories of slavery, however. In the face of repressive, often violent, reactions of whites, many blacks fled the South as reconstruction ended. One of the prime motivations for migrating was the fear that slavery would be reinstated [...]. In the trauma of rejection, slavery was remembered as its memory remembered a group. Slavery defined, in other words, group membership and a membership group [...]. It was in this context that slavery was articulated as a cultural trauma“ (Eyerman 2004, 76). Vgl. auch ders. 2002.

hung romantischer Kultur- und Nationsmodelle, welche sich vor allem in deutschen Intellektuellenkreisen bildeten. Da die Intellektuellen in Deutschland im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert von den aristokratischen Machtzentren deutlicher ausgegrenzt wurden als dies in Frankreich und Großbritannien der Fall war, neigten sie eher dazu, Orte des „Kulturellen“ zu erfinden, die sich von einer der Aristokratie zugeschriebenen Ordnung mechanistischer „Zivilisation“ auf authentische Weise unterscheiden sollten.²⁸

Auf Johnstons Bild bezogen bedeutet die von Eyerman beschriebene Entstehung des Sklaverei-Traumas, dass die von den Schulkindern und ihren Lehrern wahrgenommenen Vertikalkräfte sich in einem Veränderungsprozess befinden. Die in der Konfiguration der Betrachter sichtbare materielle Singularität, die von Greenoughs Washington-Skulptur entfaltet wird, wird nun zunehmend von einem zweiten sakral aufgeladenen, imaginierten Ort – dem gerade entstehenden kulturellen Trauma – überlagert. Die Anziehung der durch Washington verkörperten amerikanischen Zivilreligion konkurriert nun mit der affektiven Intensität eines traumatischen Raums afrikanistischer, kultureller Identität.

Wie lassen sich nun die für die Erfindung von Kulturen wesentlichen Diskurspraktiken beschreiben? Zentral für die Herausbildung kultureller Grenzen – sowohl „von außen“ diskriminierend wie auch „von innen“ im Sinne einer „thick identity“ – sind „Verengungsbewegungen“, mit denen das Feld der sozialen Praxis differenziert wird. Um solche Verengungsbewegungen heuristisch greifbar zu machen, bietet es sich an, den sozialen Raum zunächst als Gesamtheit menschlicher „Praktiken“ zu betrachten. Andreas Reckwitz' praxeologisches Modell, in dem die Gesellschaft makrosoziologisch in „Lebensformen“ und „soziale Felder“ differenziert wird,²⁹ hat nicht nur den Vorteil, reduktionistische Gesellschaftsanalysen „kulturtheoretisch“ und „praxeologisch“ umzuformen und damit den Blick für Hybridisierungen und

²⁸ Elias 1994, 15–20.

²⁹ Zunächst können Praktiken differenzierungstheoretisch als in sozialen Feldern organisiert betrachtet werden: „Beispielsweise Praktiken der Erziehung (einschließlich pädagogischer Subjekte wie Schülern, Lehrern, Eltern etc., Erziehungsartefakten wie Schulbänken, Schlagstöcken, Kinderbüchern etc. und möglicherweise pädagogischen Diskursen), ökonomische Praktiken der Produktion und des Austauschs, solche der Konsumtion, der persönlichen Beziehungen, der staatlich-politischen Administration, der Wissenschaft oder der Kunst. Diese Komplexe können als spezialisierte ‚soziale Felder‘ verstanden werden, ohne dass damit strikte und in jedem Fall eindeutige Grenzziehungen zwischen ihnen präjudiziert wären, und ohne dass eine Homogenität und reibungslose Aufeinanderabgestimmtheit der Praktiken nach innen vorausgesetzt werden kann“. Gleichzeitig lassen sich soziale Praktiken auch ins Verhältnis zu Ordnungen setzen, die quer zu den sozialen Feldern stehen und die Reckwitz mit dem Begriff der kulturellen „Lebensform“ bezeichnet: „Auch eine Lebensform – etwa die des frühneuzeitlichen Adels, des Bürgertums, der ‚creative class‘, der Punk-Subkultur – bildet ein Ensemble sozial-kultureller Praktiken, aber sie kombiniert Kulturtechniken unterschiedlicher sozialer Felder miteinander, etwa solche der Arbeit und der persönlichen Beziehungen, der Konsumtion und der Erziehung, der politischen Partizipation und der Freizeit“ (Reckwitz 2010, 197f.).

Kontingenzen zu schärfen, sondern es wirkt der Kulturalisierung soziokultureller Praktiken (etwa als „Symptome“ kultureller Einheiten) entgegen. Nun lassen sich solche Modelle freilich nur schwerlich in die Alltagserfahrung übersetzen, ohne den zunächst „unverengten“ Blick gleich wieder in dem Sinne einzuschränken, wie es für die Erfindung von Kulturen wesentlich ist. Im Folgenden möchte ich auf drei dieser Verengungsbewegungen eingehen:

Die erste dieser Bewegungen lässt sich als Idealisierungsgeste bezeichnen. Die Praxisräume, die sich aus der Verschränkung einer Lebensform mit sozialen Feldern ergeben, werden entmaterialisiert und nach außen projiziert. Sie werden als eine der Praxis „äußere“, normative Ordnung imaginiert, an der sich die Gesamtheit der Praktiken orientieren soll, etwa als Raum der „eigenen Kultur“, von der sich die gelebte Praxis „entfremden“ kann (wenn etwa meine Handlungen „meiner Kultur nicht mehr gerecht“ werden und zu einem unauthentischen Leben führen).³⁰ Voraussetzung dieses Idealisierungsprozesses ist die Verwendung des Kulturbegriffs im Plural, die sich zwar erst in der Anthropologie des frühen zwanzigsten Jahrhunderts entwickelte, jedoch bereits im neunzehnten Jahrhundert in strukturell ähnlichen Verwendungen der Begriffe „Nation“ oder „Rasse“ angelegt war.³¹ Die durch die Pluralisierung möglich gewordene Idealisierungsbewegung zeigt sich am deutlichsten im Umfeld der Black-Consciousness-Idee. Z. B. sind die oben genannten Dramen August Wilsons von der Vorstellung geprägt, dass sich die Sozialpathologien schwarzer Ghettos lösen lassen, indem man sich auf die historische Tiefe der afroamerikanischen Erfahrung zurückbesinnt – Wilsons Charaktere erfahren ihre Läuterung meist erst dann, wenn sie für die Erinnerung ihrer ethnischen Vorfahren sensibel werden.³²

Eine zweite für die Erfindung von Kulturen wichtige Diskurspraxis kann als Verkörperungsbewegung bezeichnet werden: Dabei werden die komplexen, differenzialen, prozessualen und performativen Verhältnisse der sozialen Praxis als Figurationen von Körpern beschrieben, nicht unbedingt in einem biologistisch-rassistischen Sinne, sondern durchaus auch im Sinne von Bourdieus Habitus-Begriff, der ja impliziert, dass sich soziale Verhältnisse in den Körper einschreiben. Der Fokus auf Verkörperungsprozesse kann dazu führen, dass die Praxisabhängigkeit kultureller

³⁰ Vgl. etwa dazu Michaels 1995, 2002 und 2006. Michaels zeigt, dass die Unterscheidung zwischen „Rasse“ und „Kultur“ dieser Idealisierungstendenz nicht wesentlich entgegen wirkt, dass folglich der vermeintlich konstruktivistischere Begriff der Kultur die gleiche Marginalisierungsarbeit leisten kann wie der Begriff der Rasse, die auch durch die Unterscheidung zwischen „essentialistischen“ und „antiessentialistischen“ Konzeptionen von Kultur nicht außer Kraft gesetzt wird.

³¹ Vgl. Lentz 2009.

³² In den Stücken *Joe Turner's Come and Gone* (1988) und *The Piano Lesson* (1990) verwendet Wilson die Metapher einer schwarzen Musik, in der die bis nach Afrika zurückreichende Geschichte der Afroamerikaner mitschwingt. Die Höhepunkte der beiden Stücke drehen sich um den Moment, in dem die von ihrer Kultur entfremdeten Hauptfiguren plötzlich für die Klänge einer solchen Musik empfänglich werden und damit ihre Entfremdung überwinden können.

Trainingsprogramme unterschätzt wird und „Momentaufnahmen“ von Körperfiguration als wesensbestimmend für Kulturen bezeichnet werden.

Ein für die Erfindung der schwarzen Kultur zentrales Beispiel einer solchen Verkörperungsbewegung zeigt sich im öffentlichen Diskurs über das Hyperghetto. Die Sozialpathologien, die man in den verwüsteten Hyperghettos der Rustbelt-Städte seit den 1970ern beobachten kann, sind eine direkte Folge des wirtschaftlich und staatlich bedingten Zusammenbruchs der öffentlichen Ordnung.³³ In der medialen Öffentlichkeit ist dagegen aber von Ghattokulturen und „cultures of poverty“ die Rede. Im Bild der „welfare mom“³⁴ verbinden sich zudem moralische Zuschreibungen mit dem Motiv kulturellen Verfalls. Die Umwandlung sozialer Prozesse in kulturelle Körper ist freilich ein zentraler Aspekt moderner Kulturtheorien, deren theoriegeschichtliche Urszenen sich in romantischen Gesellschaftsanalysen finden lassen. Zum Beispiel verhandelt Friedrich Schiller in den 1790er Jahren die Frage, ob durch die zunehmende Arbeitsteilung und Ausdifferenzierung gesellschaftlicher Praktiken die soziale Kohärenz zwischen oberen und niederen Bevölkerungsschichten gefährdet wird, mit einer Theorie konkurrierender Körperlichkeiten, die zwei unterschiedliche, von affektiven Unausgeglichenheiten gezeichnete Kulturen des Mangels identifiziert: einerseits der von einem Überschuss an Sinnlichkeit gezeichnete Körper der entfremdeten Massen, wie er sich etwa im Rausch des zerstörerischen Mobs während der französischen Revolution gezeigt habe; andererseits der aufgeklärt-rationalistische Habitus einer verknöcherten Elite, den Schiller vor allem mit dem zur Empathie unfähig gewordenen absoluten Herrscher verbindet.³⁵ Solche Dichotomien haben noch bis zur Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts den anthropologischen Diskurs geprägt, vor allem im Umfeld der kulturrelativistischen „culture and personality“-Schule – die amerikanische Anthropologin Ruth Benedict identifizierte bekanntlich indigene „Kulturen“, deren Unvergleichbarkeit auf bestimmten Körperökonomien basierte, die sich aus der Spannweite universal menschlicher Möglichkeiten herausgebildet hätten (z. B.

33 Wie Loïc Wacquant ausführt, sind Hyperghettos nach dem Zweiten Weltkrieg im Zuge der mit dem Stichwort „Postfordismus“ verbundenen, wirtschaftlichen Umstrukturierung entstanden. Durch den Abzug der Fabriken im sogenannten Rustbelt der USA (vor allem in Chicago, Detroit, Cleveland und Pittsburgh) und die dadurch bedingte Arbeitslosigkeit kam es in den während der 1940er und 1950er Jahre noch ausdifferenzierten Parallelgesellschaften in den Ghettos zu einer Entdifferenzierung der Sozialstruktur, die den Ghettoraum auf seine ärmsten Schichten reduzierte. Mit dem Einbruch der Steuereinnahmen kam es zur Schwächung der städtischen Infrastruktur und Zivilsphäre (Schulen und öffentliche Einrichtungen wurden geschlossen). Als die Stimmung in den Ghettos sich anspannte – etwa mit den Unruhen der 1960er Jahre –, reagierten die nationalen und regionalen Verwaltungen mit einem strukturellen Rückzug. Als mit der Reduktion der Polizeipräsenz das staatliche Gewaltmonopol in den Ghettos aufgegeben wurde, kam es zu einem Zusammenbruch der öffentlichen Ordnung, der die Informalisierung der Wirtschaft nach sich zog (zu einer durch Drogenhandel und Hehlerei dominierten „Ghettoökonomie“). Vgl. Wacquant 2004a und Wacquant 2008a. Vgl. auch Wilson 2006.

34 Vgl. Berg 2003.

35 Vgl. Schiller 1793–95 und ders. 1793.

die Kultur der Hemmungslosigkeit der „dionysischen“ nordwestamerikanischen Kwakiutl, die eher selbstbeherrschte Persönlichkeit südwestlicher Pueblo-kulturen, die „paranoide“ kulturelle Grundhaltung der Dobu aus Neuguinea).³⁶ Im Diskurs über Ghattokultur sind die Spuren des „Personality“-Paradigmas immer noch, wenn auch auf subtilere Weise, zu finden, etwa in den medienwirksamen Berichten über die brutale Ermordung besonders talentierter junger Schwarzer, die auf einer Unterscheidung zwischen „decent“ und „expendable“ Manifestationen des Ghattokörpers basieren.³⁷

Die dritte hier relevante Verengungsbewegung liegt in der Umwandlung sozio-kultureller Handlungsstrategien in abstraktere Theoriemodelle. „Doing culture“ beinhaltet Prozesse der Problemlösungen, die einem praktischen Sinn folgen und von Charles Taylor trefflich als „inspired adhocery“³⁸ bezeichnet wurden: Praktiken entwickeln sich in der Auseinandersetzung mit neuen Situationen, für die sich noch keine theoretisierten Handlungsgrundlagen herausgebildet haben. Die Neigung zur kulturalistischen Theoretisierung solcher Prozesse erklärt sich aus der Notwendigkeit, „inspired adhocery“ mit begrifflichem Sinn zu fixieren und damit die sich bildenden Handlungsprogramme zu legitimieren. Der vielleicht eindrucklichste Effekt zeigt sich in dem berüchtigten Phänomen des „racial profiling“ der Polizeibehörden: Aus der Sicht der Praxisebene kann das „racial profiling“ etwa eines Streifenpolizisten als durchaus rationale Reaktion auf reale Erfahrungen betrachtet werden – z. B. die Dominanz schwarzer Krimineller in Verbrechensstatistiken, der statistisch höhere Schusswaffengebrauch im schwarzen Ghetto etc. Um von praktischer Problemlösung zum institutionalisierten Rassismus zu gelangen, bedarf es jedoch einer kulturalistischen Interpretation der Praxis (wie z. B. der Vergleich von Gewaltbereitschaft mit einem Virus, der sich in der schwarzen Kultur verbreitet habe).³⁹ Situationsgebundene Problemlösungsstrategien werden als Attribute von Kulturen umgedeutet und damit kulturtheoretisch fixiert. Entsprechend wird das Phänomen des „racial profiling“ im Sinne zweier entgegengesetzter Kultursymptomatiken verengt: Aus Sicht des weißen Mainstreams wird eine natürliche Verbindung von Blackness und Gewalt konstatiert, mit der sich rassistische Verfahren rechtfertigen lassen; aus Sicht der afroamerikanischen Öffentlichkeit werden auch vorthoretische (auf dem praktischen Sinn des Individuums basierende) Formen des „racial profiling“ – etwa das klassische Festhalten der Handtasche beim Zustieg schwarzer Passagiere – als Manifestation einer „Kultur des Rassismus“ interpretiert.⁴⁰

³⁶ Benedict 2005.

³⁷ Márquez 2012.

³⁸ Taylor 1989b, 119. Vgl. Fish 1997, 386.

³⁹ Vgl. Márquez 2012.

⁴⁰ Vgl. etwa Barack Obamas Kommentar zum „Trayvon Martin Case“ am 19. 7. 2013: „There are very few African-American men in this country who haven't had the experience of being followed when they were shopping in a department store. That includes me. And there are very few African-American

Das Problem der Theoretisierung zeigt sich auch in den Debatten um August Wilsons Weigerung, seine Stücke von weißen Theater- oder Filmregisseuren aufführen oder adaptieren zu lassen. Wilsons dogmatisch klingende Deklaration „I want a black director“⁴¹ hat zu einer öffentlichen Diskussion darüber geführt, ob die Auswahl von Theaterregisseuren und Schauspielern von der Hautfarbe bestimmt werden sollte. Nun verknüpft Wilsons Begründung eine aufführungspraktische These („White directors are not qualified for the job“, weil ihnen der schwarze Erfahrungshorizont fehle) mit einer These über kulturelle Differenz („White American Society is made up of various *European* ethnic groups which share a common history and sensibility. Black Americans are a racial group which do not share the same sensibilities“).⁴² Wilsons aufführungspraktische These hat eine nicht von der Hand zu weisende Evidenz: Regisseure, die zur Maschinerie eines weißen Studiosystems gehören, dessen Publikum sich in der Regel weniger für die Feinheiten und Nuancen der Ghettopraxis interessiert, weil ihm die lebenspraktische Nähe fehlt, stehen vor einem Problem, das nicht nur schwarzen Autoren bekannt sein dürfte – der Schwierigkeit vom eigenen Erfahrungshorizont entfernte, soziokulturelle Lebensformen authentisch darzustellen (eine Tatsache, die Indianerdarstellungen durch europäische Schauspieler genauso betrifft wie den Akzent nicht-schwäbischer Darsteller im Stuttgarter Tatort). Da Wilson dieses bühnentechnische Problem jedoch, im Sinne seines *Black-Consciousness*-Hintergrunds, kulturalistisch fasst, verschiebt sich ein Problem der praktischen Problemlösung in eine Theorie kultureller Unvereinbarkeit und wird zum verdrängten „praxeologischen Unbewußten“ einer kulturtheoretischen Reduktion.

Literaturverzeichnis

- Abu-Lughod (1991): Lila Abu-Lughod, „Writing Against Culture“, in: Richard G. Fox (Hg.), *Recapturing Anthropology. Working in the Present*, Santa Fe, New Mexiko, 137–162.
- Alexander (1996): Jeffrey Alexander, „Cultural Sociology or Sociology of Culture? Towards a Strong Program“, *Culture* 10 (3–4), 1–5.
- Appadurai (1986): Arjun Appadurai (Hg.), *The Social Life of Things*, Cambridge.
- Baxandall (1988): Michael Baxandall, *Painting and Experience in Fifteenth Century Italy. A Primer in the Social History of Pictorial Style*, Oxford.
- Bellah (2006): Robert Bellah, *The Robert Bellah Reader*, Durham.

men who haven't had the experience of walking across the street and hearing the locks click on the doors of cars. That happens to me, at least before I was a senator. There are very few African-Americans who haven't had the experience of getting on an elevator and a woman clutching her purse nervously and holding her breath until she had a chance to get off. That happens often“ (Obama 2013).

⁴¹ Wilson 1994.

⁴² Ebd., 202.

- Benedict (2005): Ruth Benedict, *Patterns of Culture*, Boston.
- Berg (2003): Manfred Berg, „Struktureller Rassismus oder pathologisches Sozialverhalten? Die Debatte über die Black Underclass in den USA“, in: Winfried Fluck u. Welf Werner (Hgg.), *Wie viel Ungleichheit verträgt die Demokratie? Armut und Reichtum in den USA*, Frankfurt a. M., 47–70.
- Bourdieu (1992): Pierre Bourdieu, *Language & Symbolic Power*, hg. v. John B. Thompson, Cambridge.
- Bourdieu (2000): Pierre Bourdieu, *Pascalian Meditations*, New York.
- Chesnutt (1996): Charles W. Chesnutt, „The Future American“, *Boston Evening Transcript* (August 18, 1900), repr. in: Werner Sollory (Hg.), *Theories of Ethnicity. A Classical Reader*, New York, 17–33.
- Du Bois (1999): W. E. B. Du Bois, *The Souls of Black Folk*, New York.
- Elias (1994): Norbert Elias, „The Middle Classes and the Court Nobility in Germany“, in: ders., *The Civilizing Process*, London, 15–20.
- Everett (1844): Alexander H. Everett, „Greenough’s Statue of Washington“, *The United States Democratic Review* 14 (72), 618–622.
- Eyerman (2002): Ron Eyerman, *Cultural Trauma. Slavery and the Making of African American Identity*, Cambridge.
- Eyerman (2004): Ron Eyerman, „Cultural Trauma. Slavery and the Formation of African American Identity“, in: Jeffrey Alexander u. a. (Hgg.), *Cultural Trauma and Collective Identity*, Berkeley.
- Fish (1997): Stanley Fish, „Boutique Multiculturalism, or Why Liberals Are Incapable of Thinking about Hate Speech“, *Critical Inquiry* 23 (2), 378–395.
- Fitz (2010): Karsten Fitz, „The Personification of the Minuteman. George Washington and Israel Putnam as Iconic Yeoman Farmers in the Antebellum U.S.“, in: Bernd Engler u. Günter Leypoldt (Hgg.), *American Cultural Icons. The Production of Representative Lives*, Würzburg, 317–339.
- Hann (2007): Chris Hann, „Weder nach dem Revolver noch dem Scheckbuch, sondern nach dem Rotstift greifen. Plädoyer eines Ethnologen für die Abschaffung des Kulturbegriffs“, *Zeitschrift für Kulturwissenschaften* 1 (1), 125–134.
- Kroeber u. Parsons (1958): Alfred L. Kroeber u. Talcott Parsons, „The Concept of Culture and of Social Systems“, *American Sociological Review* 23, 582–583.
- Kuper (1999): Adam Kuper, *Culture. The Anthropologists’ Account*, Cambridge, Mass.
- Lentz (2009): Carola Lentz, „Der Kampf und die Kultur. Zur Ent- und Re-Soziologisierung eines ethnologischen Konzepts“, *SozW/Soziale Welt* 60 (3), 305–324.
- Lizardo (2011): Omar Lizardo, „Pierre Bourdieu as a Post-cultural Theorist“, *Cultural Sociology* 5, 25–44.
- Márquez (2012): John D. Márquez, „The Black Mohicans. Representations of Everyday Violence in Postracial Urban America“, *American Quarterly* 64 (3), 625–651.
- Menand (2001): Louis Menand, *The Metaphysical Club. A Story of Ideas in America*, New York.
- Michaels (1995): Walter Benn Michaels, *Our America. Nativism, Modernism, and Pluralism*, Durham.
- Michaels (2002): Walter Benn Michaels, „Autobiographies of the Ex-White Men. Why Race is Not a Social Construction“, in: Donald E. Pease u. Robyn Wiegman (Hgg.), *The Future of American Studies*, Durham, 231–247.
- Michaels (2004): Walter Benn Michaels, *The Shape of the Signifier. 1967 to the End of History*, Princeton.
- Michaels (2006): Walter Benn Michaels, *The Trouble with Diversity. How We Learned to Love Identity and Ignore Inequality*, New York.
- Obama (2013): Barak Obama, „Obama Takes Over White House Press Briefing to Speak on Trayvon Martin“ http://www.huffingtonpost.com/2013/07/19/obama-trayvon-martin_n_3624483.html (Stand 1.5.2014)
- Reckwitz (2002): Andreas Reckwitz, „Towards a Theory of Social Practices. A Development in Culturalist Theorizing“, *European Journal of Social Theory* 5 (2), 243–263.

elle Wirklichkeit und als Bedeutungswirklichkeit – im Verhältnis zu Wirklichkeiten außerhalb ihrer selbst“¹⁵ betrifft.

Die erkenntnistheoretische und forschungspraktische Herausforderung einer wissenschaftlichen Einholung vergangener Bedeutungszuschreibungen durch die Analyse artefaktisch materialisierter Sprachzeichensequenzen gerät vollends zu einer methodologischen Aporie, wenn man konsequent diejenigen kulturtheoretischen Prämissen und Postulate berücksichtigt, die für die angestrebte theoretische Konsolidierung des Fragenkomplexes unverzichtbar sind und die als ‚Kondensat‘ kultursoziologischer Konzepte zu einer inhaltlichen und methodischen Annäherung zwischen Geistes- und Sozialwissenschaften geführt haben.¹⁶ Diese epistemologischen Prämissen sowie die sich daraus ergebenden methodologischen Postulate können mit Blick auf die vorliegende Fragestellung wie folgt zusammengefasst werden:

- a. Als „Kerngedanke“ des cultural turn in den Geistes- und Sozialwissenschaften kann nach Andreas Reckwitz die Prämisse „einer sinnhaften, symbolischen oder semiotisch-differenziellen Konstitution der Wirklichkeit“¹⁷ gelten.

Kultur bezeichnet in diesem Kontext dann nicht mehr wie im Rahmen des normativen Kulturbegriffs eine normativ herausgehobene Lebensweise, nicht mehr wie im differenzierungstheoretischen Kulturbegriff einen Teilbereich der Gesellschaft, der sich auf das Kulturelle spezialisiert hat, und auch nicht wie im Falle eines holistischen Kulturverständnisses das Insgesamt von Lebensformen als Komplexen von Verhaltensweisen. Im Rahmen eines bedeutungsorientierten Kulturbegriffs verweist Kultur vielmehr auf jene Ebene der Unterscheidungen, der Klassifikationssysteme, vor deren Hintergrund den Dingen auf spezifische Weise Bedeutungen zugeschrieben und auch Verhaltensweisen und Formen des Sozialen erst realisiert werden, so dass ihnen für die Akteure erst eine Intelligibilität und Selbstverständlichkeit zukommt. Der Cultural Turn entwickelt damit eine grundsätzliche Kontingenzperspektive auf menschliches Verhalten und dessen Produkte: Diese könnten immer auch anders sein, sind aber so, wie sie sind, vor dem Hintergrund der jeweiligen impliziten Wissensordnungen, deren Struktur und praktische Anwendung damit im Zentrum des kulturwissenschaftlichen Interesses stehen.¹⁸

- b. Geschriebenes besitzt keinen ihm unveränderlich innewohnenden, gleichsam substantiell eignenden objektiven Sinn- bzw. Bedeutungsgehalt. Sinn bzw. Bedeutung ist keine ‚natürliche‘ Eigenschaft des Geschriebenen wie etwa die physikalische Massendichte des Materials, durch das es artefaktisch gespeichert ist.¹⁹ ‚Bedeutungen‘ von ‚Texten‘ sind vielmehr

¹⁵ Gumbrecht 2011b, 8–9.

¹⁶ Dazu Hilgert 2010, 120f., mit Anm. 49.

¹⁷ Reckwitz 2014, 14.

¹⁸ Reckwitz 2014, 14f.

¹⁹ Vgl. Hilgert 2010, 88f.

Produkte von Sinnzuschreibungen ihrer Rezipienten (und dies schließt die Textproduzenten in nichtprivilegierter Weise ein), mithin ein Ergebnis sozialer Rezeptionspraktiken, einer Rezeption auf der Grundlage von routinisierten Sinnzuschreibungen und geteilten Sinnmustern – in deren Variabilität wurzelt die Variabilität des Textsinns. Ein solches Verständnis von kulturellen Artefakten als Rezeptionsprodukt steht damit sowohl jener ‚intentional fallacy‘ einer Reduktion des Textsinns auf die Intentionen ihres Produzenten als auch der ‚illusion of autonomous discourse‘ der Textualisten entgegen.²⁰

c. Vor diesem Hintergrund sind es die Praktiken der Rezeption, die

kulturelle Artefakte zu sozial relevanten Zeichenträgern machen – und eine praxistheoretisch orientierte Analyse von kulturellen Artefakten wird eine Analyse dieser historisch und sozial spezifischen Rezeptionsformen betreiben müssen, will sie jenem textualistischen Risiko entgegen, zu meinen, daß textimmanente Bedeutungen ‚gefunden‘ werden, die tatsächlich ein spezifisches Produkt der Rezeptionspraxis des kulturwissenschaftlichen Interpreten darstellen, welche der sozial relevanten Bedeutung des Artefakts für die Teilnehmer [der historisch und sozial spezifischen Rezeptionspraktiken; M. H.] möglicherweise völlig fremd bleibt.²¹

d. Aus repräsentationstheoretischer Sicht muss außerdem auch für Geschriebenes als materialisierte Darstellung von Sprachzeichensequenzen gelten,

dass Aussagen keine Kopien des zu Erkennenden sind, sondern mit Voraussetzungen geladene Artefakte: geladen mit epistemisch-wissenskulturellen und praktischen Voraussetzungen, epistemischen und praktischen Bedürfnissen und Interessen sowie mit Einstellungen des Meinens, Glaubens und Überzeugtseins, des Wünschens und Befürchtens. Nicht zu vergessen ist eine weitere Voraussetzungsdimension – das Nichtwissen, dessen Wirkung sich im Wissen nicht offen zeigt.²²

e. Als Fazit lässt sich zusammenfassend festhalten: Die fundamentale Herausforderung, vor der die textbasierten historischen Kulturwissenschaften in epistemologischer und methodologischer Hinsicht stehen und auf die sie mit angemess-

²⁰ Reckwitz 2006, 606.

²¹ Ebd., 610f. Nach Reckwitz kann das „Verhältnis zwischen Produktionspraktiken und Rezeptionspraktiken (...) ganz unterschiedliche Formen annehmen, je nachdem inwiefern hier die gleichen oder unterschiedliche Wissensordnungen im Spiel sind. Im Beispiel des medizinischen Expertendiskurses besteht möglicherweise eine Übereinstimmung der Sinnmuster der Produzenten und der Rezipienten, deren Rollen austauschbar sind. Dies ändert sich deutlich im Falle der prinzipiellen Unaus-tauschbarkeit von Produzenten und Rezipienten etwa im Falle künstlerischer Werke oder im Falle einer historischen Differenz zwischen Produktion und Rezeption. Aus der praxistheoretischen Perspektive besteht im übrigen kein Grund, die Relevanz von Produktionspraktiken kultureller Artefakte zu minimieren. Allerdings wird die „Produktion“ von Texten in jedem Fall nicht intentionalistisch, sondern als Ergebnis bestimmter kultureller Schemata und Know-how-Kompetenzen der Produzenten begriffen werden müssen. Im übrigen scheinen für die soziale Wirksamkeit von Texten tatsächlich in erster Linie die Rezeptionspraktiken verantwortlich“ (ebd., 610, Anm. 83).

²² Sandkühler 2009, 11.

senen theoretischen Antworten und forschungspraktischen Strategien reagieren müssen, um sich dem Verdacht der *Produktion rein fiktionaler Narrative auf der Basis konstruierter Texte mit einem einzigen, als immanent und wissenschaftlich auffindbar vorausgesetzten (Bedeutungs-)Inhalt* zu entziehen, ist die prinzipielle Bedeutungsleere des Geschriebenen, dem jedoch als materialisiertes Artefakt und ‚Repräsentation‘²³ in historischen Subjekt-Objekt-Arrangements variierender Dichte, Ausdehnung und Stabilität grundsätzlich kontingente Bedeutungen durch Akteure „ereignishaft“²⁴ zugeschrieben werden, die sich ihrerseits jedoch *ausschließlich und jeweils einmalig in historischen sozialpraktischen Rezeptionssituationen* ausdrücken und damit einer kontemporären wissenschaftlichen Dokumentation und Analyse entzogen sind.

3 Theoretische Antworten: ‚Materialität‘ und ‚Präsenz‘ des Geschriebenen als material-kulturelle Parameter wahrscheinlicher Rezeptionspraktiken

Die vorausgehend dargestellten, insbesondere aus der Kulturosoziologie an die textbasierten historischen Kulturwissenschaften herangetragenen epistemologischen und methodologischen Anforderungen haben eine tiefgreifende Krise ausgelöst, die dieses Wissenschaftssegment nur durch eine grundlegende Neubestimmung und Konsolidierung seines epistemologischen Status überwinden kann.²⁵ Die theoretischen und forschungsstrategischen Perspektiven, die den textbasierten historischen Kulturwissenschaften dabei dienlich sein können, leiten sich weitestgehend aus einer rezenten Theorieströmung ab, die zusammenfassend als *material culture turn* oder „Materialisierung des Kulturellen“²⁶ bezeichnet wird und deren enormes Potential für die wissenschaftliche Behandlung schrifttragender Artefakte erst in jüngster Zeit entdeckt und ausgelotet worden ist.²⁷ In einem Versuch, diese „Materialisierung des Kulturellen“ als grundsätzliche Neuperspektivierung der Sozial- und Geisteswissenschaften zu diagnostizieren, gelangt der Kulturosoziologe Andreas Reckwitz zu folgendem Resümee:

²³ Vgl. Hilgert 2009; Rheinberger 2006, 126–140.

²⁴ Ders. 2010, 91.

²⁵ Eine epistemologische Krise, allerdings der Literaturwissenschaft, hat unlängst auch Hans Ulrich Gumbrecht eingehend thematisiert (Gumbrecht 2011b, 7–34).

²⁶ Reckwitz 2014, 13.

²⁷ Vgl. Hilgert 2010; vgl. ders. 2009.

Auf verschiedensten und zunächst scheinbar kaum miteinander zusammenhängenden Ebenen sind die Kulturwissenschaften dabei, Materialitäten zu entdecken und deren notwendige Verquickung und Vernetzung mit jenem Sinnhaften und Symbolischen, das klassischerweise als die Sphäre des Kulturellen wahrgenommen wurde. (...) Es handelt sich dabei (...) nicht um ein weiteres, zusätzliches Themengebiet der Kulturwissenschaften, das hier erschlossen würde, sondern um eine grundsätzliche Rekonfiguration der Perspektive der Kulturtheorien und Kulturwissenschaften.²⁸

Theorien der Medientechnologien, Artefakttheorien, Raumtheorien und Affekttheorien erschließen den aktuellen Kulturwissenschaften neue, zusätzliche empirische Analysefelder, aber sie haben allesamt einen grundsätzlicheren Anspruch: darauf hinzuweisen, dass die sozial-kulturelle Welt ‚immer schon‘ durch mediale Technologien, durch Artefaktkonstellationen, durch räumliche Arrangement sowie durch Affiziertheiten und Affizierungen strukturiert ist und nur so ihre Form erhält. Das Argument, das sie alle zusammenhält, ist das eines *material turn*: Die sinnhafte Welt der Mentalitäten, Codes, Wissensformen und Repräsentationen ist in der sozialen Praxis notwendig verkettet mit Entitäten, die immer auch interpretiert werden, deren Entstehung zweifellos immer von kulturellen Schemata abhängt, die aber, einmal in die Welt gesetzt, eine Faktizität erlangen, welche sich strukturierend auf die soziale Praxis auswirkt.²⁹

Dass aber *material culture* darüber hinaus als Evidenzbereich gerade für die Erforschung vergangener Gesellschaften und ihrer sozial-kulturellen Arrangements einen besonderen Stellenwert besitzt, hat Linda Hurcombe unlängst betont:

Over and beyond the utilitarian aspects, material culture is about the social significance of objects and the way they can interact to create bold or nuanced meanings. Material culture is thus a set of social relationships between people and things, and above all it is a way of communicating as well as enabling. (...) If words are about verbal communication, material culture is about non-verbal communication. It is that aspect which allows objects of material culture to communicate information about the past activities and lifestyles of individuals and communities even down to their ways of thought.³⁰

Die Leitidee der *materialen Textkulturforschung*, deren vorrangiges Ziel es sein muss, die bisher „verborgenen“ und „verachteten“ Massen der ‚Nicht-Texte‘ theoretisch und forschungspraktisch in die wissenschaftliche Behandlung von Geschriebenem zu integrieren (s. oben, 1.), ist die einer *konsequent praxeologisch perspektivierten Artefaktanalyse* des Geschriebenen.³¹ Dabei ergibt sich das Postulat der konsequenten *praxeologischen Perspektivierung* aus der Prämisse, dass sich allein in Rezeptionspraktiken subjektive Bedeutungszuschreibungen etwa an schrifttragende Artefakte ausdrücken (s. oben, 2. b) und dass Rezeptionspraktiken

²⁸ Reckwitz 2014, 13.

²⁹ Reckwitz 2014, 20.

³⁰ Hurcombe 2007, 7.

³¹ Vgl. Hilgert 2010, 114ff.

eine routinisierte Form des Verhaltens gegenüber und des Umgangs mit bestimmten kulturellen Artefakten dar[stellen], in denen konventionalisierte Muster der interpretativen Sinnzuschreibung auf der Grundlage von bestimmten mental verankerten Sinnmustern – was eine Know-how- und eine motivationale Dimension einschließt – eingesetzt werden. Damit ist es möglich, daß ein einzelner Akteur Träger verschiedener Rezeptionspraktiken ist und an unterschiedlichen Wissensordnungen partizipiert, die ihm unterschiedliche kulturelle Schemata der Interpretation kultureller Artefakte zur Verfügung stellen, ebenso wie es möglich ist, daß ‚der gleiche‘ Text im Kontext unterschiedlicher Rezeptionspraktiken verschiedenartige Bedeutungen erlangen kann.³²

Für eine grundsätzlich praxeologische Perspektivierung der materialen Textkulturforschung spricht schließlich die Tatsache, dass die „Praxistheorie (...) sowohl die Körperlichkeit der Praktiken als auch die Bedeutung der Materialität der Dinge und Artefakte für soziale Praktiken“³³ betont.

Die detaillierte *Artefaktanalyse*, deren Erkenntnisinteressen und Methoden weit über den in den textbasierten historischen Kulturwissenschaften üblichen Rahmen hinaus gehen (s. unten, 4.), ist nicht nur der soeben thematisierten geistes- und sozialwissenschaftlichen Neuperspektivierung im Sinne einer „Materialisierung des Kulturellen“ geschuldet, sondern vor allem der Tatsache, dass zeitlich, geographisch und/oder kulturell versetzte Rezeptionspraktiken in instabilen Subjekt-Objekt-Arrangements weder beobachtet noch vollständig rekonstruiert werden können, die daran beteiligten menschlichen Rezipienten für eine Befragung meist nicht bzw. nicht mehr zur Verfügung stehen und somit die nicht-menschlichen, material-gegenständlichen ‚Teilnehmer‘ – insbesondere die rezipierten schrifttragenden Artefakte – die einzige, unmittelbar an diesen Rezeptionspraktiken partizipierende Evidenz darstellen, die der kulturwissenschaftliche Interpret dazu nutzen kann, die Einbindung des Geschriebenen in die jeweils einmaligen, „ereignishaften“ Rezeptionssituationen sowie die sich in diesen Rezeptionssituationen ausdrückenden „routinisierten Sinnzuschreibungen und geteilten Sinnmuster[n]“³⁴ der menschlichen Rezipienten zu dokumentieren.

3.1 Zwölf Hypothesen zu ‚Materialität‘ und ‚Präsenz‘

Vorrangiges Ziel dabei ist, ‚Eigenschaften‘ und ‚Zustände‘ dieser Artefakte zu ermitteln, die ihnen zusätzlich zu den darauf befindlichen Sequenzen sprachlicher Zeichen zugeschrieben werden können und die im Sinne von „affordances“ – „Angebotsstrukturen für eine Verwendungsweise, die gleichzeitig variabel und nicht-

32 Reckwitz 2006, 609.

33 Reichardt 2007, 48.

34 Reckwitz 2006, 606.

arbiträr ist“³⁵ – für die daran hervor gebrachten Rezeptionspraktiken grundsätzlich relevant sein könnten. Diese ‚Eigenschaften‘ und ‚Zustände‘ können den übergreifenden heuristischen Feldern ‚Materialität‘ und ‚Präsenz‘ zugeordnet werden, die die materiale Textkulturforschung mit den folgenden zwölf Hypothesen theoretisch erschließt:³⁶

1. Die „phänomenologische Gewalt“³⁷, die materiellen Eigenschaften von Artefakten sind nur in einem bestimmten Maß das Ergebnis der physikalischen Eigenschaften des/der chemischen Stoffe(s), aus dem/denen sie bestehen. Vielmehr ist die ‚Materialität‘ von Artefakten, die ‚Knotenpunkte‘ von ‚Objekt-Akteur-Netzwerken‘ darstellen, als ein ‚Gemeinge‘ aus diesen/diesem Stoff(en) und sinnhaft regulierten Handlungen zu verstehen, die die stofflichen Eigenschaften kulturell modifizieren und Stoffe zu Artefakten werden lassen.
2. Artefakte sind keine „passiven Objekte von Sinnbezügen“³⁸, sondern nehmen effektiv an sozialen Praktiken teil.
3. Die spezifische ‚Effektivität‘ eines Artefakts, d. h. seine ‚Wirkung‘ auf menschliches Handeln, ist maßgeblich durch seine jeweilige ‚kulturell modifizierte‘ Materialität bedingt.
4. Diese ‚kulturell modifizierte‘ Materialität entsteht durch ein Ensemble von Praktiken, das als ‚Materialisierung‘ bezeichnet werden kann. Dabei handelt es sich um die Korrelierung zwischen dem Artefakt-Stoff bzw. den Artefakt-Stoffen, dem Artefakt-Design und der Zeichensequenz, die sprachliches Handeln speichert. Sie kann primär (‚erste Niederschrift‘) oder rekursiv (‚erneute Niederschrift‘ bzw. Reproduktion) erfolgen. Das Geschriebene ist also – um ein in diesem Zusammenhang zweckdienliches Begriffssystem Hans Ulrich Gumbrechts anzuwenden – das Ergebnis einer Verbindung der „Form des Inhalts“ (sprachliches Handeln) mit der „Substanz des Ausdrucks“ (Artefakt-Stoff und ‚kulturelle Modifikationen‘; ‚Beschriebenes‘) und der „Form des Ausdrucks“ (Sequenzen sprachlicher Zeichen).³⁹
5. Voraussetzung dafür, dass ein Artefakt ‚effektive Materialität‘ entfalten kann, ist seine ‚Präsenz‘ in Relation zu anderen Artefakten und bzw. oder natürlich-physischen Objekten sowie Körpern handelnder Subjekte.
6. Diese ‚Präsenz‘ eines Artefakts in einem raum-konstitutiven Arrangement von Dingen und Körpern ist ihrerseits stets das Ergebnis sozialer (Rezeptions-)Praktiken, die als ‚Präsentifizierung‘ bezeichnet werden können.

³⁵ Reckwitz 2014, 21; s. weiterhin Gibson 1979; Akrich u. Latour 1992, 261; Bloomfield u. a. 2010.

³⁶ s. Hilgert 2010; ders. 2012.

³⁷ Frers 2004.

³⁸ Wieser 2008, 422f.

³⁹ s. Gumbrecht 2004, 30f.

7. Der Begriff ‚Präsenz‘ beschreibt also die Partizipation eines beschriebenen Artefakts an einem ‚Objekt-Akteur-Netzwerk‘, infolge und innerhalb dessen (weitere) Rezeptionspraktiken erfolgen können.
8. ‚Präsenz‘ ist somit als theoretisches ‚Scharnier‘ zwischen der artefaktischen Materialität des Geschriebenen und seiner handlungswirksamen Effektivität konzeptualisiert und dient als *heuristisches Instrument der praxeologisch perspektivierten Artefaktanalyse*.
9. Materialität und Präsenz eines Artefakts besitzen – ebenso wenig wie das Artefakt selbst oder etwa das darauf oder darin Geschriebene – keine ‚Bedeutung an sich‘, keine immanente, unveränderliche Qualität. Ihre vermeintliche ‚Bedeutung‘ resultiert gleichfalls aus Bedeutungszuschreibungen der Akteure.
10. Die Präsenz des Artefakts ist konstitutiv für einen Raum, der in Abkehr von einem substantialistischen Raumverständnis als „relationale Ordnung körperlicher Objekte“⁴⁰ definiert wird.
11. Mit Dichte und Form der materialen Präsenz einer bestimmten Art von Artefakten in den „Natur/Kultur-Geweben“ des Sozialen verändern sich die jeweils spezifischen ‚Bedeutungen‘ und ‚Bedeutungs‘-Muster dieser Artefakte.
12. Materialität und Präsenz eines Artefakts sind als material-kulturelle Parameter der daran hervorgebrachten Rezeptionspraktiken zu verstehen. Aus der Analyse solcher material-kulturellen Parameter sind damit Aussagen über die Möglichkeit bzw. Wahrscheinlichkeit bestimmter Rezeptionspraktiken abzuleiten, die an einem Artefakt hervorgebracht worden sein könnten („affordances“).

Als material-kulturelle Parameter wahrscheinlicher Rezeptionspraktiken sind ‚Materialität‘ und ‚Präsenz‘ somit nicht etwa hybride, forschungsstrategische Hilfskonstruktionen einer Hermeneutik des Geschriebenen, der es an Akteuren der Rezeptionspraxis als einzig zuverlässigen ‚Informanten‘ mangelt, sondern vielmehr ‚empirisch‘ fassbare, sozialpraktisch konstituierte Phänomenbereiche, denen als fundamentaler, ‚objektiver‘ Voraussetzung jeglicher epistemischen „Rekursivität“⁴¹ und kulturspezifischen Sinnzuschreibung die besondere Aufmerksamkeit des kulturwissenschaftlichen ‚Text-Interpreten‘ gelten muss. Anders gesagt: Um sich den variierenden ‚Bedeutungen‘ des Geschriebenen anzunähern, ist es notwendig, die jeweils wirksamen Realisierungen seiner ‚Materialität‘ und ‚Präsenz‘ zu erforschen.

⁴⁰ Läßle 1991, 189.

⁴¹ Rheinberger 2006, 132. Dazu Hilgert 2009.

3.2 Substantialistische und konstruktivistische ‚Präsenz‘

Dabei ist das Konzept der ‚Präsenz‘ im Rahmen der materialen Textkulturforschung grundsätzlich verschieden von dem vor allem durch Hans Ulrich Gumbrecht mit Blick auf die literaturwissenschaftliche Theoriebildung avancierten Begriff der ‚Präsenz‘, der zwar durch seine Hervorhebung von „Effekten“ der Präsenz auf den „Körper“ mit ersterem verwandt zu sein scheint, sich aber bei näherem Zusehen als Versuch erweist, eine substantialistische, prä- bzw. metarationale Kategorie in die wissenschaftliche Analyse von Geschriebenem einzuführen, „eine Vergegenwärtigung (im wörtlichen Sinn), eine Unmittelbarkeit und eine Objektivität der gegenwärtig gemachten Vergangenheit, *welche durch keine Skepsis zu unterlaufen ist* [Emphase M.H.]“⁴². Für Gumbrecht macht die Lektüre literarischer Texte

in je verschiedener Weise und durch je verschiedene Textelemente (...) vergangene Wirklichkeiten mit Effekten von Unmittelbarkeit präsent, die wir sonst zu übersehen geneigt sind – ja die zu übersehen wir uns als gute Intellektuelle und Textwissenschaftler eigentlich verpflichtet fühlen. Diese Unmittelbarkeit im Erleben vergangener Gegenwarten stellt sich ein, ohne dass sie eines Verständnisses jener Stimmungen bedürfte, ohne dass wir wissen müssten, aus welchen Motivationen und Umständen jede von ihnen entstanden ist. Denn was uns beim Lesen berührt, ist Teil einer substantiellen Präsenz von Vergangenheiten – nicht ein Zeichen für die Vergangenheit oder ihre Repräsentation.⁴³

Ganz offensichtlich hat dieses Postulat der „Unmittelbarkeit im Erleben vergangener Gegenwarten“ nichts gemeinsam mit dem auch unserer Argumentation zugrundelie-

⁴² Gumbrecht 2011b, 24. Vgl. ders. 2004, 24, 32. Dazu Hilgert 2010, 104; Gumbrecht 2012.

⁴³ Gumbrecht 2011b, 25. Die enge Beziehung des von Gumbrecht avancierten Präsenz-Konzepts zu dem Wunsch, „vergangene Wirklichkeiten“ zu erleben, lassen den epistemischen Status dieses Konzepts ebenso wie die ihm zugrundeliegende persönliche Motivation transparent werden: „Wenn man an diesem Punkt fragt, was denn genau solche in historische Gegenstände verwandelten Objekte ‚bedeuten‘ mögen, ist damit eine angemessene Frage gestellt, sofern man diese Objekte als Symptome einer Vergangenheit sehen will, die uns letzten Endes dazu befähigen wird, unsere Gegenwart besser zu verstehen. Aber anstatt diese Frage nach dem Sinn aufzuwerfen, drängt uns die Präsentifikation in eine andere Richtung. Durch den Wunsch nach Präsenz werden wir dazu bewogen, auf die Sinnfrage zu verzichten und uns stattdessen auszumalen, wie wir uns theoretisch und körperlich zu bestimmten Gegenständen verhalten hätten, wenn wir in ihrer eigenen historischen Alltagswelt auf sie gestoßen wären. Sobald wir spüren, inwiefern dieses Spiel der historischen Vorstellungskraft anziehend und ansteckend sein kann, und sobald wir auch andere Personen in den gleichen theoretischen Prozeß hineinlocken, haben wir genau jene Situation geschaffen, auf die man sich bezieht, wenn man behauptet, jemand sei dazu in der Lage, ‚die Vergangenheit heraufzubeschwören‘. (...) Ein Vorteil der Fähigkeit, sich selbst unter diesen Umständen ganz buchstäblich von der Vergangenheit anziehen zu lassen, liegt vielleicht in dem Umstand, daß wir uns durch Überschreiten der Lebensweltschwelle unserer Geburt von der stets drohenden und stets präsenten Zukunft des eigenen Todes abwenden“ (Gumbrecht 2004, 145f.).

genden kultursoziologischen Verständnis von Kultur, nach dem es die „kulturellen Klassifikationssysteme“ sind,

die über Diskurse und Praktiken erst definieren und regulieren, welche menschlichen Verhaltensweisen – inklusive ökonomischer oder Differenzierungsformen – überhaupt möglich sind, welche Gestalt auch scheinbar vorkulturelle Entitäten wie Natur, Rasse oder Geschlecht innerhalb der sozialen Praxis annehmen können.⁴⁴

4 Forschungsstrategische Konsequenzen: Materiale Textkulturforschung als multi- und interdisziplinäres Wissenschaftssegment

Die forschungsstrategische Leitidee der materialen Textkulturforschung, die sich aus diesen Vorüberlegungen ergibt, besteht in der

- Aufdeckung der in der Materialität und Präsenz des Geschriebenen – d. h. in den material-kulturellen Parametern tatsächlicher oder wahrscheinlicher Rezeptionspraktiken – manifestierten und mithin ‚wiederholbaren‘⁴⁵ rezeptionspraktischen Kontextualisierung des artefaktisch gespeicherten sprachlichen Handelns in diversen Feldern sozialer Praxis;
- detaillierten Kartierung der rezeptionspraktischen ‚Text-Akteur-Relationen‘, um „in den variierenden ‚Natur/Kultur-Geweben‘ sozialer Felder die komplexen Wechselwirkungen, die ‚zirkuläre Effizienz‘ sichtbar zu machen, die tatsächlich oder mit begründeter Wahrscheinlichkeit zwischen kollektiven Wissensordnungen und subjektiven Sinnzuschreibungen, dem Menschen als Teilnehmer sozialer (Rezeptions-)Praktiken sowie dem Geschriebenen als artefaktischem, effektiv mit-handelnden ‚Aktanten‘ bestehen.“⁴⁶
- Erschließung der relationalen, sich ereignenden ‚Rezeptionsräume‘ aus menschlichen Akteuren und schrifttragenden Artefakten – die nicht statisch, sondern dynamisch, die variabel, aber nicht arbiträr sind – um auf diese Weise eine prinzipielle epistemologische und methodologische Alternative zur herkömmlichen Maxime der ‚Textdeutung‘ in den historischen Kulturwissenschaften zu schaffen, „die den ‚Erfolg‘ einer wissenschaftlichen ‚Entschlüsselung‘ des ‚Textsinns‘ nach binär-oppositionellen Kategorien wie ‚richtig – falsch‘, ‚gelungen – nicht gelungen‘ oder ‚angemessen – nicht angemessen‘ bewertet.“⁴⁷

⁴⁴ Reckwitz 2014, 16. S. dazu oben, 2.

⁴⁵ Vgl. Hilgert 2010, 99–101, 104–106, 110, 113, 114.

⁴⁶ Ebd., 114.

⁴⁷ Vgl. Hilgert 2010, 105.

Zur Umsetzung dieses Forschungsprogramms bieten sich drei verschiedene übergreifende Bereiche der praxeologisch perspektivierten Artefaktanalyse (s. oben, 3.) an, die eine multi- bzw. interdisziplinäre Zusammenarbeit notwendig voraussetzen und deren Ergebnisse durch folgende Darstellungsformate dokumentiert werden können:⁴⁸

- ‚Materialitätsprofile‘ – dokumentieren die Gesamtheit der stofflichen Charakteristika und ‚kulturellen Modifikationen‘ von Artefakten und bewerten alle ermittelten Daten im Hinblick auf ihre jeweilige rezeptionspraktische Relevanz im Sinne von „affordances“;
- ‚Topologien‘ – dokumentieren die geographische, topographische, topologische, ‚mikro-archäologische‘ und bzw. oder ‚mikro-soziologische‘ Kontextualisierung von Artefakten und bewerten alle ermittelten Daten im Hinblick auf ihre jeweilige rezeptionspraktische Relevanz im Sinne von „affordances“;
- ‚Praxeographien‘ – dokumentieren das reziproke Verhältnis zwischen schrifttragendem Artefakt und Körpern, zwischen material präsentem Geschriebenen und den daran tatsächlich oder wahrscheinlich vollzogenen Rezeptionspraktiken, ggf. auch im Sinne von „artifact biographies“.⁴⁹

Diese konsequente Einbeziehung der ‚Nicht-Texte‘ (s. oben, 1.) in die wissenschaftliche Analyse und Interpretation von Geschriebenem aus vergangenen Gesellschaften im Rahmen einer kulturtheoretisch fundierten materialen Textkulturforschung führt einerseits dazu, dass ‚Textwissenschaft‘ nicht mehr ‚nur‘ Philologie, Sprach- oder Literaturwissenschaft ist, sondern sich zu einem grundsätzlich multidisziplinär verfassten und je nach Problemstellung interdisziplinär operierenden Forschungsgebiet entwickelt, in dem Geistes-, Sozial-, Natur- und Informationswissenschaftler die Komplexität der auf der Grundlage jeweils spezifischer material-kultureller Parameter erfolgenden sozialpraktischen Rezeption des Geschriebenen zu erfassen und darzustellen suchen. Andererseits durchbricht die materiale Textkulturforschung konventionelle kulturwissenschaftliche Grenzziehungen, indem sie ausschließlich auf die für einzelne Komplexe sozialer Praxis spezifischen, ‚bedeutungsvollen‘ ‚Text-Akteur-Relationen‘ fokussiert. Dadurch wird nicht zuletzt ein epistemologisch und methodologisch zu rechtfertigender Vergleich von Rezeptionspraktiken des Geschriebenen in diesen Komplexen sozialer Praxis auch unabhängig von konventionellen epochalen, territorialen und sozial-kulturellen Kategorisierungen möglich.

Auch wenn sich die materiale Textkulturforschung mit den vorausgehend beschriebenen theoretischen Prämissen und forschungsstrategischen Leitlinien als zwangsläufige epistemologische und methodologische Konsequenz aus rezenten Theorieangeboten zu Materialität, Artefakten und Praktiken für die textbasierten his-

⁴⁸ Dazu ausführlich ebd., 114–119.

⁴⁹ z. B. Blinkhorn u. Cumberpatch 1997; Gosden u. Marshall 1999; Mytum 2003 und Shanks 1998.

torischen Kulturwissenschaften ergibt, darf dies auf keinen Fall dazu führen, dass sich eine Wissenschaft des Geschriebenen in der ‚Materialität‘ ihres Gegenstandes ‚verliert‘. Denn ‚Materialität‘ und ‚Präsenz‘ sind kein wissenschaftlicher Selbstzweck, kein Ziel der Forschung, sondern lediglich *Vehikel für eine praxeologische Perspektivierung* des wissenschaftlichen Befundes und damit für ein besseres Verständnis menschlichen Handelns an, mit und infolge von Geschriebenem. Die materiale Textkulturforschung ist damit das zentrale wissenschaftliche Instrument einer „Text-Anthropologie“⁵⁰, die den handelnden Menschen als ‚Ort des Textes‘, als Teilnehmer an bedeutungskonstitutiven Rezeptionspraktiken und mithin als diejenige Instanz konzeptualisiert, die allein sinn- und bedeutungstiftend für das Geschriebene ist.

Literaturverzeichnis

- Akrich u. Latour (1992): Madeleine Akrich u. Bruno Latour, „A summary of a convenient vocabulary for the semiotics of human and nonhuman Assemblies“, in: Wiebe E. Bijker und John Law (Hgg.), *Shaping Technology/Building Society. Studies in Sociotechnical Change*, Cambridge (Mass.), 259–264.
- Blinkhorn u. Cumberpatch (1997): Paul Blinkhorn u. Christopher G. Cumberpatch, *Not so much a Pot, More a Way of Life: current approaches to artefact analysis in archaeology*, Oxford.
- Bloomfield u. a. (2010): Brian P. Bloomfield, Yvonne Latham u. Theo Vurdubakis, „Bodies, technologies and action possibilities: when is an affordance?“, *Sociology* 44 (3), 415–433.
- Davies (2005): John K. Davies, „The origins of the inscribed Greek stele“, in: Piotr Bienkowski, Christopher B. Mee u. Elizabeth A. Slater (Hgg.), *Writing and Ancient Near Eastern Society* (Festschrift A. R. Millard), New York, 1–18.
- Frers (2004): Lars Frers, „Zum begrifflichen Instrumentarium – Dinge und Materialität, Praxis und Performativität“ <http://userpage.fu-berlin.de/~frers/begriffe.html> (Stand 1.5.2014)
- Gibson (1979): James J. Gibson, *The Ecological Approach to Visual Perception*, Boston.
- Gosden u. Marshall (1999): Chris Gosden u. Yvonne Marshall, „The cultural biography of objects“, *World Archaeology* 31 (2), 169–178.
- Gumbrecht (2004): Hans Ulrich Gumbrecht, *Diesseits der Hermeneutik. Die Produktion von Präsenz*, Frankfurt.
- Gumbrecht (2011a): Hans Ulrich Gumbrecht, „Welche Wahrheit der Philologie?“, in: Pál Kelemen, Ernő Kulcsár Szabó u. Ábel Tamás (Hgg.), *Kulturtechnik Philologie. Zur Theorie des Umgangs mit Texten*, Heidelberg, 19–24.
- Gumbrecht (2011b): Hans Ulrich Gumbrecht, *Stimmungen lesen. Über eine verdeckte Wirklichkeit der Literatur*, München.
- Gumbrecht (2012): Hans Ulrich Gumbrecht, *Präsenz*, Berlin.
- Hilgert (2009): Markus Hilgert, „Von ‚Listenwissenschaft‘ und ‚epistemischen Dingen‘. Konzeptuelle Annäherungen an altorientalische Wissenspraktiken“, *Journal for General Philosophy of Science* 40 (2), 277–309.
- Hilgert (2010): Markus Hilgert, „‚Text-Anthropologie‘. Die Erforschung von Materialität und Präsenz des Geschriebenen als hermeneutische Strategie“, in: Markus Hilgert (Hg.), *Altorientalistik*

50 Hilgert 2010.

- im 21. Jahrhundert. *Selbstverständnis, Herausforderungen, Ziele. Mitteilungen der Deutschen Orientgesellschaft* 142, 87–126.
- Hilgert (2012): Markus Hilgert, „Zehn Thesen zu ‚Materialität‘ und ‚Präsenz‘ von Artefakten“, *Material Text Culture Blog* 2012 (2). http://www.materiale-textkulturen.de/mtc_blog/2012_002_Hilgert.pdf (Stand 1.5.2014)
- Hurcombe (2007): Linda Hurcombe, *Archaeological artefacts as material culture*, London.
- Läpple (1991): Dieter Läpple, „Essay über den Raum. Für ein gesellschaftswissenschaftliches Raumkonzept“, in: Hartmut Häußermann (Hg.), *Stadt und Raum. Soziologische Analysen*, Pfaffenweiler, 157–207.
- Latour (1992): Bruno Latour, „Where are the missing masses? The sociology of a few mundane artifacts“, in: Wiebe E. Bijker u. John Law (Hgg.), *Shaping Technology/Building Society. Studies in Sociotechnical Change*, Cambridge (Mass.), 225–258.
- Mytum (2003): Harold Mytum, „Artefact biography as an approach to material culture. Irish gravestones as a material form of genealogy“, *Journal of Irish Archaeology* 12–13, 111–127.
- Reckwitz (2006): Andreas Reckwitz, *Die Transformation der Kulturtheorien. Zur Entwicklung eines Theorieprogramms*, Weilerswist.
- Reckwitz (2014): Andreas Reckwitz, „Die Materialisierung der Kultur“, in: Friederike Elias, Albrecht Franz, Henning Murmann, Ulrich Wilhelm Weiser (Hgg.), *Praxeologie. Beiträge zur interdisziplinären Reichweite praxistheoretischer Ansätze in den Geistes- und Sozialwissenschaften*, Berlin/Boston, 13–26.
- Reichardt (2007): Sven Reichardt, „Praxeologische Geschichtswissenschaft. Eine Diskussionsanregung“, *Sozial.Geschichte* 22 (3), 43–65.
- Rheinberger (2006): Hans-Jörg Rheinberger, *Experimentalsysteme und epistemische Dinge. Eine Geschichte der Proteinsynthese im Reagenzglas*, Göttingen.
- Sandkühler (2009): Hans Jörg Sandkühler, *Kritik der Repräsentation. Einführung in die Theorie der Überzeugungen, der Wissenskulturen und des Wissens*, Frankfurt.
- Shanks (1998): Michael Shanks, „The life of an artifact“, *Fennoscandia Archeologica* 15, 15–42.
- Sigrist u. Ozaki (2009): Marcel Sigrist u. Tohru Ozaki, *Neo-Sumerian Administrative Tablets from the Yale Babylonian Collection*, Madrid.
- von Soden (1936): Wolfram von Soden, „Leistung und Grenze sumerischer und babylonischer Wissenschaft“, *Die Welt als Geschichte. Zeitschrift für universalgeschichtliche Forschung* 2, 411–464, 509–557.
- Wieser (2008): Matthias Wieser, „Technik/Artefakte: Mattering Matter“, in: Stephan Moebius u. Andreas Reckwitz (Hgg.), *Poststrukturalistische Sozialwissenschaften*, 419–432.

Tobias Winnerling

Das Kräuterbuch als frühneuzeitliches Gebrauchs-Objekt?

1 Warum überhaupt Kräuterbücher?

Das Format, wie jeder leicht einsehen wird, thut zwar bey mancher Pflanze Zwang an, aber wer kan Folianten bey sich schleppen?¹

So fragte Johannes Zorn 1780 in seinen „Icones Medicinalium Plantarum, Centuria II“. Vielleicht hatte er dabei Bücher vor seinem inneren Auge wie Rembert Dodoens’ „Cryudt-Boeck Remberti Dodonaei. Nu wederom van nieuws oversien ende verbeteret“, 1644 in Antwerpen gedruckt und bei Abmaßen von 41,8 × 26,5 × 12 Zentimeter stolze 6,7 Kilogramm schwer.² Nun war diese Ausgabe des dodoensschen Werkes ein bibliophiles Sammlerstück, dessen Abmaße nicht unwesentlich damit zusammengehangen haben dürften, dass die Verleger den großformatigen und qualitativ hochwertigen Kupferstichen, die es zierten, den rechten Rahmen bieten wollten. Insofern war es vielleicht nicht gerade exemplarisch für die Herbarien des 17. Jahrhunderts, gab es auf dem Buchmarkt doch einige Zeit später auch Carl de Goglers „Erneuerte Hauß- und Feld-Apotheck, oder Stadt- und Land-Artzney-Buch“ zu kaufen, erschienen in Frankfurt am Main 1686 und mit einer Größe von 17 × 11 × 3,8 Zentimetern bei einem Gewicht von 225 Gramm etwas einfacher zu handhaben. Damit stellt sich Dodoens’ Prachtexemplar aber doch sehr deutlich unhandlicher dar als Goglers Werk: Der Unterschied ist der zwischen einem echten Taschen-Buch und einem Folianten, zu dessen Bewegung man eine Sackkarre benötigt. Welches dieser Bücher ist denn nun repräsentativ für das Genre beider Werke, die gedruckten Kräuterbücher des 15. bis 18. Jahrhunderts? Oder markieren vielleicht beide die Extreme der damals am Markt befindlichen Herbarienliteratur, und die Wahrheit liegt, wie so oft, in der Mitte? Und warum ist das überhaupt wichtig? Bislang in der Forschung nur ansatzweise thematisiert, halte ich diese Frage aus einem praxeologischen Blickwinkel heraus für nicht unerheblich. Denn wiewohl man allgemeiner Weisheit zufolge ein Buch nicht nach dem Einband beurteilen soll, greift die rein textuelle Betrachtung, die wissenschaftlicher und eigentlich jedweder Literatur außerhalb der spezialisierten

¹ Zorn 1780, [4r] (Vorrede, unpaginiert; Werk nicht im Korpus enthalten).

² Maße und Gewicht wurden wie bei allen Angaben in diesem Beitrag anhand des Exemplars in der Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf ermittelt, bei deren Altbestandsabteilung ich mich für die Erlaubnis, die Bücher auszumessen und zu wiegen, an dieser Stelle noch einmal ganz herzlich bedanken möchte.

Buchwissenschaften üblicherweise als allein gebührend zuerkannt wird (dazu zählen auch die unter Kunsthistorikern und Medienwissenschaftlern beliebten Illustrationsanalysen), lebensweltlich zu kurz. Sie vermag nicht zu klären, welche Praktiken noch an ein Buch gebunden sind – außer der, es zu lesen und dabei bestenfalls zu verstehen. Geschichte ist kein Text, und sie auf einen solchen zu verkürzen, limitiert augenblicklich die Möglichkeiten, sie kontextuell zu verstehen zu versuchen.³ Wie jeder, der schon einmal bei einem Umzug großzügig dimensionierte Bücherkisten tragen durfte, am eigenen Leib erfahren hat, ist schon vor das Lesen eine physische Schwelle gesetzt, die es erst einmal zu überwinden gilt.

2 Untersuchungskategorien: Objekte und Praktiken

Derartige physische Schwellen, also Praktikenlimitationen, werden von allen Objekten für die mit ihnen möglichen Praktiken immer aufgebaut, wobei Gewicht und Größe zwei der in dieser Hinsicht markantesten Eigenschaften sein dürften. Das trifft aber beileibe nicht nur für physische Objekte zu: Bei nicht-physischen Objekten ist ein wesentlicher Limitationsfaktor für an sie anknüpfbare Praktiken, dass sie eben nicht physisch sind. Eine Idee taugt nicht zum Briefbeschwerer.

Diese Be- und Zuschreibung von Praktikenlimitationen ist zunächst wertneutral: Während de Goglers Büchlein zwar wesentlich leichter transportabel war als sein großformatiger Vetter, war es sicherlich deutlich schlechter geeignet, um als repräsentatives Raumausstattungsstück die Blicke auf sich zu ziehen, oder informeller, um etwas zu beschweren. Begreift man ein Objekt gleich welcher Art als Nexus unterschiedlichster Praktiken,⁴ so sind alle Eigenschaften, deren Träger es ist, Ausgangspunkte, an die Praktiken angeknüpft werden können und die somit in ihrer spezifischen Beschaffenheit die Bedingungen der Möglichkeit derselben bilden. Hierbei wäre es allerdings nicht angebracht, in einen Essentialismus bezüglich des Objekts oder seiner Materialität zu verfallen. Wie Kant feststellte, muss alles, was wir in der Anschauung wahrnehmen, von uns zuvor durch die Synthesis des Mannigfaltigen, also das Zusammenziehen sinnlicher Daten zu einem als Einheit begriffenen Komplex, überhaupt erst konstituiert werden.⁵ Allein aus den sinnlichen Daten selbst, ohne deren Verknüpfung durch eine mentale Operation, bei der diese Daten Konzepten zugeordnet werden, erschließt sich ja nicht, warum das Buch und der Schreibtisch, auf dem es liegt, zwei getrennte Objekte sein sollen. Mit anderen Worten, was uns zu einem Objekt wird, ist uns nicht per se gegeben, sondern wird von uns als

³ Flaig 1998, 345.

⁴ McCracken 1986, 72.

⁵ Kant 1966, 173f.

solches angenommen.⁶ Bei Objekten – wie Büchern – die wir nicht nur konzeptionalisiert, sondern auch konstruiert haben, scheint das lediglich intuitiv plausibler als bei einem Stein oder Baum,⁷ bei denen das nicht notwendig der Fall ist, aber im Prinzip liegt diese Einsicht bereits allen Teilbarkeitsparadoxa zugrunde. Der Kern eines jeden Objektes ist also notwendig eine Konstruktion, um den herum sich die Eigenschaften, die diesem Objekt zukommen, anlagern wie die Schalen einer Zwiebel. Wie bei einer Zwiebel bleibt, wenn alle Schalen entfernt wurden – nichts. Was aber wohl niemanden zu der Behauptung bewegen würde, dass darum die Zwiebel an sich nicht existiere. Wie der Kognitionsbiologe Francisco Varela argumentierte, verweist diese „eigentliche Grundlosigkeit unserer Erfahrung“ in ihrer rekursiv-zirkulären Formung unserer Wahrnehmungs- und Handlungsschemata darauf, dass die Wirklichkeit weder objektiv prästrukturiert noch subjektiv beliebig ist, sondern ein formbares – plastisches – Hybridstadium zwischen diesen Extremen darstellt.⁸ Das allerdings nicht als gemilderte Form eines ontologischen Essentialismus, der darauf beharrt, dass es aber doch eine Grundlage geben müsse – die Materialität des Objekts ist nicht ‚natürlicher‘ als der ihm zugeschriebene Sinn.⁹ Also auch nicht unter den Prämissen, über die der Historiker Jörn Rüsen einen gemilderten Objektivitätsbegriff als Inter-subjektivität durch die epistemologische Hintertür in die Geschichtswissenschaften wieder einzuführen versuchte,¹⁰ sondern vor dem Hintergrund einer prinzipiellen Unentscheidbarkeit: „to see both the coherence and correspondence theories as non-competing trivialities“¹¹. Ebenso verhält es sich mit Objekten und den Eigenschaften, die ihnen zukommen. Diese beruhen ebenso auf einem intersubjektivierten Wahrnehmungskonsens wie auf der physischen Instanz, die das jeweilige Objekt raumzeitlich konkret vorstellt,¹² und sind in beide Richtungen anschlussfähig – sowohl was die Anknüpfung von Praktiken angeht, die aus der Konzeptionalisierung des Objektes resultieren, wie die von solchen, die auf den vermeintlich vorgängigen oder residualen physischen Eigenschaften basieren.¹³ Das Objekt an sich konstituiert sich in der Unentscheidbarkeit darüber, was es nun ‚eigentlich‘ und ‚an sich‘ sei¹⁴ – beides und keines zugleich, was auch für seine Eigenschaften gilt, die sowohl inhärent wie zugeschrieben sind und auch wieder nicht, je nachdem, welchen Blickwinkel man einnimmt. Mein Standpunkt ist hier also klar ein nicht-reduktionistischer.¹⁵ Das

⁶ Vgl. Bourdieu 2012, 277, für die Gegenstände der Wissenschaften.

⁷ Oder, wie Roche 2000, 12f., ausführte, bei Wasser und Luft.

⁸ Varela 2002, 308.

⁹ Hilgert 2010, 103.

¹⁰ Rüsen 2002, 116ff.

¹¹ Rorty 1991, 17.

¹² Batchelor 2006, 99.

¹³ Vgl. Borgerson 2005, 442.

¹⁴ Vgl. Bourdieu 1977, 4.

¹⁵ Baker 2011, 7.

Objekt selbst ist dabei die im doppelten Sinn positive¹⁶ Evidenz, die es erlaubt, die in seiner eigenen Konzeption bereits inhärente problematische Dialektik von Erkenntnis – das und was das Objekt sei – und Selbsttäuschung – dass es das sei und sein müsse, als was wir es erkennen – wissenschaftlich nutzbar zu machen,¹⁷ als es auch hier unentscheidbaren Charakters ist: Beides und keines zugleich.¹⁸ Weder können wir unbefangen davon ausgehen, das Objekt sei an sich gar nicht bestimmt; noch können wir sagen, wir könnten es vollständig bestimmen. In jeder Objektkonzeption verbleibt notwendig eine nicht näher quantifizierbare Unbestimmtheit, was nicht als Nachteil angesehen werden darf. Im Gegenteil, das nicht genau Bestimmbare ist immer auch ein Freiraum, ein Spielraum, in dem Theorien und Methoden ihre Ansatzpunkte finden können.

Der chinesische Daoist Zhuangzi (ca. 4./3. Jh. v.d.Z.) thematisierte diese Oszillation der uns umgebenden Dingwelten zwischen Subjekt und Objekt in seinem Exkurs über „die Gleichheit der Dinge“:

Ein jedes Ding ist „Das“ [Objekt] in Relation zu anderen Dingen und „Dies“ [Subjekt] in Relation zu sich selbst. Wir mögen nicht in der Lage sein, Dinge vom Standpunkt des „Das“ zu sehen, aber wir können sie vom Standpunkt des „Dies“ begreifen. Deshalb könnte man sagen, daß „Das“ von „Diesem“ herkommt und „Dies“ von „Das“ abhängig ist. [...] Aus diesem Grunde verschreibt der Weise sich nicht [der Sichtweise absoluter Gegensätze], sondern sieht die Dinge im Licht der Natur und nimmt „Dies“ als das, was es ist. [...] Wo „Dies“ und „Das“ aufhören, Gegensätze zu sein, da liegt der Angelpunkt des Weges. Nur wenn der Angelpunkt im Mittelpunkt des Kreises der Dinge liegt, können wir auf ihre unendlichen Wandlungen antworten.¹⁹

3 Das Objekt „Buch“

Um diese Überlegungen etwas konkreter auszugestalten, bietet sich eine Rückkehr zu den Untersuchungsobjekten an. Büchern als konzeptionalisierten wie konstruierten Objekten kommen verschiedene Eigenschaften zu; die, Informationsträger zu sein, ist dabei nur eine von vielen. Üblicherweise bildet sie jedoch die teleologische Eigenschaft, welche die Funktion des Objektes Buch konzeptionell definiert – einfach gesagt: Bücher werden zum Lesen geschrieben. Die Eigenschaft, Informationsträger sein, ist so des Buches eingeschaffenes telos, um mich einer gut frühneuzeitlichen Ausdrucksweise zu bedienen. Da ein Buch ein von Menschenhand zielgerichtet erzeugtes Objekt darstellt (also nicht nur konzeptionalisiert, sondern auch konstruiert), lässt

¹⁶ Gesetzte und nicht-negative gleichermaßen.

¹⁷ Vgl. Shermer 2011, 23f.

¹⁸ Rorty 1991, 15.

¹⁹ Zhuangzi 2003, 50. [Meine Auslassungen, Einfügungen i. O.].

sich eine solche Zweckbindung problemloser annehmen als bei einem Stein.²⁰ Das ist aber nur eine graduelle und keine prinzipielle Unterscheidung, weshalb ich Abstand vom Artefakt-Begriff nehme und stattdessen nur vom Objekt sprechen möchte. In dieser Sichtweise besteht zwischen einem Feldstein, der aufgehoben wird, um damit eine Nuss zu knacken, und einem Laptop wie dem, auf dem ich diesen Text schreibe, nur ein Abstufungsgefälle hinsichtlich der Möglichkeit, Praktiken anzuknüpfen, aber keine Wesensverschiedenheit. Wird der Stein durch die Nutzung vom Objekt zum Artefakt und wieder zum Objekt, wenn ich ihn auf das Feld zurückwerfe? Benutze ich den Laptop, um damit eine Nuss zu knacken, inwiefern unterscheidet er sich praxeologisch dabei noch vom Stein? Auch das Buch, in dem dieser Text abgedruckt ist, ließe sich als Nussknacker verwenden (vorausgesetzt, es handelt sich um ein Hardcover) und somit in diese Reihe einfügen. Der naheliegendste Einwand dagegen ist natürlich, dass weder der Stein noch der Laptop noch das Buch dazu da seien, Nussknacker zu sein; aber im Gegensatz zum Stein seien Laptop wie Buch doch zu einem bestimmten Zweck erschaffen worden. Die dem Artefakt innewohnende wesentliche Eigenschaft wäre demnach die teleologische Eigenschaft, beim Buch etwa, Informationsträger zu sein (wie bereits erwähnt). Die teleologischen Eigenschaften sind aber weder die einzigen noch die einzig wirkmächtigen Eigenschaften dieser Objekte – sie werden nur oftmals als solche (und damit als einzige) wahrgenommen. Um bei den Büchern zu bleiben: Vielen der übrigen Praktiken, die sich an Eigenschaften des physischen Objektes Buch anknüpfen, werden als illegitim empfunden, da sie der teleologischen Eigenschaft, Informationsträger zu sein, zuwiderlaufen. In der Regel sind Bücher brennbar, aber es empfiehlt sich nicht, damit Reklame zu machen. Andere Eigenschaften, die ihnen zukommen, eignen sich unter dem Eindruck der digitalen Revolution unserer Lebenswelt offenbar schon dafür:

Es ist alles ganz easy! Kein komplizierter Zusammenbau – Keine Batterien – Keine unverständliche Bedienungsanleitung – Keine lästigen Stecker, die im Ausland nicht passen – Nichts als pures Lesevergnügen – jederzeit und überall! Keine Tricks, keine unausgereifte Technologie! Dieses hochwertige literarische Werk wird Ihnen bei entsprechender Pflege jahrzehntelang Freude bereiten!²¹

Die künstliche Konstruiertheit von Artefakten, den Umstand, dass sie zielgerichtet erschaffen wurden, will ich damit gar nicht leugnen. Ich betrachte sie nur für diese Untersuchung als praxeologisch irrelevant und bleibe daher beim umfassenderen Objektbegriff.

²⁰ Vgl. Baker 2011, 13. Ich folge ihr aber nicht hinsichtlich der vor-wahrnehmungshaften Existenz von „primary kinds“.

²¹ Ryman 2000, Vorsatzblatt (unpaginiert).

4 Kräuterbücher als Objekte

Inwiefern ist eine praxeologisch gewendete Objektperspektive aber wertvoll für die Betrachtung der Herbarien der Frühen Neuzeit? Sie versucht, zu klären, wie sie ihren Nutzern jahrzehntelang, ja manchmal jahrhundertlang Freude bereiteten, und zwar unter besonderer Betonung des „Wodurch“. Das bedeutet eine rückbezügliche Anwendung des ästhetischen Imperativs des Kybernetikers Heinz von Förster, der 1973 unter den Bedingungen eines konstruktivistischen Paradigmas formulierte: „Willst du erkennen, lerne zu handeln“.²² „Denn der Bestimmungsgrund der Willkür ist alsdann die Vorstellung eines Objekts, und dasjenige Verhältnis derselben zum Subjekt, wodurch das Begehungsvermögen zur Wirklichmachung derselben bestimmt wird.“²³ Damit einhergehend lehne ich die den Objekten oftmals zugestandene agency, eine ureigene Wirkmächtigkeit des Substantiellen,²⁴ prinzipiell ab²⁵ – diese erkennen wir nur über die Konstitution des Objektes, in der wir es als eigenmächtiges ausgestalten. Diese Konstitution wiederum verweist notwendig auf das Subjekt, das sie vornimmt.²⁶ ‚Geschehen‘ ist nicht ‚Handeln‘. Unwissend, was das Objekt ‚eigentlich‘ ist, können wir ihm nichts zuschreiben, als das, was wir ihm zuschreiben. Damit werden aber auch all seine Eigenmächtigkeiten in dem Augenblick für uns real, in dem wir sie zuschreibend akzeptieren – und damit setzen.²⁷ Rekursiv gewendet heißt das, den Weg des Erkennens über die Betrachtung des Handelns zu beschreiten und von dort aus Rückschlüsse zu ziehen, was für eine historische Objektperspektive heißen muss, dass die den Objekten konzeptionell oder physisch eingeschriebenen Spuren von Handlungsoptionen den Fokus der Analyse darstellen müssen.²⁸ Diese müssen dabei jedoch immer in Bezug auf die Unabsichtlichkeit ihrer Überlieferung gesehen werden, wenn die „innovative Kraft des Mißverstehens“, die „Realität erst zu einer solchen verknüpft“,²⁹ nämlich einem Gewebe aus ineinander verflochtenen und aufeinander bezogenen Tätigkeiten, in diesen Spuren aufscheinen und historisch analysierbar werden soll. Diese Perspektive eignet sich damit, um die wesentliche Aussage der bisherigen Forschung über die teleologische Eigenschaft der Herbarien zu testen – wer sie nämlich lesen sollte, und wozu –, etwas, das ohne diese Kontextualisierung im Perspektivwechsel kaum möglich ist. Die Kräuterbücher wurden in ihrer wissenschaftlichen Behandlung bislang vor allem als ein populäres

²² Förster 2002, 60.

²³ Kant 1998, 37.

²⁴ Vgl. Latour 2000, 156f.

²⁵ Borgerson 2005, 440.

²⁶ Vgl. Belk 1988, 141.

²⁷ Vgl. Latour 2000, 328f.

²⁸ Vgl. Roche 2000, 7.

²⁹ Schwering 1999, 37.

Medium wahrgenommen, das sich an den „gemeinen Mann“ richtete.³⁰ Das entsprach offensichtlich auch der – textuellen! – Selbstdarstellung einiger Autoren, schrieb doch exemplarisch bereits Hieronymus Bock 1546 nach eigener Aussage für die „[...]frommen und einfaltigen haußuättern so nit viel inn der medicin gelert [...] das sie selbers artzet werden in iren heusern [...] und das sie sich der kreüter kunst nit beschemen / der selbigen zu aller nodturfft [...] gebrauchen.“³¹ Ihm pflichtete 1663 Johann Joachim Becher bei:

[...] daß ich es in hochteutscher Sprach beschrieben / wird niemand mehr verdriessen / als unsere Medicos selbsten / welche nit gern haben / daß der gemeine Mann sich deß medicinirens annimmt / welches dann an sich selbsten billig ist / aber nicht dahin zu verstehen / daß man demselbigen alle Erkänthus natürlicher Kräfte versperren solte / gestaltsam die Natur eine solche Thür ist / welche so wol den Reichen als Armen offen steht / dann gleich wie man dem gemeinen Mann das medicinieren nicht gänzlich kan zulassen / also kan man es ihm auch nit gänzlich verbieten (...).³²

Die Zielgruppe, die dieser Betrachtungsweise entspräche, also der eigenständig wirtschaftende Hausvater und damit indirekt dessen Haushaltsangehörige, dürfte während dieser Zeitspanne etwa 20% der Bevölkerung umfasst haben.³³ Eine gewisse Nachfrage nach volkssprachlicher, medizinischer Natur bestand dabei bereits seit dem Spätmittelalter; schon die Übersetzung des *Buchs der Natur* von Konrad von Megenberg aus der Mitte des 14. Jahrhunderts wurde so begründet.³⁴ In Frage steht allerdings weiterhin, ob es für die Annahme, dass die Kräuterbücher tatsächlich eine deutliche Rolle bei der Gesundheitsversorgung dieser Bevölkerungsschicht gespielt haben, klare Belege gibt. Meiner Ansicht nach ist das bislang nicht der Fall – es handelt sich eher um ein seit den 1930er Jahren tradiertes Wissenschaftsnarrativ, das nachfolgende Autoren, auch ich selbst in bisherigen Beiträgen zum Thema,³⁵ den vor ihnen schreibenden Autoritäten entnommen haben und das auf der Ebene der textuellen Betrachtung verbleibt,³⁶ also nur eine Eigenschaft dieser Objekte betrachtet unter Auslassung ihrer übrigen konstitutiven Merkmale. Das ist eine keineswegs außergewöhnliche Perspektive, sondern der historiographische Normalfall: Gerade

³⁰ Vgl. Telle 1982, 43–48; Chrisman 1982, 127–129.

³¹ Bock 1546a, [a IVr]. (Unpaginiert). Entspricht Bock 1546 im Korpus.

³² Becher 1663, A v r.

³³ Schenda 1982, 19.

³⁴ Schmitz u. Kühlen 1998, 226.

³⁵ „Der Fürsten-Theriak. Die wundersamen Knoblauchkräfte der Frühen Neuzeit“, in: *Würzburger Medizinhistorische Mitteilungen*, 29, 2010, 325–362, u. „Kein Usus Medicus oder: Wie der Knoblauch seine Kräfte verlor“, in: *Archiv für Kulturgeschichte*, 95, 1/2013, 89–124.

³⁶ Vgl. Karaba u. Ger 2011, 739, wo die physischen Komponenten der Kaffeehauskultur völlig zugunsten von Textzeugnissen ausgeblendet werden.

über die Alltagsgegenstände vormoderner Epochen wissen wir erstaunlich wenig.³⁷ Eine solche Perspektive ist aber notwendig unvollständig, argumentieren wir dabei doch „without clearly and continually reminding ourselves that the individual forms part of his environment, that the child belongs to the family, the ‚individual‘ to his society, and the ‚subject‘ to the ‚objects‘“,³⁸ oder in anderen Worten, ohne zu beachten, dass „having, being and doing are integrally related“.³⁹ Die materiale Komponente der betreffenden Objekte, in diesem Fall also der Bücher selbst, ist dabei keine untergeordnete, sondern eine wesentliche Frage, weil sie in der zeitgenössischen Situation nicht nur die Möglichkeiten und Spielräume des Autors bei der Darstellung seiner Inhalte präfigurierte,⁴⁰ sondern weil sie aus der historischen Perspektive hierbei einen Wandel der Nutzungs- und damit auch der Wirksamkeitskontexte sichtbar machen könnte, der sich über die Inhalte nur teilweise erschließen lässt. Nötig wird die Konzentration auf die physischen Objekte dabei besonders deswegen, weil die soziologisch orientierte Betrachtungsweise von Praktiken als „Psychoanalyse des Sozialen“⁴¹ dort versagt, wo die psychischen Untersuchungsobjekte oder Akteure – hier die „gemeinen Männer“ der Frühen Neuzeit – uns hinsichtlich ihrer mentalen Dispositionen nicht mehr zur Verfügung stehen.⁴² Was uns bleibt, sind also die in den Objekten eingeschriebenen Spuren.⁴³ Angenommen, das Anwachsen der Gesamtheit der Objekte im textuellen Sinn – der jeweiligen Titel – verweist auf die Notwendigkeit der Emergenz neuer Ordnungen für diese Menge, da diese nunmehr qualitativ differenziert und strukturiert werden muss.⁴⁴ In diesem Fall sind die physischen Differenzen der Mengenbestandteile – der konkreten Objekte – gegeneinander zugleich Indikatoren wie Strukturmomente solcher Qualifikationen.

5 Der Herbarien Kern, die Erste: Wie hältst du's mit dem Kräuterbuch?

Die letzte Annahme noch einmal praxeologisch reformuliert: Lassen die materiellen Objekte die Anknüpfung, die tatsächliche Realisierung der ihnen auf der textuellen Ebene zugeschriebenen legitimen Praktiken eigentlich zu? Oder haben sie dafür viel-

³⁷ Rublack 2013, 43f.

³⁸ Elias 2002, 7.

³⁹ Belk 1988, 146.

⁴⁰ Roche 2000, 3. Bezeichnenderweise die einzige Stelle im ganzen Buch, in der Bücher thematisiert werden.

⁴¹ Bourdieu 2012, 31.

⁴² Vgl. Bourdieu u. Chartier 2011, 92ff., Arnold u. Fischer 1994, 60.

⁴³ Hilgert 2010, 97.

⁴⁴ Brendecke 2006, 21.

leicht einfach nicht das richtige Format? Zorns Frage war schließlich eine rhetorische. Wer kann Folianten bei sich schleppen? Niemand. Was ausgedrückt werden sollte, war, dass die vorhandenen Werke in ihren konkreten Manifestationen als physische Objekte nicht in der Lage seien, die mit ihnen verbundenen Erwartungen zu erfüllen, wie etwa, sie zwecks Bestimmung der Gewächse mit auf die Wiese zu nehmen, wo diese wuchsen. Das aber nicht als weltfremde Klage über die Unvollkommenheit alles Irdischen, sondern aus durchaus eigennütziger Kalkulation: Es ist alles ganz easy – mit diesem Buch wird alles gut.

Diese Tabellen aber, wer sie nicht als Bände betrachten will, können nach Gefallen, systematisch, nach dem Alphabet, nach der Jahreszeit etc. gelegt, und zum bey sich führen bequem gemacht werden.⁴⁵

Die Produktion und der Vertrieb von Kräuterbüchern waren schließlich immer mindestens auch ein kommerzielles Unternehmen, was sich sogar im Inhalt niederschlug. In Bechers Vorwort schrieb dieser die Initiative zum Werk seinem Verleger Johannes Görlin aus Ulm zu, der die Druckstöcke der Illustrationen zu älteren Ausgaben der Kräuterbücher von Pietro Andrea Mattioli und Joachim Camerarius aufgekauft und Becher dann eine neue Beschreibung derselben habe anfertigen lassen.⁴⁶ Johann Dantz beklagte sich im Vorwort zu seiner Übersetzung von Pedanius Dioskurides' antiken Text „De materia medica“ 1546, der Drucker habe ihn zur Eile angetrieben, er aber dennoch die Übersetzung so gut wie möglich zu Ende gebracht,

[...] [n]ach dem ich angesehen habe / das täglich viel Kreutterbücher inn Teutscher sprach [h] erfürkommen / deren der mehrn theyl ungewisse / und ungegründet seindt / [...] / unnd dennoch [v]ieler ursachen halben nötig inn Teutscher sprache eyn solches buch zuhaben / darinn [a]ller gezeuge / gewisse / und gründtlich beschrieben wirdt / [...].⁴⁷

Adam Lonitzers erster Bearbeiter Peter Uffenbach schlug 1630 in die gleiche Kerbe, als er erklärte, dass

[...] ob wol ietztgemeldter Herr D. Lonicerus ein sehr gelehrter Mann gewesen / [...] so hat sich doch der jetzige Verlärer dieses Wercks / [...] erinnert, daß kein Buch jemals so vollkommen gewesen / noch irgend in der Welt publicirt worden / in welchem nicht etwas zu corrigiren oder zuverbessern / [...] were überblieben.⁴⁸

⁴⁵ Zorn 1780, [4r] (Vorrede, unpaginiert; Werk nicht im Korpus enthalten).

⁴⁶ Becher 1663, A iii r.

⁴⁷ Dioscorides u. Dantz 1546, A ii v. (Seitenrand beschädigt.)

⁴⁸ Lonitzer u. Uffenbach 1630, ii r (Werk nicht im Korpus enthalten).

Georg Handschs Übersetzung von Pietro Andrea Mattioli's Kräuterbuch, 1611 in Frankfurt am Main von Nicolaus Hoffmann gedruckt und von Jacob Fischer verlegt, wurde in der „Vorrede an den günstigen Leser“ angepriesen, der Verleger habe sie

dieweilen es eine grosse Nachfrage hatt / und keine Exemplaria mehr zu finden weren / widerumb auff ein newes / mit vielen guten Stücken gemehret / drucken lassen.⁴⁹

Die Verleger mussten also anscheinend einen Markt mit hoher Konkurrenz und Angebotsdichte,⁵⁰ aber auch guter Nachfrage bedienen und ihre Produktion entsprechend ausrichten,⁵¹ was sich einerseits im Inhalt, andererseits aber auch in Größe, Gewicht und Material der jeweiligen konkreten Objekte – also der Bücher – nachverfolgen lassen müsste. Dafür spricht, dass die hier im Folgenden 52 genauer untersuchten Objekte von 40 Verlegern/Druckern herausgebracht wurden und bezüglich ihrer Abmaße und Gewichte stark differieren.⁵² Auch für die Autoren kann begründet angenommen werden, dass sie ihrem Schreiben die vorgängige Annahme von mit dem später entstehenden Objekt verknüpften Praktiken zugrunde legten;⁵³ allein schon die meist ausführlichen Indizes und Zeichenerläuterungen weisen deutlich darauf hin. Die zugrundeliegende, praxeologische Annahme für die weitere Analyse ist nun, dass bestimmte Formate und Qualitäten physischer Natur automatisch bestimmte Nutzer ein- und andere ausschließen, indem sie mit dem Objekt verknüpfte Praktiken vorstrukturieren;⁵⁴ eine Perspektive, die dort, wo physische Objekte lediglich als Trägermedien immaterieller Information betrachtet werden, verloren geht, obwohl sie wertvolle Erklärungsschritte liefern könnte.⁵⁵ Objekte sind nicht nur Projektionsflächen für Bedeutungszuschreibungen, sondern tragen zur Konstitution von Zusammenhängen auch durch ihre spezifischen materiellen Beschaffenheiten bei.⁵⁶

⁴⁹ Mattioli u. Camerarius 1611, [1] (unpaginiert).

⁵⁰ Brendecke 2006, 23.

⁵¹ Vgl. Chrisman 1982, 31–36.

⁵² Die vollständige Liste der Titel samt Größen- und Gewichtsangaben findet sich im Anhang. Soweit nicht anders angegeben, entstammen alle Quellenzitate den Werken dieses Korpus.

⁵³ Vgl. Terrall 2010, 574.

⁵⁴ Vgl. Hilgert 2010, 98.

⁵⁵ Vgl. Dietz 2010, 39f. Eine konkrete Betrachtung der physischen Objekte hätte die kurze Reichweite der ersten Linnaeus-Ausgaben kontextuell erklärbarer gemacht.

⁵⁶ Rublack 2013, 43.

6 Der Herbarien Kern, die Zweite: Wie ist den Objekten beizukommen?

Because human production is always contingent, informed by material circumstances and culturally specific needs and desires, Bacon's transcendent formulation of scientific objectivity entails non-description of the human making that went into its construction, as well as neglect of the socio-political and value-laden character of the material powers that science unleashes.⁵⁷

Diese Beschreibung trifft ebenso auf die Kräuterbücher zu, die aus naturphilosophisch-medizinischen Zusammenhängen entstanden, aber sowohl als Objekte wie als Nexus von Praktiken „human making“ sowie „material powers“ exemplifizierten und modifizierten, und das auch sollten. Schließlich entstanden sie nicht nur aus bestimmten Interessen heraus, denen ihre Produktion und ihr Verkauf dienen sollten, sondern waren auch dazu gedacht, handlungsanleitende Funktionen im Leben der Käufer und Nutzer zu erfüllen und wurden von diesen in bestimmten Kontexten eingesetzt. Das Kräuterbuch als Kristallisationsform eines instrumentalisierbaren Pflanzenwissens erhob damit den Anspruch, nicht nur Wissenschaft als Theorie, sondern ganz konkret auch als Praxis zu sein. Nicht zufällig illustrierte Julie Solomon ihren entsprechenden Artikel zur Wirkmächtigkeit der baconschen Wissenschaftskonzeption (unter anderem) mit der Darstellung einer Ananas von 1585.⁵⁸ Um aber die oben beschriebene „non-description“ aufzubrechen, sind die physisch verbliebenen Objekte aufgrund der kaum vorhandenen Verlagsüberlieferungen oder sonstigen zuverlässigen Daten zu Auflagen, Preisen oder Verkaufszahlen die einzige Grundlage, die hier Rückschlüsse zulässt. Als Stichprobe ohne statistische Relevanz – derartige Konsumforschung ist schließlich im weitesten Sinn qualitativer, nicht quantitativer Natur⁵⁹ – habe ich 52 Kräuter- und Arzneibücher aus dem Bestand der Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf, erschienen zwischen den Jahren 1516 und 1799, herangezogen. Dabei zähle ich die physisch distinkten Teile eines Werkes, also verschiedene Bände, separat, aber auch physisch vereinigte separate Werke, also solche, die beigegeben wurden, so dass insgesamt 48 physische Exemplare zur Analyse stehen. Die Objektkonstitution, die ich hier vornehme, ist also weder identisch mit den ‚ursprünglichen‘ konzeptionellen oder physischen Einheiten noch von ihnen fundamental different, sondern eine Konstitution der betrachteten Objekte als solche zum Zeitpunkt *t*, also jetzt.⁶⁰ Diese Konstitution ist nicht überzeitlich, sondern immer

⁵⁷ Solomon 1991, 525.

⁵⁸ Solomon 1991, 531.

⁵⁹ Arnould u. Thompson 2005, 870.

⁶⁰ Vgl. Baker 2011, 19f.

nur punktuell möglich; die ihnen an diesem *t* zukommenden Eigenschaften können im Folgenden genauer untersucht werden.

7 Was können die Bücher sagen? Untersuchungsgrundlagen

Ich konzentriere mich hier besonders auf Größe, Gewicht, Material und noch auffindbare Nutzungsspuren wie Besitzeinträge, Anmerkungen, Unterstreichungen, Verschleißspuren und ähnliches.⁶¹ Bei der Zusammenstellung des Korpus habe ich mich darum bemüht, Signifikanz für generalisierbare Aussagen dadurch herzustellen, dass ich bekannte wie unbekannte Herbarien, im deutschen Sprachraum, den Niederlanden, England, Frankreich und Italien erschienene Werke gemischt und versucht habe, möglichst verschiedene Ausgaben der einzelnen Titel zum Vergleich heranzuziehen. Es geht mir jedoch nicht darum, nun „Bücher zu zählen, wie man früher Fässer gezählt hat, ohne sich groß darum zu kümmern, was die Bücher enthalten.“⁶² Die materielle und die immaterielle Seite der Objekte müssen immer komplementär betrachtet werden, kann doch nicht entschieden werden, welche davon das eigentliche Objekt sei;⁶³ die Bevorzugung des Materiellen resultiert hier aus dessen bislang unzulänglicher Betrachtung, ohne jedoch ohne den Rekurs auf das Immaterielle möglich zu sein. Ich will mich im Folgenden auf die Werke des 16. und 17. Jahrhunderts konzentrieren und die Titel aus dem 18. Jahrhundert nur als Vergleichspunkte heranziehen. Eine auch im Folgenden unbeantwortet gelassene Frage aber vorab: Inwieweit kann die gewählte Untersuchungsmethode wirklich aussagekräftig für eine Analyse populärer Nutzungsweisen sein?⁶⁴ Das Problem ist kein unbekanntes, steht man bei der Analyse nichtsprachlicher Handlungsrouniten doch, wie der französische Historiker und Philosoph Michel de Certeau anmerkte, theoretisch mit einem Bein im Nichts.

Wenn die Theorie nicht länger ein Diskurs über andere vorherrschende Diskurse sein will und sich in nicht- oder vorsprachliche Regionen hineinwagt, in denen es nur Praktiken ohne Diskurs gibt, entstehen gewisse Probleme.⁶⁵

Dieser wohlwollende Euphemismus trifft hier besonders zu, denn Gebrauchsbücher – und es wird ja bislang davon ausgegangen, dass die Herbarien welche waren – ver-

⁶¹ Vgl. Hilgert 2010, 117.

⁶² Bourdieu u. Chartier 2011, 67.

⁶³ Latour 2000, 34.

⁶⁴ Vgl. Hilgert 2010, 94f.

⁶⁵ Certeau 1997, 37.

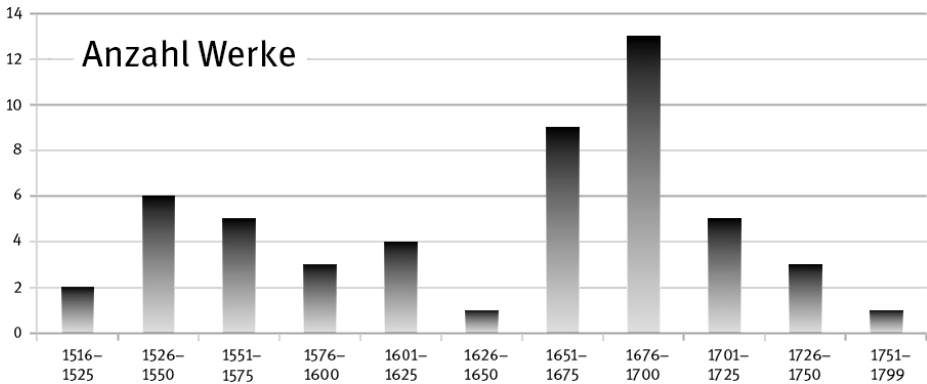
brauchen sich wie alle Gebrauchsgüter im Lauf der Zeit, sie verschleifen und werden eines Tages ersetzt. Was sich dagegen in Bibliotheken, Archiven und privaten Sammlungen erhält, sind zumeist Exemplare, für die eben das nicht gilt, die immer pfleglich und rücksichtsvoll und vielleicht auch nur selten überhaupt gebraucht werden. Die meisten der von mir hier untersuchten Exemplare weisen tatsächlich nur relativ wenige Gebrauchsspuren auf; nur zwei sind nachweislich beschädigt, und obwohl 18 Bücher nicht mehr den originalen Einband aufweisen, macht der Zustand der Seiten es relativ unwahrscheinlich, dass sie aus Verschleißgründen umgebunden wurden. In den meisten Fällen dürfte – wie bei einigen noch original gebundenen Exemplaren auch – der ursprüngliche Ledereinband einfach durch die jahrhundertelange Lagerung ersatzbedürftig geworden sein. Zudem wurden acht Titel mit jeweils einem anderen zu vier Büchern neu zusammengebunden. Unbezweifelbar scheint hier ein epistemologisches Problem auf, denn gesetzt den Fall, die als Gebrauchsgut gedachten Kräuterbücher seien – wie vielleicht in vierhundert Jahren die Micky-Maus-Hefte und ADAC-Atlanten unserer jüngsten Vergangenheit – tatsächlich als verbraucht auf dem Müllhaufen der Geschichte gelandet, so können wir das nicht wissen, denn der Schluss *ex nihilo* aus dem Schweigen der Quellen verbietet sich von selbst. Um nicht in eine philosophische Schockstarre zu verfallen, bietet es sich an, zunächst einmal das (noch) Vorhandene zu analysieren und dann zu sehen, ob die Kaputtnutzungshypothese den daraus resultierenden Befunden wesentlich widerspricht.⁶⁶ In diesem Sinn fungieren die Objekte wiederum als positive Evidenz, die negativer Evidenz – dem reinen Nichtvorhandensein – gegenüber eine andere Valenzfunktion beanspruchen kann, nämlich, die induktive Basis für Plausibilitätsansprüche zu bilden, und die nicht lediglich deduktiv Plausibilitätsansprüche zu falsifizieren in der Lage ist.⁶⁷

8 Das Korpus, *en detail*

Wie strukturiert sich nun dieser Haufen alter Bücher, den ich gerade als ein Cluster positiver Evidenz geadelt habe? Chronologisch verteilen sich die analysierten Werke ungleichmäßig über den gesamten Untersuchungszeitraum, wobei das 18. Jahrhundert deutlich schwächer vertreten ist als das 16. und 17. und die Spitze im letzten Viertel des 17. Jahrhunderts liegt.

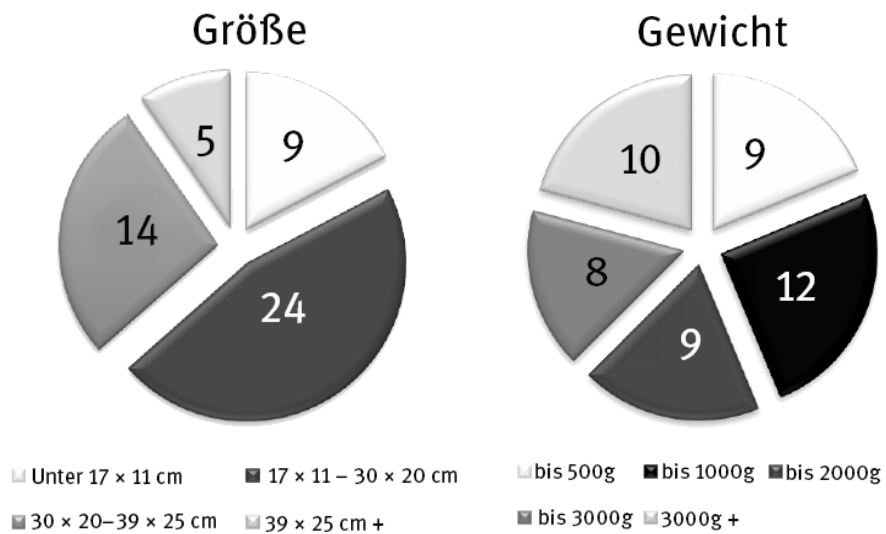
⁶⁶ Smith u. Lux 1993, 599f.

⁶⁷ Vgl. Shermer 2011, 23.



Diagr. 1: Anzahl der Werke des Korpus

Dieser chronologischen Verteilung der Untersuchungsgegenstände steht folgende Größen- und Gewichtsverteilung im Korpus gegenüber (wobei es in dieser Betrachtung auf die besagten 48 Exemplare schrumpft):



Diagr. 2: Größe und Gewicht des Korpus

Diese Abbildungen sehen nun zwar einigermaßen hübsch aus, verschleiern mit ihrer scheinbaren Eindeutigkeit aber ein wesentliches Problem: Wie ist die Handhabbarkeit eines Buches zu messen? Da die Frage im Raum steht, ob diese Werke zur

Gebrauchsliteratur zählen, muss zuvor geklärt werden, welche Gebrauchspraktiken denn mit den Büchern von ihrer Intention her verknüpft gewesen sein sollten, wofür sie also handhabbar sein sollten.

Das Beispiel der „Möre“ (Abb. 1) aus Joachim Camerarius' 1611 erschienener Bearbeitung des Kräuterbuches von Pietro Andrea Mattioli⁶⁸ zeigt auf einem recht hohen illustrativen und textuellen Niveau den immergleichen Aufbau illustrierter Kräuterbücher,⁶⁹ und welche Möglichkeiten der Anknüpfung von Praktiken diese damit intentional boten. Einerseits lieferten sie Informationen über bestimmte Heilpflanzen, die es erlaubten, sie zu identifizieren und hinsichtlich ihrer Verwendbarkeit zu bestimmen (Name(n), Illustrationen, Beschreibung); andererseits boten sie zudem verschiedene Anwendungshinweise (Anwendung) für die Pflanze und die aus ihr gewonnenen Produkte bei konkreten Indikationen, also Krankheiten oder anderen Malaisen. In diesem Fall ist die Möhre deutlich erkennbar, auch vom Unkundigen ließe sich mit Hilfe der Illustration und der Angaben über Gestalt, Standorte und Fruchtzeiten des Gewächses eine solche „gelbe Rübe“ finden – wäre das Werk mit einem Gesamtumfang von 1001 Seiten, Abmaßen von 36,7 × 24 × 9,8 Zentimetern und 3500g Gewicht nicht relativ unpraktisch für das Pirschen durch Wald und Wiesen. Ähnliche Problemkonfigurationen traten auch bei anderen Spielarten naturhistorischer Werke auf: Die Autoren intendierten bestimmte Nutzungsweisen, aber die daraus entstehenden Objekte ließen sie nicht ungehindert zu.⁷⁰ Kleinformatigere Werke hingegen mussten notwendig kleinere Illustrationen geben, die oftmals qualitativ deutlich schlechter waren; beide Phänomene zusammen dürften den Medizin- und Wissenschaftshistoriker Jerry Stannard zu seiner Aussage bewegt haben, letztlich seien die Illustrationen der Herbarien nichts als verzichtbares Beiwerk gewesen,⁷¹ die ich hier in Frage stellen möchte. Bis ins 18. Jahrhundert hinein gehörten Abbildungen und Text in diesem Genre in der Wahrnehmung der Zeitgenossen schließlich zusammen: „Herbarium ein Kräuterbuch ist, in welchem derer Kräuter Wachsthum und Kräfte beschrieben, auch wohl dererselben Abbildung in Kupffer gestochen zu finden ist“, stellte Zedlers Universal-Lexicon 1735 klar.⁷² Wie um die mit dem Format verbundenen Praktikenlimitationen bei der Umsetzung der Illustrationen in konkrete Handlungsoptionen zu kompensieren, sind in der Mattioli-Ausgabe die Anwendungen in deutscher Sprache deutlich und leicht verständlich beschrieben:

⁶⁸ Mattioli u. Camerarius 1590, 130v.

⁶⁹ Stannard 1969, 214f.

⁷⁰ Terrall 2010, 588; Fontes da Costa 2012, 79.

⁷¹ Stannard 1974, 25.

⁷² ZUL 1735, Sp. 1612.

Name(n) ^C

Das Ander Buch Pet. And. Mattioli/
Von Mören / oder gelben Rüben.
Cap. XXXIII.

Mören / oder gelbe
Rüben.

Sifer I.

Ein ander Geschlecht
der gelbe Rüben.

Sifer II.

Illustrationen



Beschreibung

Gestalt.

Die Mören seindt mit Blettern / Dolden / Blumen
vnd Samen / den wilden Vefnachern gleich. Die Wurzel ist Spann-
lang / lieblich zu essen. Der Römische Keyser Tiberius (wie Plinius
schreibet) hat solchen Luff zu Mören gehabt / das man ihm jätlich siehet
müssen auß dem Teutschlandt vom Rheinstrom / da die besten wachsen
bringen.

Natur / Krafft / vnd Wirkung.

Die Mören sind warm im ersten / vnd feucht im andern Grad.

In Leib.

Die Mören gekottet / sind lieblich zu essen / dem Magen nützlich / treibet den Harn
bringen lufft zur Speis / vnd zu den Ehelichen Wercken.

Der durre Samen gepulvert / vnd in Wein eingenommen / ist gut denen / so den
Hessen haben / vnd Grimmen im Leib. Er treibet den Stein / vnd die Weibliche
Blumen.

Aussen.

Wider den Stein: Nimb Mören sampt den Blettern / vnd Samen / seude in
Wasser / geuß in ein Banne / vnd sig darein / es hilfft.

Mören heissen Griechisch *ζιζανον*. Arabisch Culcas. Lateinisch Sifer. Welsch Sili-
ro. Spanisch Chiruia. Französich Cheruy. Dehmisch Mreaw.

Anwendung

Abb. 1: „Von Mören / oder gelben Rüben“ (Mattioli u. Camerarius 1590, 130v.). ULB Düsseldorf.

Der dürre Samen gepülvert / und in Wein eyngenommen / ist gut denen / so den Heschen [Schluckauf] haben / unnd Grimmen im Leib. Er treibet den Stein / unnd die Weibliche Blumen,⁷³

so dass eine konkrete Praktikenanknüpfung in Form hausmedizinischer Nutzung prinzipiell möglich blieb. Optisch anders gaben sich die primär über die konkrete Indikation, also die zu behandelnde Krankheit, geordneten Arzneihandbücher, die jedoch inhaltlich gesehen als Inversion der Kräuterbücher betrachtet werden können. Gab das Herbarium ein Kraut, dessen Heilkräfte gegen bestimmte Krankheiten halfen, so verzeichnete die „Apotheke“ über den Index der Malaisen die für deren Kur nötigen Kräuter,⁷⁴ und ihr fehlten die Abbildungen tatsächlich.

Carl de Gogler führte in seiner *Erneuerte[n] Hauß- und Feld-Apotheck, oder Stadt- und Land Artzney Buch* 1678 über den Kopfschmerz aus:

Re[cipe]: Cubeben/ Cardamomen/ Galgant/ Paradißkörner/ Muscaten/ Nägelein/ præparirt Coriander/ Calmus/ Ingber/ Spicanardenblumen/ Zimmerindien/ ana [½ Lot]. Zucker [8 Lot]. Hierauß mache ein Pulver.⁷⁵

Zur genauen Anwendung desselben folgten dann noch Hinweise je nach Ursache der Beschwerden:

Ist aber der Schmerz groß von Kälte des Hirns / so nehme das Hirn aus einem Schweins Kopff / und röste es wohl / mache Schnitten darauß / und streue das jetztgedachte Pulver darauff / und esse es 4. Tage nach einander / es vertreibet alle übrige Feuchtigkeit des Hirns / trücknet und schärfet das Gesicht / vertreibet die Melancholy / stärcket das Gedächtnuß / ist vor Schwindel und Gifft gut.⁷⁶

De Goglers Büchlein war nun zwar wesentlich handlicher als Mattioli's Herbarium und gab ebenso konkrete Handlungsanweisungen, stellte seine Nutzer aber vor das Problem, dass sie – waren ihre pflanzenkundigen Kenntnisse nicht ausgesprochen gut – für deren Umsetzung entweder doch des Apothekers bedurften, den ihnen das Buch doch eigentlich sparen sollte, oder aber zusätzlich ein Kräuterbuch konsultieren mussten, um herauszufinden, wie und wo sie die nötigen Zutaten für das Rezept bekommen konnten und wie diese eigentlich aussahen. Zusätzlich war der Gang in die Apotheke dann notwendig, wenn, wie hier, Gewürze oder andere nicht-einheimische Pflanzen bzw. deren Derivate wie Zucker eingesetzt wurden, die man sich eventuell erst verschaffen musste. Wenn das kleinere Format und geringere Gewicht also auch einen großen Spielraum für die Anknüpfung von Praktiken ans physische

⁷³ Mattioli u. Camerarius 1590, 130v. [Meine Einfügung].

⁷⁴ Heyser 1928, 65.

⁷⁵ De Gogler 1678, 3. [Meine Einfügungen, Auflösung der verwendeten Abkürzungen bzw. Symbole].

⁷⁶ Ebd., 3.

des Haupts und Halses. 3

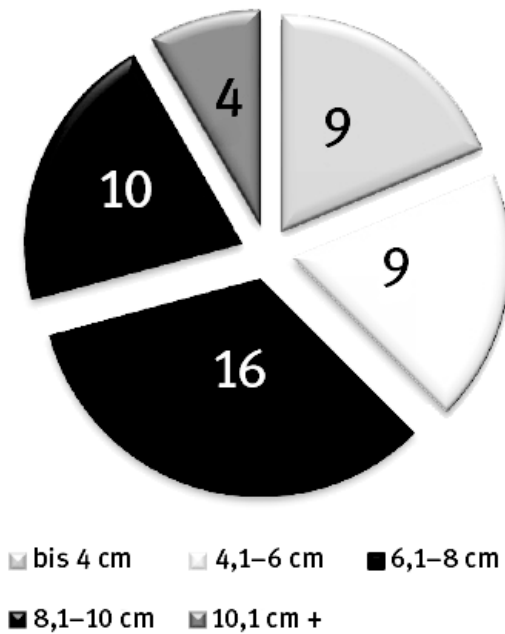
In den kalten Kopffschmerzen ist auch dienlich / die Species diamargariton calid. pleris archont. oder dianthos zu gebrauchen/dann sie stärken das Haupt und den ganzen Leib.

Cur der Hauptschmerzen D. Aurbachs.

Wann das Hauptwehe von überflüssigem Gebilte herkommet/ spühret man solches auß der Hitze des Angesichts / und Röthe der Augen; gebe dem Patienten alsdann die pilulas Aloëphang. oder pestilent. ad 3 j. den Morgen/2. Stund darauff zu fasten; den andern Morgen lasse ihm die Hauptader öffnen / und brauche darnach von folgendem Pulver 1. Quint. abends und morgens auff einer Schnitten geröster Semmeln in Wein oder Malvasier geweicht / und darauff 2. Stund zu fasten; Ist gut zu den Schmerzen des Haupts von Hitze oder von Kälte / und stärcket den Magen und ganzen Leib.

Re. Eubeben/ Cardamomen/ Balsam/ Paradisflörner / Muscaten / Nägelein / præparirt Coriander / Calamus / Ingber / Spicanardenblumen/ Zimmetrinden / ana ʒß. Zucker ʒ viij. Hierauß mache ein Pulver.

Ist aber der Schmerz groß von Kälte des Hirns/ so nehme das Hirn auß einem Schweins Kopff/ und röste es wohl/ mache Schnitten darauff / und streue das jertz gedachte Pulver darauff/und esse es 4. Tage nach einander / es vertreibet alle übrige Feuchtigkeit des Hirns/ trücket und schärffet das Gesicht / vertreibet die Melancholy / stärcket das Gedächniß / ist vor Schwindel und Safft gut.



Diagr. 3: Räumliche Tiefe

Objekt boten – dieses Buch ließ sich in der Tasche tragen –, so wurde dieser auf der nicht-physischen Eigenschaftsebene des Objektes durch die dort liegenden Praktikenlimitationen wieder eingegrenzt. Für die Nutzung solcher Werke als Gebrauchsbücher, also als Objekte, an die konkrete Praktiken der Erhaltung oder Wiedergewinnung der Gesundheit angeknüpft werden sollten, ergaben sich damit prinzipiell zwei Möglichkeiten: Einmal die mobile Nutzung, bei der das Werk im Bedarfsfall mitgenommen wurde, entweder zum Kranken, in die Küche, die Apotheke, oder auf die Wiese zum Kräutersammeln; und andererseits die stationäre, bei der das Buch an seinem Platz (oder im Haus) verblieb und alles, was damit behandelt werden sollte, in seine Nähe zu bringen war – zumindest möglichst konkrete Informationen über den nachzusehenden Gegenstand, damit dieser dann entsprechend exzerpiert oder in Handlungsanweisungen umgesetzt werden konnte. Die flexiblere mobile Nutzung erforderte natürlich möglichst handliche, also kleine und leichte Exemplare, während die stationäre Nutzung hinsichtlich des Volumens und Gewichts der Werke prinzipiell nach oben offen war, da sie nicht oder nur wenig bewegt werden mussten – was die Möglichkeit bot, mehr Informationen aufzunehmen. Bei dieser Variante dürfte der limitierende Faktor eher im Preis bestanden haben – der allerdings nicht unwesentlich vom Format und der Qualität der illustrativen Ausgestaltung abhing. Um beurteilen zu können, ob ein spezielles Kräuter- oder Arzneibuch für die eine oder andere Nutzungsweise besser geeignet war, musste für die tabellarische Darstellung

eine Hilfskonstruktion in Form einer Maßzahl gefunden werden, die in der Kombination von Volumen und Gewicht die Handhabbarkeit eines Werkes grob erfassen kann. Um nicht dem Fehler einer Detemporalisierung von nur in ihrem zeitlichen Ablauf angemessen darstellbaren Handlungen in der Synopse des Diagramms zu verfallen,⁷⁷ beschränkt sich diese Maßzahl jedoch ausdrücklich auf die Darstellung der Bedingungen von Möglichkeiten, der Probabilität von Handlungsoptionen, ohne damit auf die tatsächlich stattgefundenen Praktiken direkten Zugriff zu haben.⁷⁸

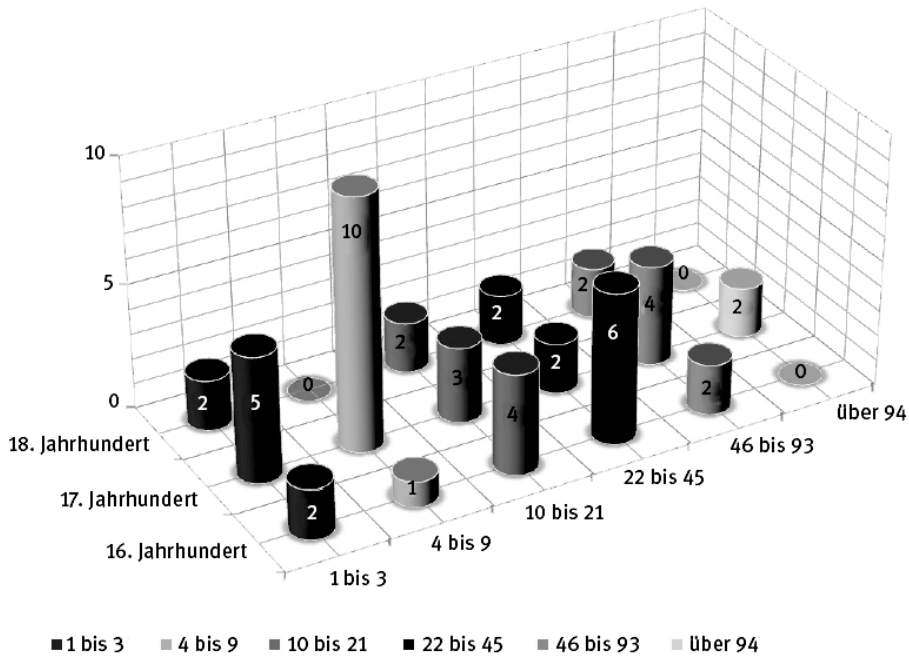
Über die bislang ja noch nicht aufgeschlüsselte dritte Dimension, also die Dicke der Werke, wird deutlich, dass sich das Korpus auch hier durch eine breite Streuung auszeichnet. Ich nehme nun die anhand des Korpus gebildeten vier Größen- und je fünf Gewichts- und Tiefenkatgorien aus den beigegeben Grafiken als Faktoren für eine solche Maßzahl, wobei ich voraussetze, dass ein flaches und relativ leichtes, aber sehr großformatiges Buch prinzipiell ähnlich unhandlich ist wie ein kleineres, aber sehr dickes und schweres, auch wenn natürlich die konkreten Praktikenlimitationen in diesen Fällen differieren. Somit ergibt sich eine nahezu exponentiell ansteigende Skala zwischen 1 wie bei de Gogler 1686 (Größenkategorie 1, Gewichtskategorie 1, Tiefenkatgorie 1) und 125 wie bei Dodoens 1644 (Größe 4 × Gewicht 5 × Tiefe 5). Unter Einbeziehung der dadurch notwendigen Skalierungsverschiebung ergibt sich bei der Aufschlüsselung des Korpus nach meiner Maßzahl für Handhabbarkeit folgendes Bild (Diagr. 4).

Hier ist zunächst augenfällig, dass die Mischung, wie kaum anders zu erwarten, recht bunt ist; es gab also offensichtlich für jedes Segment des Buchmarktes ein Angebot. Auffällig ist aber, dass im 16. wie 17. Jahrhundert gut die Hälfte der Werke in zunehmend unhandlicheren Formaten angeboten wurde, was allein schon wegen der damit unmittelbar verbundenen Gebrauchseinschränkungen eine Konzentration auf den Populärmarkt unwahrscheinlich erscheinen lässt. Dazu kommen des Weiteren die mittelbaren Einschränkungen, die mit solchen Formaten verbunden waren, deren Herstellung vor allem der Illustrationen wegen schließlich größere Kosten verursachte als die kleineren, weniger repräsentativer Kräuterbuchformen.⁷⁹ Die Ausgabe von Abraham Muntings „Naauwkeurige Beschryving der Aardgewassen“ des Verlages van der Aa, druckgelegt in Leyden 1696, war mit Abmaßen von 46,8 × 30 × 5 Zentimetern und 4,8 Kilogramm Gewicht zwar weniger repräsentativ als die dodoenssche (Maßzahl 40), aber vor allem ihrer zahlreichen und sehr detaillierten Kupferstiche wegen, und da sie zwei Bände gleichen Ausmaßes umfasste, noch voluminöser. Die Verleger hielten es daher für nötig, im „Berigt aan den Leezer“ klarzustellen:

⁷⁷ Bourdieu 1977, 9.

⁷⁸ Vgl. Arnould u. Thompson 2005, 869.

⁷⁹ Vgl. Thanner 1987, 69f.



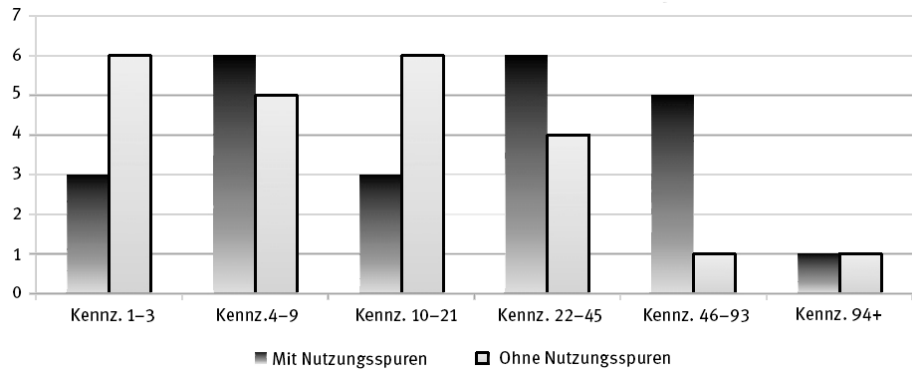
Diagr. 4: Korpus nach Maßzahlen

Dieses sehr herrliche, und mit besonders großen Kosten der Herausgeber dieses Druckes erstellte Werk wird den Liebhabern von Gärten, Blumen, Kräutern, hier angeboten: und wir, die dies schreiben, dürfen jene vergewissern, dass das Geld, welches sie hierfür ausgegeben, sie nicht gereuen soll.⁸⁰

Solche Werke wurden wohl kaum tatsächlich vom „gemeinen Mann“ erworben und falls doch, dann wahrscheinlich weniger als Gebrauchsobjekt in allen Lebenslagen, sondern als repräsentativer Gegenstand, der abgesehen von seiner dekorativen Funktion einer Muße, einer Liebhaberei diene. Abgerundet werden kann dieser Befund durch eine konkretere Annäherung an die den Objekten physisch eingeschriebenen Gebrauchsspuren, die sich nur in gut der Hälfte aller Fälle überhaupt finden lassen (Diagr. 5).

In diesem Diagramm sind allerdings auch die Werke als „mit Nutzungsspuren“ aufgeführt, die, wie etwa Bartholomäus Carrichters „Buch von der Harmonie, Sympathie und Antipathie der Kräuter und ihren vier ersten Materien“, erschienen

⁸⁰ Munting u. [Gole] 1696, **1. Meine Übersetzung. Original: „Dit zeer heerlijk, en met bijzonder groote kosten der uytgeeevers deezes Druks volvoerd Werk word nu den Liefhabers von Hoven, Blumen, Kruyden, hier aangeboden: en wij, die dit nu schrijven, derven haar vergewissern, dat it geld, 't welk ze hier voor uytgeschieten, hen nooit zal berouwen.“



Diagr. 5: Werke mit und ohne Nutzungsspuren

in Nürnberg 1683 (Kennz. 8), das lediglich eine Notiz aufweist, nicht den Anschein machen, wirklich viel genutzt worden zu sein. Insgesamt befinden sich unter den 24 Werken mit Gebrauchsspuren sieben solcher Exemplare, demgegenüber allerdings auch fünf, die extensive Anstreichungen, Notizen oder sonstige Vermerke aufweisen. Besonders interessant wird diese Auflistung in den Fällen, in denen sich Anmerkungen zumindest vermuteterweise zuordnen lassen, wenn nämlich Besitzvermerke erhalten sind. 14 Exemplare aus dem gesichteten Korpus enthalten solche Einträge, allerdings sind zwei davon ausgestrichen und nicht mehr zu entziffern, weitere zwei nur teilweise lesbar. Unter diesen Exemplaren weicht die Verteilung der Nutzungsspuren gegenüber dem Gesamtkorpus etwas ab: sechs enthalten deutliche Gebrauchsspuren, vier nur sehr wenige, vier gar keine. Zieht man die drei Titel, die aus dem 18. Jahrhundert stammen, ab – ein Exemplar ohne, eines mit nur sehr wenigen, eins mit größeren Nutzungsspuren – und korreliert die Besitzvermerke mit den Nutzungsspuren, so zeigt sich folgendes Bild:

Jahr	Ort	Verfasser	Besitzer	Nutzungsspuren	MZ
1517	Straßburg	[Cuba, Johannes de]	„Colegii doc. 1630“ & „Ex bibliotheca Jac. Ortman Vic. S. Cathar. In I [????] 1710“	Notizen zweier Hände, lat. & dt.	32
1529	Straßburg	[Breidenbach Bernhard]	„Et ab hoc Ffrs Heisterbaienses 1636“	Beigebunden: Notizen zweier Hände, lat. & dt.	18
1560	Straßburg	Bock, Hieronymus	„Monasterii [<i>unlesbar</i>]“	Handkoloriert, sonst nichts.	32

Jahr	Ort	Verfasser	Besitzer	Nutzungsspuren	MZ
1588	Frankfurt/Main	Theodorus, Jacobus	„Theodorus Distelhoff“ [18. Jhdt.] „Bibliotheca Palatina Dusseldorpiensis“ [18. Jhdt.] (Vorsatzblatt) „Christian Wegner“ [17. Jhdt.] (Titelblatt)	Bd. 1: Randstriche, Unterstreichungen (wenige)	60
1611	Frankfurt/Main	Theodorus, Jacobus	„Theodorus Distelhoff“ [18. Jhdt.] „Bibliotheca Palatina Dusseldorpiensis“ [18. Jhdt.] (Vorsatzblatt) „Christian Wegner“ [17. Jhdt.] (Titelblatt)	Bd. 2: Randstriche, Unterstreichungen (wenige); Specimen (getrocknet).	60
1611	Frankfurt/Main	Mattioli, Pietro Andrea	Besitznotiz ausgestrichen, 17. Jhdt.	Handschriftliche „Kur“ von zwei Seiten auf Nachsatzblatt, innen nichts.	60
1644	Antwerpen	Dodoens, Rembert	Besitzname ausgestrichen, „1695“.	Nichts bis auf Besitzvermerk.	125
1663	Ulm	Becher, Johann Joachim	„Francisci Alberti Hueber Medicinae Doctori“	„5 R Exemp 45 k sine co[r/v]io“; Register & Annotationen zugefügt.	48
1678	Basel	Mattioli, Pietro Andrea	„Bibliotheca Publ. Basil vendidit“ (Exlibris auf Vorsatzbl.)	Nichts bis auf Besitzvermerk.	12
1691	Merseburg (3. Aufl.)	[OA]	„G. Le Meinel 1720“ (Titelblatt) , von Gustav Kraus, Dr. med., gestiftet.	Bücherliste von Meinel (?) auf Vorsatzblättern: 30 Titel zwischen 1702 und 1720. Innen nichts.	8
1691	Merseburg (1. Aufl.)	[OA]	„Sum fo Henrici Berger Phil. et med. Doct. ac s.d. Physicii Villingen 1695“ (Titelblatt).	„Constat – – 2 R 30 Kr. Compact – – 30 Kr.“ auf Vorsatzblatt, innen nichts.	8

Tab. 1: Werke mit Besitzvermerken und ihren Nutzungsspuren

Auf der privaten Seite finden sich unter diesen Eigentümern drei zeitgenössische Doktoren der Medizin, bei denen das explizit benannt ist; der Besitzer von Mattioli's „Kreutterbuch deß [...] D. Petri Andreae Mattioli“ hinterließ im 18. Jahrhundert eine handschriftliche Kur in medizinischer Terminologie auf den letzten zwei Nachsatzblättern, und die wahrscheinlich Herrn Meinel zuzuordnende Bücherliste auf den Vorsatzblättern der dritten Auflage des „[N]eu vermehrt- und vollkommene Land- und Leib-Medicus armer Leute“ 1691 besteht aus 30 vornehmlich lateinischen medizinischen Titeln aus den Jahren zwischen 1702 und 1720 und ist auf Latein geführt, so dass in beiden Fällen eine medizinische Ausbildung wahrscheinlich ist. Auf der öffent-

lichen Seite firmieren zwei Klöster, einmal die Zisterzienserabtei Heisterbach und ein nicht identifizierbares „Monasterium“, sowie zwei Bibliotheken, Düsseldorf und Basel, von denen Düsseldorf allerdings drei Titel hielt. Vier der fünf Titel mit extensiven Anmerkungen tragen private Nutzungsvermerke, aber ebenso auch vier der sechs Titel mit sehr wenigen oder gar keinen Anmerkungen, so dass hier keine vorschnellen Schlüsse möglich sind. Sieht man aber einmal genauer etwa auf die beiden Exemplare des „[N]eu vermehrt- und vollkommene Land- und Leib-Medicus armer Leute“, der 1691 im Verlag Christian Vorberger mindestens drei Auflagen erlebte, ein recht handliches Format aufwies (16,6 × 11 × 9,5 cm, 890g in der ersten, 17 × 11 × 10cm und 890g in der dritten Auflage, jeweils Maßzahl 1) und dessen Vorwort festhielt, dass die darin befindlichen Rezepte bewusst einfach gehalten seien, da sie „bloß dem gemeinen Manne zum Besten / zusammen getragen / nach deren Verstande er sich auch in Beschreibung der Recepte achten wollen“, ⁸¹ so dass dieses Werk den Anspruch auf Popularität geradezu mustergültig einzulösen schien, stellt sich schnell heraus, dass die zwei Werke nicht nur sukzessive drei, wahrscheinlich vier professionellen Ärzten gehörten, sondern auch kaum Gebrauchsspuren aufweisen. Weder der Inhaber der kleinen Bibliothek, die im Meinelschen Exemplar vermerkt ist, noch der „Phil et Med Doct.“ Heinrich Berger dürften dem als Zielgruppe angegebenen „gemeinen Manne“ zuzurechnen sein, und wohl auch kaum derjenige, der 2 Reichstaler und 30 Kreuzer für das kleine Büchlein zahlen konnte. Auch wenn man die fünf im Korpus vertretenen Ausgaben von Hieronymus Bocks Kräuterbuch näher betrachtet, so muss man feststellen, dass nur ein Exemplar so aussieht, wie man es von einem Buch erwarten würde, das einem „frommen, einfeltigen haus-vatter“ und vielleicht seinen Nachfahren zur Heilung der Haushaltsangehörigen diene, nämlich das beschädigte Exemplar von 1546. Wobei man anhand der langen Auflagenfolge zwar annehmen kann, dass es für den Drucker/Verleger Josia Rihel ein sicheres Geschäft bedeutete, ⁸² ich es aber dennoch fraglich finde, ob ein solches massives Buch tatsächlich aus den noch 1595 in der Vorrede betonten Gründen veröffentlicht wurde:

[z]u dem haben sich vil der armen / so stäts mir [Bock] bitt angelegen / ich wölle doch Gott zu ehren / und dem armen gemeinen hauffen zu dienst und wolfart / die empfangene gaben / nicht allein für mich selbs behalten / ans liecht lassen kommen / mit grossem flöhen überwunden und gedrunghen. ⁸³

Die unter sich wenig differenten Abmaße der übrigen Ausgaben dürfte ja auch dieses Exemplar einst auch gehabt haben:

⁸¹ OA 1691, 1. Aufl., [6] (unpaginiert).

⁸² Blunt u. Raphael 1994, 31.

⁸³ Bock u. Sebis 1595, b II v. [Einfügungen von mir].

Jahr	Ort	Drucker/Verleger	Höhe	Breite	Tiefe	Gewicht	Nutzungsspuren
1546	Straßburg	Wendel Rihel	30	20,5	[2,8]	[820 g]	Korrekturen, Unterstr. [nur Blatt 79–249 erhalten]
1552	Straßburg	Josia Rihel	25	20	11,4	2550 g	Unterstreichungen, Randnotizen.
1560	Straßburg	Josia Rihel	33,9	22	7,5	2690 g	Unterstreichungen, lateinische Anmerkungen.
1587	Straßburg	Josia Rihel	31,4	23	9	2920 g	Korrekturen, Annotationen.
1595	Straßburg	Josia Rihel	33,5	23	7,5	2640 g	Handkoloriert; „Monasterii [unlesbar]“.

Tab. 2: Ausgaben von Hieronymus Bocks *Kräuterbuch*

9 Und wozu das Ganze? Skizze einer Schlussfolgerung

Aufgrund des kleinen Korpus tragen diese einführenden Auslassungen in die Problematik der geschichtswissenschaftlichen Verfolgung der Nutzung von vermeintlichen Gebrauchsobjekten notwendigerweise einen etwas impressionistischen Charakter, eignet ihnen doch nicht der beglaubigende Bezug der „Referenz auf etwas Reales“ statistischer Relevanz.⁸⁴ Wie ihre zugrundeliegenden Objekte auch müssen sich meine Schlussfolgerungen mit der Oszillation in einem Unentscheidbarkeitsraum zufriedengeben. Dennoch deuten sie darauf hin, dass mit dem praxeologisch motivierten Einbezug des konkreten Objekts in eine historische Untersuchung neue Erkenntnisperspektiven generiert werden können. Damit erfüllt dieser eine wichtige Voraussetzung theoriebasierten Arbeitens:

The ultimate test of a metaphysical theory, after coherence and clarity, is a pragmatic one: What are the theory's consequences? Does it illuminate basic reality in such a way that our interactions with the world make sense?⁸⁵

Eine weiterführende Analyse müsste in diesem Sinn noch Genaueres zeigen, aber festhalten kann ich schon deren Ausgangshypothese: Das Kräuterbuch war, wenn es populär war, dann dies nur unter Mediziner, Apothekern, Pharmazeuten und Studiosi, aber es war nicht volkstümlich. Es war kein frühneuzeitliches Massenmedium – was auch eine bessere Erklärung für den allgemein guten Erhaltungszustand der auf uns gekommenen Exemplare liefert als die nicht hinreichend plausibilisierbare Kaputtnutzungshypothese. Hinweise darauf lassen sich auch in den Texten finden.

⁸⁴ Certeau 1997, 77.

⁸⁵ Baker 2011, 24.

Adam Lonitzer, dessen einflussreiches Kräuterbuch mehrere Neuauflagen erlebte und von verschiedenen Bearbeitern immer wieder aktualisiert wurde, schimpfte noch 1783 im Nachdruck seiner Vorrede zur ersten Auflage postum durch die Jahrhunderte, die Arzneikunst erfahre einen Missbrauch, „dieweil allenthalben einem jeden ohne Unterscheid sich der Arzney zu unterwinden verstattet wird“⁸⁶; christlichen Obrigkeiten stünde es schlecht an, solches zuzulassen, „denn Sie schuldig ist, für ihre Unterthanen, welche durch ihr Zusehen und Nachlässigkeit von den Landfahrern, Juden, und andern dergleiche, welche sich ohne alle Schaam in der Arzney aufwerfen, verderbt werden“⁸⁷, bestünde das Gros dieser anhand der Kräuterbücher medizinisch praktizierenden Laien, die „selbers artzet w[u]rden in iren heusern“, doch laut der folgend wiedergegebenen Vorrede zur fünften Auflage vom ersten März 1573 aus:

Stümpel-Arzten, oder ArzneyPfuschern und Juden [...], welche doch ungeschickte, unerfahne EselsKöpf und ungehobelte Bacchanten sind, so gar nichts studiert, und keinen Verstand einiger Schwachheit haben, auch kein Wort von den Recepten, so sie schreiben, selbst verstehen, sondern aus teutschen Praktiken dieselbige, wie die Affen, abmahlen, und auf Abentheuer hinwagen, es gerathe, wie es wolle.⁸⁸

Auch wenn es seiner Polemik ein wenig die Spitze nimmt, mag es ihm postume Genugtuung sein, dass der Kreis dieser „ArzneyPfuscher“ wohl kleiner und elitärer gewesen sein dürfte als bislang angenommen.

Literaturverzeichnis

Für die Quellen des Analysekörpus siehe Tabelle „Untersuchte Werke“ im Anhang; hier nur die im Text genannten Titel.

Arnold u. Fischer (1994): Stephen J. Arnold u. Eileen Fischer, „Hermeneutics and Consumer Research“, *Journal of Consumer Research* 21 (1), 55–70.

Arnould u. Thompson (2005): Eric J. Arnould u. Craig J. Thompson, „Consumer Culture Theory (CCT). Twenty Years of Research“, *Journal of Consumer Research* 31 (4), 868–882.

Baker (2011): Lynn Rudder Baker, „A Metaphysics of Ordinary Things and why we need it“, *Philosophy* 83, 5–24.

Batchelor (2006): Robert Batchelor, „On the Movement of Porcelains. Rethinking the Birth of Consumer Society as Interactions of Exchange Networks, 1600 – 1750“, in: John Brewer u. Frank Trentmann (Hgg.), *Consuming Cultures, Global Perspectives. Historical Trajectories, Transnational Exchanges*, Oxford u. a., 95–122.

⁸⁶ Lonitzer, Uffenbach, Ehrhart u. Unbek. 1783, [3] (unpaginiert; Werk nicht im Korpus enthalten.).

⁸⁷ Ebd.

⁸⁸ Lonitzer, Uffenbach, Ehrhart u. Unbek. 1783, [3].

- Becher (1663): Johann Joachim Becher, *Phythologia Das ist: Deß erläuterten Medicinalischen Parnassi Ander Theil, Nemlich das Kräuter-Buch*, Ulm.
- Belk (1988): Russell W. Belk, „Possessions and the Extended Self“, *Journal of Consumer Research* 15 (2), 139–168.
- Blunt u. Raphael (1994): Wilfried Blunt u. Sandra Raphael, *The Illustrated Herbal. Revised Edition*, London.
- Bock (1546a): Hieronymus Bock, *KreüterBuch*, Straßburg, Digitalisat des Missouri Botanical Garden, Peter H. Raven Library. <http://www.biodiversitylibrary.org/item/33579> (Stand 1.5.2014)
- Bock u. Sebisch (1595): Hieronymus Bock u. Melchior Sebisch (Hg., Bearb.), *Kreutterbuch*, Straßburg.
- Borgerson (2005): Janet Borgerson, „Materiality, Agency, and the Constitution of Consuming Subjects. Insights for Consumer Research“, *Advances in Consumer Research* 32, 439–443.
- Bourdieu (2012): Pierre Bourdieu, *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*, übers. v. Bernd Schwibs u. Achim Russer, 23. Auflage, Stuttgart.
- Bourdieu (1977): Pierre Bourdieu, *Outline of a Theory of Practice*, übers. v. Richard Nice, Cambridge u. a.
- Bourdieu u. Chartier (2011): Pierre Bourdieu u. Roger Chartier, *Der Soziologe und der Historiker*, übers. v. Thomas Wäckerle, Wien/Berlin.
- Brendecke (2006): Arndt Brendecke, „Papierfluten. Anwachsene Schriftlichkeit als Pluralisierungsfaktor in der Frühen Neuzeit“, *Mitteilungen des Sonderforschungsbereichs* 573, 1, 21–30.
- Certeau (1997): Michel de Certeau, *Theoretische Fiktionen. Geschichte und Psychoanalyse*, übers. v. Andreas Mayer, Wien.
- Chrisman (1982): Miriam Usher Chrisman, *Lay Culture, Learned Culture. Books and Social Change in Strasbourg, 1480 – 1599*, New Haven/London.
- De Gogler (1678): Carl de Gogler, *Erneuerte Hauß- und Feld-Apotheck, oder Stadt- und Land Artzney Buch*, Frankfurt a. M. 1678, Digitalisat der ULB Düsseldorf. <http://digital.ub.uni-duesseldorf.de/vester/content/titleinfo/4135937> (Stand 1.5.2014)
- Dietz (2010): Bettina Dietz, „Making Natural History. Doing the Enlightenment“, *Central European History* 43, 25–46.
- Dioscorides u. Dantz (1546): Pedanius Dioscorides u. Johann Dantz (Übers.), *Kreutterbuch des Hochberuempten Pedanij Dioscoridis Anazarbei*, Frankfurt a. M.
- Elias (2002): Norbert Elias, *What is Sociology?*, übers. v. Grace Morissey, Stephen Menell u. Edmund Jephcott (Artur Bogner, Katie Liston u. Stephen Menell (Hgg.), *The Collected Works of Norbert Elias*, Bd. 5), Dublin.
- Flaig (1998): Egon Flaig, „Geschichte ist kein Text. ‚Reflexive Anthropologie‘ am Beispiel der symbolischen Gaben im römischen Reich“, in: Horst Walter Blanke, Friedrich Jaeger u. Thomas Sandkühler (Hgg.), *Dimensionen der Historik. Geschichtstheorie, Wissenschaftsgeschichte und Geschichtskultur heute. Jörn Rüsen zum 60. Geburtstag*, Köln/Weimar/Wien, 345–360.
- Förster (2002): Heinz von Förster, „Das Konstruieren einer Wirklichkeit“, in: Paul Watzlawick (Hg.), *Die erfundene Wirklichkeit. Wie wissen wir, was wir zu wissen glauben? Beiträge zum Konstruktivismus*, 14. Aufl., München/Zürich, 39–60.
- Fontes da Costa (2012): Palmira Fontes da Costa, „Geographical expansion and the reconfiguration of medical authority. Garcia de Orta’s Colloquies on the Simples and Drugs of India (1563)“, *Studies in History and Philosophy of Science* 43, 74–81.
- Heyser (1928): Kurt Heyser, „Die Alliumarten als Arzneimittel im Gebrauch der abendländischen Medizin“, *Kyklos. Jahrbuch für Geschichte und Philosophie der Medizin* 1, 64–102.
- Hilgert (2010): Markus Hilgert, „Text-Anthropologie. Die Erforschung von Materialität und Präsenz des Geschriebenen als hermeneutische Strategie“, *Mitteilungen der deutschen Orient-Gesellschaft zu Berlin* 142, 85–124.

- Kant (1998): Immanuel Kant, Joachim Kopper u. a. (Hgg., Bearb.), *Kritik der praktischen Vernunft*, Stuttgart.
- Kant (1966): Immanuel Kant, Ingeborg Heidemann u. a. (Hg., Bearb.), *Kritik der reinen Vernunft*, Stuttgart.
- Karaba u. Ger (2011): Eminegül Karaba u. Güliz Ger, „Early Modern Ottoman Coffeehouse Culture and the Formation of the Consumer Subject“, *Journal of Consumer Research* 37 (5), 737–760.
- Latour (2000): Bruno Latour, *Die Hoffnung der Pandora. Untersuchungen zur Wirklichkeit der Wissenschaft*, übers. v. Gustav Roßler, Frankfurt a. M.
- Lonitzer u. Uffenbach (1630): Adam Lonitzer u. Peter Uffenbach (Bearb.), *Kreuterbuch, Kunstliche Conterfeytunge, der Bäume/ Stauden/ Hecken/ Kräuter/ Getreydt/ Gewürtze/ etc.*, Frankfurt a. M.
- Lonitzer, Uffenbach, Erhart u. Unbek. (1783): Adam Lonitzer, Peter Uffenbach (1. Bearb.), Balthasar Ehrhart (2. Bearb.) u. Unbek. (3. Bearb.), *Adams Lonicers, der Arzneykunst Doctors, und weylend ersten ordinari Physikus zu Frankfurt am Mayn, Vollständiges Kräuter-Buch, oder Das Buch über alle drey Reiche der Natur*, Augsburg.
- Mattioli u. Camerarius (1590): Pietro Andrea Mattioli, Joachim Camerarius (Bearb.) u. Georg Handsch (Übers.), *Kreutterbuch Deß Hochgelehrten und weiterühmbten Herrn D. Petri Andreae Matthioli*, Frankfurt a. M., Digitalisat der ULB Düsseldorf. <http://digital.ub.uni-duesseldorf.de/vester/content/titleinfo/4025416> (Stand 1.5.2014)
- Mattioli u. Camerarius (1611): Pietro Andrea Mattioli, Joachim Camerarius (Bearb.) u. Georg Handsch (Übers.), *Kreutterbuch Deß Hochgelehrten und weiterühmbten Herrn D. Petri Andreae Matthioli*, Frankfurt a. M.
- McCracken (1986): Grant McCracken, „Culture and Consumption. A Theoretical Account of the Structure and Movement of the Cultural Meaning of Consumer Goods“, *Journal of Consumer Research* 13 (1), 71–84.
- Munting u. [Gole] (1696): Abraham Munting u. [Jakob Gole (Ill.)], *Naauwkeurige Beschryving der Aardgewassen*, Utrecht u. Leyden.
- OA (1691): [Ohne Autor], *Der neu-vermehrte- und vollkommene Land- und Leib-Medicus armer Leute*, 1. Aufl., Merseburg.
- Roche (2000): Daniel Roche, *A History of Everyday Things. The Birth of Consumption in France, 1600–1800*, übers. v. Brian Pearce, Cambridge.
- Rorty (1991): Richard Rorty, *Consequences of Pragmatism (Essays: 1972–1980)*, New York u. a.
- Rublack (2013): Ulrika Rublack, „Matter in the Material Renaissance“, *Past and Present* 219, 41–85.
- Rüsen (2002): Jörn Rüsen, *Geschichte im Kulturprozeß*, Köln/Weimar/Wien.
- Ryman (2000): Geoff Ryman, 253. *Der U-Bahn-Roman*, München.
- Schmitz u. Kuhlen (1998): Rudolf Schmitz u. Franz-Josef Kuhlen (Mitarb.), *Geschichte der Pharmazie, Bd. 1. Von den Anfängen bis zum Ausgang des Mittelalters*, Eschborn.
- Schwering (1999): Gregor Schwering, „Imagination und Differenz. Fassungen des Imaginären bei Rousseau, Freud, Lacan, Castoriadis“, in: Erich Kleinschmidt u. Nicolas Pethes (Hgg.), *Lektüren des Imaginären. Bildfunktionen in Literatur und Kultur*, Köln/Weimar/Wien, 33–51.
- Shermer (2011): Michael Shermer, „The Truth is Out There“, *Think* 30 (11), 11–24.
- Smith u. Lux (1993): Ruth Ann Smith u. David S. Lux, „Historical Method in Consumer Research. Developing Causal Explanations of Change“, *Journal of Consumer Research* 19 (4), 595–610.
- Solomon (1991): Julie Robin Solomon, „To Know, To Fly, To Conjure“. Situating Baconian Science at the Juncture of Early Modern Modes of Reading“, *Renaissance Quarterly* 44, 513–558.
- Stannard (1969): Jerry Stannard, „The Herbal as a Medical Document“, *Bulletin of the History of Medicine*, 43 (3), 212–220.
- Stannard (1974): Jerry Stannard, „Medieval Herbals and their Development“, *Clio Medica* 9, 23–33.

1 Blending Theory

Gilles Fauconnier and Mark Turner introduced and started developing blending theory, which describes *conceptual blending*, in 1993: “Conceptual integration, which we also call *conceptual blending*, is another basic mental operation, highly imaginative but crucial to even the simplest kinds of thought.”⁸ They base their work on George Lakoff and Mark Johnson’s influential *conceptual metaphor theory*, launched in 1980. Lakoff and Johnson argue that metaphor is a mode of thinking, not just a rhetorical embellishment. As an example, they point to the classical metaphor *life is a journey*. This is not simply a literary analogy; it is a conceptualisation that compares and contrasts the notions of *life* and *journey* (for instance, having a beginning, an end, and possibly a goal), which is then opportunistically used to comprehend the situation or phenomenon at hand.⁹ Lundhaug summarises: “conceptual metaphors are employed as powerful cognitive tools enabling the readers or listeners to think about abstract [...] concepts in terms of more concrete and familiar concepts and imagery.”¹⁰ Fauconnier and Turner, then, recognise such processes, the formation of ideas and understanding through the opportunistic combination of different concepts or notions, in all human meaning formation, and therefore expand Lakoff and Johnson’s theory to human thought in general, as a key cognitive process.

Fauconnier and Turner start from the foundations of *mental space*-theory: “A theory of cognitive semantics, mental space theory locates meaning in speakers’ mental representations, and construes linguistic structures as cues that prompt speakers to set up elements in referential structure.”¹¹ In layman’s terms, this means that concepts like *life* or *journey*, or our notion of things like a table or a chair, are mental spaces; “small conceptual packets constructed as we think and talk, for purposes of local understanding and action.”¹² Mental spaces, then, are the cognitive representations of phenomena. But, importantly, these are not static: “Mental spaces are interconnected in working memory, can be modified dynamically as thought and discourse unfold, and can be used generally to model dynamic mappings in thought and language.”¹³ And it is these dynamic spaces, expressed as *life* or *table*, which may in turn be combined with one or more other mental spaces in what Fauconnier and Turner call *conceptual blends*.

A *conceptual blend*, or simply *blend*, maps or describes how such a combination, such a blend, of mental spaces plays out. Fauconnier and Turner call this process

⁸ Fauconnier & Turner 2002, 18.

⁹ Ibid., 35.

¹⁰ Lundhaug 2010, 27.

¹¹ Coulson & Oakley 2000, 176.

¹² Fauconnier & Turner 1998, 137.

¹³ Fauconnier & Turner 2002, 102.

conceptual integration, and they map it in a *conceptual integration network*. A basic network consists of, first, two *input spaces*, which are derived from mental spaces, for instance *life* and *journey*. These input spaces are then related through a *generic space*, which holds the relevant common traits of the two input spaces; for our metaphor, it would be a beginning, an end, etc. Finally, this combination of the two mental spaces, through the generic space, forms a new, *blended space*, wherein the metaphor *life is a journey* occurs.¹⁴ The network is perhaps better illustrated through the somewhat more elaborate blend of the Eucharist, which has become the classic example for blending theory:

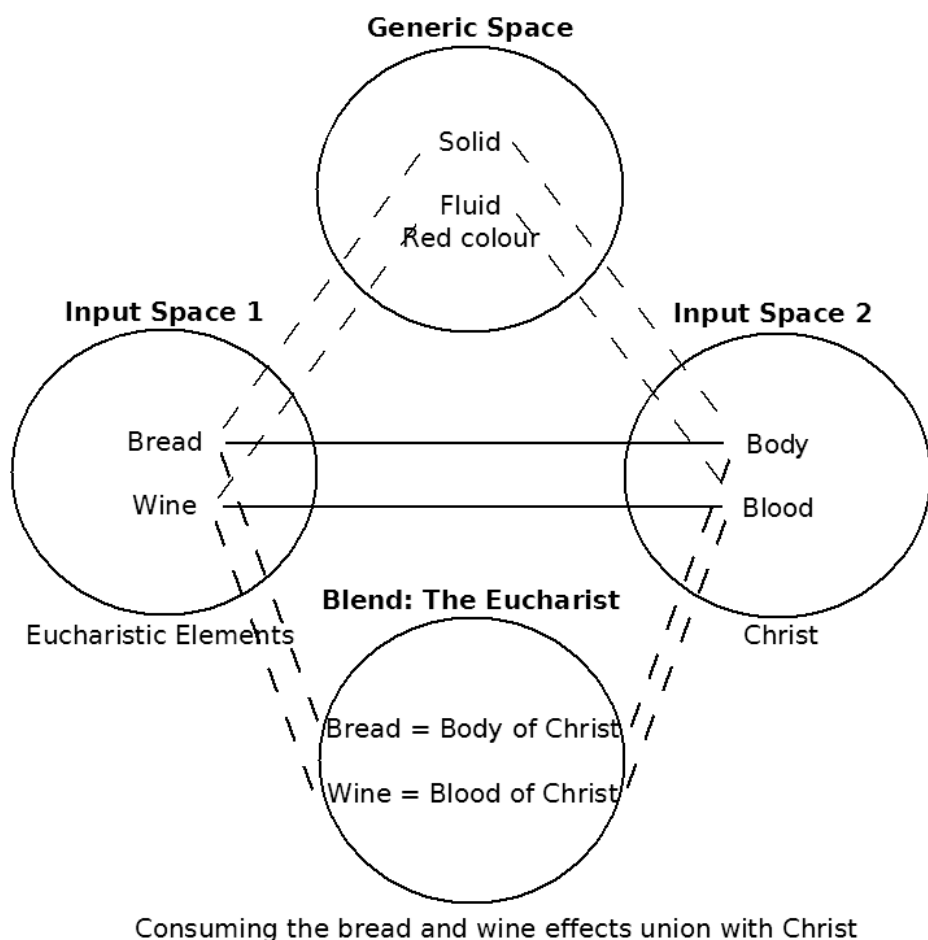


Fig. 1: The Eucharist as a blend. From Lundhaug 2010, 418, reproduced with permission.

¹⁴ Fauconnier & Turner 1998, 182.

Here, the two input spaces are 1) the bread and wine, and 2) the body and blood of Christ. In the generic space, their common properties are established as a) solid, and b) fluid and red. The concepts from the input spaces are then projected into the blended space, thereby making the Eucharistic elements the body and blood of Christ.¹⁵ An important distinction here is that this blend is not meant to describe a person's appreciation of the transubstantiation every Sunday at Mass, but rather the underlying processes that make the relation between body and bread, blood and wine, cognitively plausible and permissible.

Furthermore, it is important to note that there may very well be more than two input spaces, and there may also be intermediate blends that function as inputs into new blends or conceptual integration networks.¹⁶ Another point to keep in mind is that the process is not straightforward and unidirectional. Rather, the blend may affect the entire network, with influences going back and forth along the connections and spaces that form the conceptual integration network.¹⁷ A consequence of this is that the blend may be selective in what is projected from the input spaces; including what contributes to the blending, but leaving out what does not.¹⁸ For instance, while pertinent to the wine, the colour of the bread is not projected into the generic space in the Eucharist. Finally, a blend may be asymmetrical, with one input space dominating or being privileged vis-à-vis the other(s), depending on the situation and aim of the blend.¹⁹

Having noted these addenda, I can proceed to the principles that underlie the connections between the spaces in a blend. Fauconnier and Turner have a typology of fifteen types, although not claiming that this is an exhaustive list, of *vital relations* that link the aspects in one input space with aspects in the other input space and thus facilitate the connections. These are *change, identity, time, space, cause-effect, part-whole, representation, role, analogy, disanalogy, property, similarity, category, intentionality* and *uniqueness*.²⁰ For example, the wine and the blood in the Eucharist are linked by being *similar, analogous* and having the same *properties*. These vital relations are, then, the conceptual principles that relate wine to blood, bringing the two mental spaces together in a new blend. Now, these may appear almost banal in their very general, or abstract, nature, but Fauconnier and Turner are attempting here to go back to precisely the most abstract principles behind the different forms of relations (hence the appellation *vital*), and then garner further understanding from

¹⁵ Lundhaug 2010, 32.

¹⁶ Fauconnier & Turner 2002, 279.

¹⁷ Ibid., 47.

¹⁸ Ibid.

¹⁹ Ibid., 70.

²⁰ Ibid., 101.

the different principles at play in a blend, as well as from the further constraints to a conceptual integration network that I will go on to outline now.

First, a conceptual integration network is constrained by certain *optimality principles*; conditions under which the blend works most efficiently. A successful blend should, first, *compress what is diffuse*; this means it should “simplify complex mental structures to a scale at which they become more easily manageable to the human mind, making it possible to think in terms of familiar objects, actions, and situations.”²¹ Second, it should help *obtain global insight*; it should make the matter easier, not more difficult, to understand. Third, a successful blend *strengthens vital relations* (typically by contextualising them through some form of a story); meaning that it will tighten, not loosen, the connections between the network’s spaces. Finally, it should *go from many to one*; the fewer elements and agents in a situation, the easier it is to deal with.²² These principles work towards producing a blend that is easy for human cognition to fathom and process, and Fauconnier and Turner observe that a typical way of meeting these optimality principles is for the blend to be compressed to *human scale*.²³ For example, when God, in Western Christian traditions, is conceptualised as Father or King, he is brought down to human scale,²⁴ which 1) compresses the diffuse idea of God, 2) increases insight by contextualising God in a familiar, patriarchal role, and 3) avoids any obfuscating Trinitarian questions, to name but a few functions. “Some of this compression [like God as Father] is so conventional and entrenched that it is hard to notice.”²⁵

However, there are also forces in conceptual integration that oppose compression, most notably the *topology principle*. *Topology* is the existing conceptual frame(s) from the input spaces, and important topological features will work to resist change brought on by compression: “The Topology Principle resists Compression that eliminates important topology.”²⁶ For example, the Christian God might be brought down to human scale as a Father or King, but rarely as an insect or drainage pipe. This would, in different ways, violate an important topology of God as an input space. Certainly, exceptions exist; as I have noted, blends have different aims and different symmetries, but for a traditional Western Christian context, the input space including God would have to be seriously downplayed in order for its topology to be thus disregarded. Perhaps an analogy to the topology principle may be seen in Stanley Fish’s *interpretive communities*,²⁷ or in Pierre Bourdieu’s *habitus*,²⁸ where, simply put,

²¹ Lundhaug 2007, 32.

²² Fauconnier & Turner 2002, 312.

²³ Ibid.

²⁴ Lundhaug 2010, 36.

²⁵ Fauconnier & Turner 2002, 319.

²⁶ Ibid., 328.

²⁷ Fish 1980.

²⁸ Bourdieu 1977.

all agents and situations have certain restricting frameworks. Still, in every case, in every blend, there is no fixed role or importance of the topology principle; a blend will always be a balancing act between the topology principle and the principles of compression. Together, they create the dynamic that guides a blend's conceptual integration.

Finally, a successful blend, like the Eucharist or God as Father, can become its own conceptual structure, containing "structure that is not copied from the inputs", and in turn function as input space for other, new blends.²⁹ Fauconnier and Turner outline this as a process of, first, *composition*; where the blend is formed and joins different mental spaces. Second, a process of *completion* will take the conceptualisation in the new blend and "evoke information in long-term memory that is used to fill in the blend."³⁰ Finally, *elaboration* is when the blend is simulated and used in the human mind as its own structure, forming what Fauconnier and Turner call an *emergent structure*.³¹ Returning to the Eucharist, once the bread and wine is established as the body and blood of Christ, we have the emergent structure of the Host. The Host can then take on its own role and significance, represented extensively in both art and ritual, and consuming it can be further elaborated as an affirmation of belonging to the Church, a unification with Christ, or absorbing the Holy Spirit. Thus, "the blend may be elaborated upon in ways that are in principle limitless."³² One example of this is how the Eucharist is frequently seen reversed in the vampire-myth.³³

By mapping and exploring processes of *completion* and *elaboration*, then, perhaps we can also approach the question of practice and praxis?

Cultures work hard to develop integration resources that can then be handed on with relative ease. [...] In cultural practices, the culture may already have run a blend to a great level of specificity for specific inputs, so that the entire integration network is available, with all of its projections and elaborations.³⁴

But these processes are not without restrictions, as we have seen. A wide variety of creative blends may occur, but only those with resonance in the interpretive community and with potential for elaboration beyond their immediate situation will survive repetition and reuse, and potentially form a praxis. Conceptual integration and its emergent structures may in fact be quite conservative:

²⁹ Fauconnier & Turner 2002, 49.

³⁰ Lundhaug 2010, 33.

³¹ Fauconnier & Turner 2002, 49.

³² Lundhaug 2010, 33.

³³ Joshi 2011.

³⁴ Fauconnier & Turner 2002, 72.

It often uses input spaces, blending templates, and generic spaces that are anchored in existing conceptual structure; it has governing principles that drive blends in the direction of familiar, human-scale structures; and it readily anchors itself on existing material objects.³⁵

Now, the theory and models outlined here, with the aim to dissect human cognition and map mind-processes, can be seen as yet another of the investigations of cultural phenomena that reduce the material to a simplistic search for cause and effect, which Reckwitz warns against in the opening chapter of this volume. And indeed, blending theory does move in dangerous waters in this respect. With its models, its *vital relations* and other integration principles, it deals with essentials and generalities, and this is a weakness that should be kept in mind. In fact, many scholars in cultural studies, be they historical, anthropological or from religious studies, are sceptical of cognitive theory for exactly this reason; they are concerned that it takes the field back to universalist, absolutist assessments of culture.³⁶ Cognitive scholars try to counter this by underlining that while human cognition is universal, the phenomena and concepts it deals with of course are not.³⁷ Yet maintaining the distinction may be challenging. I believe this is a charge cognitive theories can never fully avoid, but, as Lundhaug writes, they do offer an explicit theory for what is being done and thus a methodological clarity for our endeavours.³⁸

2 *Material Anchors in Conceptual Blends*

Edwin Hutchins has a multifaceted background. Trained in cognitive anthropology and having published on the Trobriand Islanders in Papua New Guinea, he continued to work on Micronesian navigation traditions and then on research and projects for the US Navy, where he observed and charted the use and processes of navigation aboard a ship, alongside similar projects for commercial airlines. In his 2005 article in the *Journal of Pragmatics*, *Material Anchors for Conceptual Blends*, he includes many elements from his previous work to demonstrate how conceptual structure is associated with/to material structure, using Fauconnier and Turner's model for conceptual blending. The key principle of his work is that human cognition operates with/through material instruments/objects/artefacts, not in a separate mental world: "Cultural models are not only ideas that reside inside minds, they are often also embodied in material artifacts."³⁹ As a basic concept or aim, I find this compares well with

³⁵ Fauconnier & Turner 2002, 383.

³⁶ Engberg-Pedersen 2007.

³⁷ Kövecses 2005, 285.

³⁸ Lundhaug 2010, 64.

³⁹ Hutchins 2005, 1558.

Bruno Latour's idea of *symmetrical anthropology*⁴⁰ and praxeology's general aim to approach culture as interaction and negotiation in a network of human agents and artefacts, or *actants*, to use Latour's term for objects that take an active role in cultural networks.⁴¹ It was this parallel that first led me to link the two theories, and which is my motivation for this paper.

Hutchins starts from the basic observation that "thinking processes sometimes involve complex manipulations of conceptual structure,"⁴² something few would deny. Any level of abstraction requires a manipulation of conceptual structure. To facilitate and ideally ease such complex manipulations, "conceptual structure must be represented in a way that allows some parts of the representation to be manipulated, while other parts remain stable" and, importantly, "the complexity of the manipulations of structure can be increased if the stability of the representations can be increased."⁴³ Simply look at the elaborate and complex data-sets that can be treated and analysed because they are fixed, and thus stabilised, in computer programmes. Of course, computers are not always available for cognitive processing: What better way, then, to stabilise representations of conceptual structure than to graft them into or onto material structure? "The ability to combine conceptual structure with material structure is a key cognitive strategy,"⁴⁴ and Hutchins proceeds to list a number of psychological examples and experiments where materialisation simplifies logical problem-solving.⁴⁵

It is this conceptual use of artefacts that makes them into what Hutchins calls *material anchors*. This term is meant to denote how conceptual structure can be built into or fixed in durable objects, which are like anchors for the concept: On the one hand, their durability can be a conservative influence that carries and preserves conceptual structure, but on the other hand, they can also be introduced in new interpretative contexts and thereby enable or play a part in creative conceptual developments. As such, I would say that material anchors compare well with Markus Hilgert's praxeological understanding of certain artefacts as *epistemischen Dingen*.⁴⁶ Latour also sees a similar use of artefacts as *actants* in conceptual networks, because it facilitates greater abstraction in human conceptualisation. *Actants* can be holders, or anchors if you wish, of different ideas or concepts, and a creative process is opportunistic network-building between various concepts. It is precisely the fixing of a concept or an idea to an *actant*, a conceptual artefact, that allows the creative juggling and combination of initially strongly heterogeneous components, which is necessary

⁴⁰ Latour 1993.

⁴¹ Reckwitz 2002, 213.

⁴² Hutchins 2005, 1557.

⁴³ Ibid.

⁴⁴ Ibid., 1556.

⁴⁵ Ibid., 1558.

⁴⁶ Hilgert 2009, 288.

for technical and scientific thought.⁴⁷ Anchoring conceptual structure in material structure, having artefacts as *material anchors*, is thus a key strategy for stabilising or fixing parts of conceptual structure, thereby facilitating more complex human cognition.

Yet how is this different from the classical symbolist approach to culture, seeing material artefacts as symbolic representations for cultural ideas or notions?⁴⁸ Is dealing with *conceptual structure embodied in material artefacts* not simply perceiving the artefacts as symbolic expressions of the conceptual structure? Indeed, Hutchins appears to be doing just this when, for instance, he analyses the movement of a clock's hands over the dial as a "cognitively advantageous representation" of the passing of time.⁴⁹ However, although artefacts may be symbolic representations, Hutchins explores the ways in which they are also more than that in a later article: "But, what makes a material pattern into a representation, and further, what makes it into the particular representation it is? The answer in both cases is enactment."⁵⁰ Thus, Hutchins also includes the role and importance of social practice and praxis, which underlies praxeology.⁵¹ He maintains that gesture cannot be conceived of as simply the externalisation of an internal emotion or state, but should be defined as the *enactment of concepts*, and furthermore that "humans make material patterns into representations by enacting their meanings."⁵²

A physical structure is not a material anchor because of some intrinsic quality, but because of the way it is used. It might be better to ask, under which conditions does something become a material anchor, than to ask whether it is a material anchor.⁵³

Having established this, I can now move on to the novelty in Hutchins' work; mapping the inclusion of material anchors in cognitive processes or conceptual structure as blends. Fauconnier and Turner have already outlined how blends may bring together different mental spaces as input spaces in a conceptual integration network, and Hutchins here sees an opportunity to map also the conceptual combination of mental and material space: "I would like to explore the possibilities that arise when some or all of the structure contributed by one or more of the input spaces has physical form."⁵⁴ As his first example, Hutchins takes a queue:

⁴⁷ Schulz-Schaeffer 2000, 198–199.

⁴⁸ Reckwitz 2002, 202. See also his contribution to this volume.

⁴⁹ Hutchins 2005, 1571.

⁵⁰ Hutchins 2010, 429.

⁵¹ Reckwitz 2002, 211.

⁵² Hutchins 2010, 434.

⁵³ Hutchins 2005, 1562.

⁵⁴ *Ibid.*, 1559.

Consider a line of people queuing for theatre tickets. This cultural practice creates a spatial memory for the order of arrival of clients. The participants use their own bodies and the locations of their bodies in space to encode order relations. The gestalt principle of linearity makes the line configuration perceptually salient. Our perceptual systems have a natural bias to find line-like structure. But seeing a line is not sufficient to make a queue. Not all lines are queues. Soldiers standing at attention in formation form a line, but not a queue. In order to see a line as a queue, one must project conceptual structure onto the line. The conceptual structure is the notion of sequential order. For our purposes, we will represent this directional ordering as a trajector (Langacker, 1987). Conceptually blending the physical structure of the line with an imagined directional trajector turns the line into a queue.⁵⁵

Thus, the conceptual structure of a queue emerges as a blend: First, it is *composed* by combining the material structure of the line of people and the mental structure of a trajector. As separate entities, neither of these are a queue, but together they form this new conceptual structure. Then, the structure is *completed* by reinforcing memories, culture and behaviour, such as the *first-come, first-served* principle, people joining the queue or people avoiding breaking the line of the queue. Finally, when the conceptual structure of the queue is established, it can be *elaborated* by other questions and reasoning: *Who is first in line? How many are in front of me?* And so on.⁵⁶

Here, then, Hutchins describes how the blend emerges as a new conceptual structure from its *completion* and *elaboration*, which I basically understand as its *enactment*, its use. Therefore, it is not simply a symbolic interpretation, but an element in social practice. This also appears analogous to one of the key tenets of Hilgert's contribution to the praxeological corpus, namely that, at least to an extent, objects are made meaningful by routinized patterns of action/use, and are in this sense rather *instrumentalised* than *objectified*.⁵⁷ Hence, understanding artefacts through cognitive processes does not discount the importance of the social or the cultural; in fact it relies on their influence. For instance, Hutchins remarks that the emergent queue-structure will be much stronger in societies where *first-come, first served* is an established principle, which it is not in many places.⁵⁸ In certain such areas the blend might even be rejected, because the lack of cultural reinforcement leaves it too weak, and the line of people may not be recognised as a queue at all. To summarise, there is first the cognitive processes mapped in the conceptual integration network, and then the completion and elaboration of these in relation to the context, to establish an emergent structure.

I have now briefly outlined how Hutchins proposes to bridge the divide between material and mental space in cultural studies. Throughout, I have pointed out parallels to key works or ideas in the praxeological corpus, and, as the latter has for

⁵⁵ Hutchins 2005, 1559.

⁵⁶ Ibid.

⁵⁷ Hilgert 2009, 306–307.

⁵⁸ Hutchins 2005, 1559.

some time now remained primarily on the theoretical level, I find Hutchins' work an interesting and promising possibility for operationalising the theory. But is the bridge Hutchins has built strong enough? First, using blending theory, with the conceptual integration network to map cognitive processes, takes away the opposition between ideas and materiality in socio-cultural studies. Reckwitz calls for *arrangements* of material and cultural elements,⁵⁹ or *constellations of interobjectivity*,⁶⁰ while Hilgert prefers to conceive of cultural phenomena in non-linear webs of ideas,⁶¹ and I find that Hutchins' arrangement of conceptual processes in integration networks is at least something akin to what they seek. Second, Hutchins' reliance on enactment incorporates the praxeological emphasis on practice for meaning-formation.⁶² Finally, Hutchins underlines that artefacts are not the only means of anchoring conceptual structure. Both the simplicity/form of the structure itself and its degree of incorporation in the culture are other ways of anchoring conceptual structures. These ways are also not mutually exclusive, but rather work together with varying emphasis in the different cases.⁶³ Thus, despite developing a strong model for mapping conceptual processes, I still find that Hutchins explores culture in a broader, not narrower, sense, as praxeology bids.

3 Lamps in Late Antiquity

Now, these theoretical deliberations may all be very interesting, but the proof of the pudding is in the eating. Does Hutchins' theory help provide access to the workings and contexts of cultural phenomena that are far removed from us in time and space, making it a praxeological tool for historical study? To test this, I will look at the ritual use of lamps in Late Antiquity, and there are several reasons why I believe lamps are a good case on which to try Hutchins' approach. First, the lamp was a common artefact that, through certain uses, became a ritually important artefact. In other words, it is an artefact that gains its ritual importance not in its manufactured form, but through *enaction*. Second, the lamps show a marked stability in their typology,⁶⁴ offering the possibility for precisely the material stability or fixation that Hutchins points to in material anchors. In fact, lamps maintained their religious and ritual significance into the Christian and the early Islamic centuries,⁶⁵ suggesting precisely such

⁵⁹ Reckwitz, in this volume.

⁶⁰ Reckwitz 2002, 209.

⁶¹ Hilgert 2009, 304.

⁶² Hutchins 2005, 1574.

⁶³ Ibid.

⁶⁴ Chehade & Ruprechtsberger 1993, 274.

⁶⁵ Dauterman Maguire 2009.

an anchoring of ritual significance in the lamp. Finally, the considerable number of lamps found in connection with altars, ritual pyres and mixed with other sacrificial remains⁶⁶ suggests that we can talk of some sort of praxis, not just practice. This will necessarily be a summary introduction to the ritual use of lamps in Late Antiquity, aiming only to facilitate an initial trial of Hutchins' use of blending theory.

Fire and light have always been important elements in ritual.⁶⁷ Although torches were the classical choice for fire and light in Hellenistic ritual, the lamp came to play a major role in Roman, and later, domestic cults, simply by being cheaper and easier to handle than the torch.⁶⁸ Arguably, they could have been used in rituals simply for lighting purposes, but a great number of the lamps found show no traces of use, which suggests that the lamps were important beyond their most basic function.⁶⁹ Indeed, several sources show them as either ritual elements constitutive of the sacred space, or as being the sacred space in and of themselves. Many lamps are decorated with scenes of worship, and "the arrangement of decorative elements around the nozzle – where the flame comes from – is regularly mimicking a small sanctuary: the flame of the lamp assumes the role of altar fire."⁷⁰ Archaeological finds from domestic cults in Roman Egypt also show "[l]amps and incense-burners in the shape of temples, miniature altars (...)"⁷¹

Lamps are mentioned throughout the spells and recipes of the *Greek Magical Papyri* (PGM), the well-known compilation of magical recipes and ritual texts from Late Antiquity. Their use and description here show and describe how important lamps are in creating and demarcating sacred space in rituals.⁷² Frequently, lamps would be placed on or near the altar, in some cases simply as part of the sacrificial gifts, without any indication of use, while in other cases lamps take the place of the censer, with incense or spice being added to the wick.⁷³ Moreover, there is an emphasis on purity, mirroring the importance of ritual purity in public temple service, insisting that the lamps used in the rites be either new or at least clean. Often, the spells also prescribe that the lamps should not be decorated, which is an interesting contrast to our archaeological finds. The oil should be pure and of good quality.⁷⁴ Spells can be written on or in the wick, and the wick should preferably be made from new linen or from a burial shroud, the latter probably because effects from the dead have always been ritually potent. The spells address the powers that be, typically using

⁶⁶ Patera 2010, 266.

⁶⁷ Ibid., 264.

⁶⁸ Zografou 2010, 276.

⁶⁹ Patera 2010, 266.

⁷⁰ Zografou 2010, 281, referring to Stewart 2000.

⁷¹ Frankfurter 1998, 135.

⁷² Zografou 2008, 64.

⁷³ Zografou 2010, 279.

⁷⁴ Ibid.

voces magicae (nonsensical magical formulae), invocations and forming requests. In addition, spells could be spoken to or over the lamp.⁷⁵ Finally, the general link between divinity and luminous phenomena is well documented in the Hellenistic world. Concerning lamps, many recipes in the *PGM* say that the flame is sustained by some divine presence, and several spells also liken the flame to the power of the sun, with all its ritual significance.⁷⁶ Altogether, these descriptions of lamps and their ritual use makes Athanassia Zografou suggest that lamps in Late Antiquity functioned almost as *portable sanctuaries*.⁷⁷

Now, I want to try to map how a lamp can be conceived of as a *portable sanctuary*, by placing important traits from temple service in one input space and corresponding features from the lamp in the other input space of a conceptual integration network (see figure 2). Here, we can see how essential features of temple service find their complement in the lamp, thus forming a *portable sanctuary*. Hutchins does not have a generic space, only input spaces and the blended space, and he also does not deal with the types of vital relations that link the input spaces. Still, I want to retain these aspects from Fauconnier and Turner in my use of Hutchins' approach, as I think these shed light on interesting details in the working of the blend.

I will start with the more clear-cut aspects of the blend. First, there is ritual space, which is composed of two features. There is the decoration on the lamps that mirror temple structures, creating a relation as a representation, pointing to the special situation, or place, of ritual. Another feature is the demarcation of ritual space, which in the one case is marked by the temple precinct and in the lamp comes from the limited area that it illuminates and thus frames. Both aspects define a special, ritual space that is projected into the blend of the *portable sanctuary*. Then, there are the prayers or incantations of temple ritual, which are easily mirrored in the writing on the wick. They are both forms of communication, and they are joined in this blend by intentionality; the wish to communicate and establish contact with the divine. I have also put in a link between this process and the smoke or incense, since the upward motion of the rising smoke gives direction and also almost a physical contact between the ritual and the deities addressed; forming a *line of communication*, if you will. Of course, the smoke or incense is important in and of itself, as a mirror of burnt sacrifice, thereby projecting ritual action into the blended space. The overlap with the communicative features, however, shows how a network influences and strengthens itself; while the link between communication and rising smoke on its own is weak, by being in this blend, forming a network with the other ritual elements and projecting into the contact in the blended space, the relation is strengthened. And thus, both the

75 Zografou 2010, 280.

76 Ibid., 283.

77 Zografou 2008, 62.

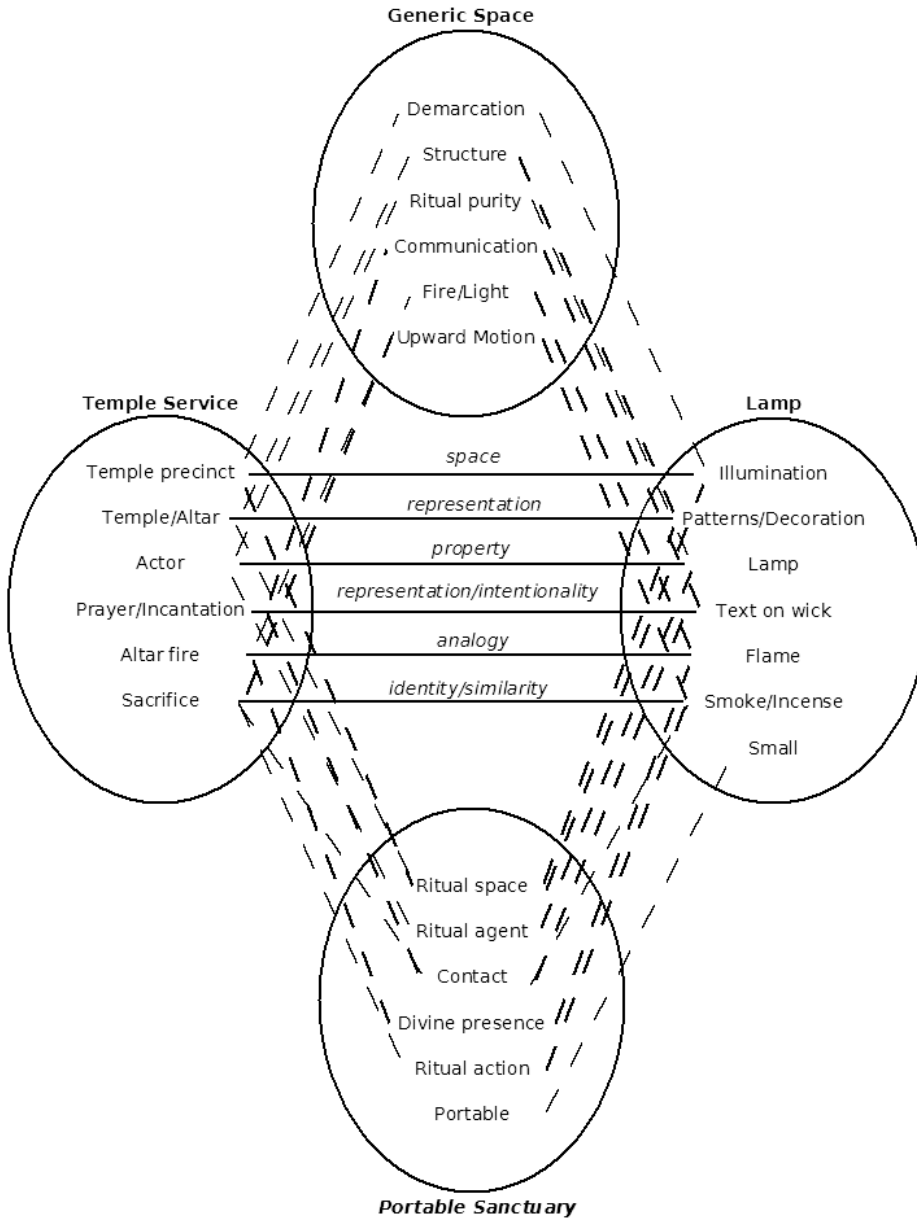


Fig. 2: The blend of a lamp as *portable sanctuary*.

writing on the wick and the rising smoke are joined in the blended space as establishing contact.

Another important feature is the flame of the lamp. Analogous to the altar fire, it projects divine presence into the blended space. Divine presence through the flame of the lamp is noted throughout the historical sources,⁷⁸ and is also one of the important aspects in the continued use and ritual relevance of lamps into the Christian and Islamic eras.⁷⁹ Furthermore, the ritual importance of the flame can be seen in the significance and use of torches in rituals, as well as other ritual and religious ideas related to light (for instance the sun).⁸⁰ However, the most interesting aspect here is how the archaeological sources suggest the blend was elaborated: I have mentioned that many of the lamps found in ritual context show no sign of use. This suggests that the lamp could carry its emergent structure as a *portable sanctuary* without being lit, without having the actual flame, even if the flame is an important basis for its being a *portable sanctuary*. This shows how the blend is elaborated upon: As the blend is established, a lamp can carry the blend, even without possessing the initially requisite features (here, a flame). The lamp as *portable sanctuary* may then be used in new contexts and conditions, just as I described previously with the Host.

So far, the driving principle in the blend has been that features from the temple service are mirrored in the lamp. The conceptual integration network shows details of how this comes about, but what it shows, essentially, is how the lamp is a miniature metaphor for temple sacrifice. Hence, it so far is only a symbolist interpretation of ritual lamps, and not the symmetrical analysis that I was seeking as a praxeological example. But then there is the relation between ritual actor and lamp, connected by their common property of emphasising ritual purity. Now, this connection is not a simple metaphor, and far less obvious than those above, since it comes into conflict with important topology. There is the topology of an actor saying it should be an active agent, and then the topology of a lamp which says it is a passive object. Can the relation created by shared property override these topological aspects? Several spells in the *PGM*, where the lamp is addressed and thus seen as an active agent,⁸¹ suggest that indeed it can. Here, then, we see how compression in a blend can override important topology, and thereby create “structure that is not copied from the inputs.”⁸² Importantly, this compression is probably not only driven by the one vital relation between actor and lamp. I doubt whether this in and of itself would be strong enough to override the topology of the two input spaces. Rather, the compression is supported by all the other relations in the blend: The model in figure 2 shows that

⁷⁸ Zografou 2010, 283.

⁷⁹ Dauterman Maguire 2009, 139.

⁸⁰ Zografou 2010, 283.

⁸¹ *Ibid.*, 284.

⁸² Fauconnier & Turner 2002, 49.

there are many relations between the two input spaces, thereby creating a strong blend, with strong compression that can help overcome important topology. Furthermore, the spells where lamps are spoken to and addressed as agents show that this blend is supported through enactment as well; such use and practice around the lamps are elaborations on the blend and also help in the process of compression.

Finally, there is the lamp's size, its smallness, which is not related to the temple service, but projected into the blended space only from the lamp. It is fully possible that an element is projected from only one input space, and this is usually caused by this element being a strong topological feature in the mental space from whence it originates. In this case, the size is of course the key feature that the lamp contributes to the blend; bringing temple service down to human scale, condensing all the different features and elements into one artefact that is manageable and inexpensive. In short, it is what makes the *portable sanctuary* portable. Again, here there is conflicting topology; the complexities of temple service and the simplicity of a lamp. But, through the links and compression provided by the other features, the blend is formed and composed, and the smallness of the lamp becomes a part of the emergent structure of the *portable sanctuary*.

All in all, then, the conceptual integration network shows how a lamp can help simplify the complexities of ritual. Most important here, of course, is the small size of the lamp. Then, there is the ritual space constructed around the lamp; ritual communication is materialised in the writing on the wick, and its direction or connection to divinity is carried by the smoke. The flame projects divine presence into the blend, but blending theory explains also how unlit lamps could come to carry the same ritual weight as lamps with a flame, as the blend of a lamp as a *portable sanctuary* was completed and elaborated upon. The compression of such a strong blend even makes it possible to overcome strong topology and allow an inanimate object like a lamp to serve as ritual agent, and therefore be addressed in spells in the *PGM*. This, in turn, is an enactment, or elaboration, that then reinforces the blend. In addition, this analysis shows how important it is to also include vital relations and a generic space in a blend, even if Hutchins himself does not. Without the specification that property is a potential vital relation, I might have missed the important link between ritual actor and lamp and ended up with only the metaphorical relations between the input spaces, with all the consequences this would hold for my analysis.

For I saw some cause for concern when it appeared, initially, that the lamp became only a metaphor for temple service. Of course, the metaphorical use of lamps is not uninteresting. After all, Hutchins' project is to show how the constraints of the conceptual space are built into the artefact.⁸³ Yet if the lamp remains only a metaphor, then it would be a symbolic interpretation of an artefact, and not a symmetrical analysis of the conceptualisation of a ritual lamp. Then, I came to the flame and the link

83 Hutchins 2005, 1574.

between ritual actor and lamp, which show traces of more complex processes and indeed the emergence of new conceptual structure. In particular, the link between ritual actor and lamp combines some quite contrary topology.

All this makes me think that the other links, those functioning essentially as metaphors, are no accident. As the blend stands now, it is strong, with many connections, and it can therefore combine quite opposite features from its input spaces; its strength lies precisely in its metaphorical links. Thus, decorating a lamp with temple-like structures establishes a metaphorical link between lamp and temple, which strengthens the relation between the two so that the blend's compression gains momentum and is also able to combine ritual actor and lamp in the *portable sanctuary*. Hutchins underlines that the artefact must be suitable to serve as an anchor; for instance, a room full of people is a poor anchor for conceptualising a queue.⁸⁴ The more or less conscious grafting of temple structure onto lamps may then be done precisely to make lamps into a more suitable anchor, which in turn strengthens the blend and allows more dramatic compression.

4 Conclusion

I would say that Hutchins' theory here shows promise as a means to operationalise praxeological theory. It bridges the material and the conceptual, it pays heed to and includes the importance of practice, and it maps conceptualisation processes in a network form. While these basic points may not satisfy all the aspects of all of the different praxeological approaches there are, I believe they capture the basic goals and premises for what praxeology aims to achieve. Yet the more interesting question is of course addressed in the second part of this paper, where Hutchins' theory is put to the test by applying it to the ritual use and importance of lamps in Late Antiquity. And, again, I would say Hutchins' theory delivers. Analysing the conceptualisation of lamps as *portable sanctuaries* through a conceptual integration network shows how features of temple service are mirrored in the lamp, thus creating strong links between the two concepts and a strong blend. Moreover, it shows that not all the links are simple mirrors; some of the features that are combined have quite conflicting characteristics, but through the compression of the network these are blended to form a new, emergent structure. Finally, the analysis also suggests how lamps could come to have ritual significance without being lit, through the running and elaboration of the blend, thereby pointing at the conceptual origin of a ritual practice or praxis in Late Antiquity.

⁸⁴ Hutchins 2005, 1559.

However, the final test remains: What new knowledge of lamps and their ritual use does this analysis produce? What do we find using Hutchins' theory that we could not have discovered otherwise? No wholly new information comes from this. I have used established knowledge about lamps, temple service and the ritual use of lamps, contributing nothing entirely new to these fields. Yet what this analysis does is to explore how these phenomena are related and interact in human conceptualisation. And here, it does find some interesting links, some enlightening points and suggestions for why lamps were suited to be *portable sanctuaries* in Late Antiquity. I do not argue that these links, points and suggestions could not have been reached via another route, since, as I have just mentioned, I am working from well-known historical material. However, I do think this use of blending theory organises and presents the material in a way that is fruitful, allowing researchers to get a sense and overview of complex conceptualising processes, and helping us to see connections, and disconnections, that can otherwise be more difficult to nail down. Of course, this approach will not uncover all aspects related to the cultural use and importance of artefacts, and it would be well served by a further, more elaborate and detailed application to a test case. Still, I hold that this initial exploration shows that there is potential here, and that it warrants further exploration.

Bibliography

- Bourdieu (1977): Pierre Bourdieu, *Outline of a Theory of Practice*, trans. R. Nice, Cambridge.
- Chehade & Ruprechtsberger (1993): Jawdat Chehade & Erwin M. Ruprechtsberger, „Zu byzantinischen und frühislamischen Lampen in Syrien“, in: Erwin M. Ruprechtsberger (Ed.), *Syrien. Von den Aposteln zu den Kalifen*, Mainz, 274–277.
- Coulson & Oakley (2000): Seana Coulson & Todd Oakley, „Blending Basics“, *Cognitive Linguistics* 11 (3–4), 175–196.
- Dauterman Maguire (2009): Eunice Dauterman Maguire, „Muslims, Christians, and Iconoclasm. A Case Study of Images and Erasure on Lamps in the Johns Hopkins University Archaeological Collection“ in: Colum Hourihane (Ed.), *Byzantine Art. Recent Studies. Essays in Honor of Lois Brewer* (Medieval and Renaissance Texts and Studies 378, Arizona Studies in the Middle Ages and the Renaissance 33), Tempe AZ, 121–153.
- Engberg-Pedersen (2007): Troels Engberg-Pedersen, „Epilogue“, in: Petri Luomanen, Ilkka Pyysiäinen & Risto Uro (Eds.), *Explaining Christian Origins and Early Judaism. Contributions from Cognitive and Social Science*, Leiden, 299–311.
- Evans & Green (2006): Vyvyan Evans & Melanie Green, *Cognitive Linguistics. An Introduction*, Mahwah NJ.
- Fauconnier & Turner (1998): Gilles Fauconnier & Mark Turner, „Conceptual Integration Networks“, *Cognitive Science* 22 (2), 133–187.
- Fauconnier & Turner (2002): Gilles Fauconnier & Mark Turner, *The Way We Think. Conceptual Blending and the Mind's Hidden Complexities*, New York.
- Fish (1980): Stanley Fish, *Is There a Text in This Class? The Authority of Interpretive Communities*, Cambridge.

- Frankfurter (1998): David Frankfurter, *Religion in Roman Egypt. Assimilation and Resistance*, Princeton NJ.
- Geertz (2010): Armin W. Geertz, „Brain, Body and Culture. A Biocultural Theory of Religion“, *Method and Theory in the Study of Religion* 22, 304–321.
- Hilgert (2009): Markus Hilgert, „Von ‚Listenwissenschaft‘ und ‚epistemischen Dingen‘. Konzeptuelle Annäherungen an altorientalische Wissenpraktiken“, *Journal for General Philosophy of Science* 40, 277–310.
- Hutchins (2010): Edwin Hutchins, „Enaction, Imagination and Insight“, in: John Stewart, Olivier Gapenne & Ezequiel A. Di Paolo (Eds.), *Enaction. Toward a New Paradigm for Cognitive Science*, Cambridge MA, 425–450.
- Hutchins (2005): Edwin Hutchins, „Material Anchors for Conceptual Blends“, *Journal of Pragmatics* 37, 1555–1577.
- Joshi (2011): S. T. Joshi (Ed.), *Encyclopaedia of the Vampire. The Living Dead in Myth, Legend, and Popular Culture*, Santa Barbara CA.
- Kövecses (2005): Zoltán Kövecses, *Metaphor in Culture. Universality and Variation*, Cambridge.
- Latour (1993): Bruno Latour, *We Have Never Been Modern*, trans. Catherine Porter, London.
- Lundhaug (2010): Hugo Lundhaug, *Images of Rebirth. Cognitive Poetics and Transformational Soteriology in the Gospel of Philip and the Exegesis on the Soul*, Leiden.
- Patera (2010): Ioanna Patera, „Light and Lighting Equipment in the Eleusinian Mysteries. Symbolism and Ritual Use“, in: Menelaos Christopoulos, Efimia D. Karakantza & Olga Levaniouk (Eds.), *Light and Darkness in Ancient Greek Myth and Religion*, Plymouth, 254–268.
- Reckwitz (2002): Andreas Reckwitz, „The Status of the ‚Material‘ in Theories of Culture. From ‚Social Structure‘ to ‚Artefacts‘“, *Journal for the Theory of Social Behaviour* 32 (2), 195–217.
- Schulz-Schaeffer (2000): Ingo Schulz-Schaeffer, „Akteur-Netzwerk-Theorie. Zur Koevolution von Gesellschaft, Natur und Technik“, in: Johannes Weyer (Ed.), *Soziale Netzwerke. Konzepte und Methoden der sozialwissenschaftlichen Netzwerkforschung*, München, 187–209.
- Stewart (2000): P. Stewart, „Cult Images on Roman Lamps“, *Hephaistos* 8, 7–28.
- Zografou (2008): Athanassia Zografou, „Sous le regard de Ichnos. Lampes et dieux dans une ‚invocation apollinienne‘ (PGM I, 262–347)“, *Mythos. (NS)* 2, 61–76.
- Zografou (2010): Athanassia Zografou, „Magic Lamps, Luminous Dreams. Lamps in PGM Recipes“, in: Menelaos Christopoulos, Efimia D. Karakantza & Olga Levaniouk (Eds.), *Light and Darkness in Ancient Greek Myth and Religion*, Plymouth, 276–294.

Auf der Suche nach dem Artefakt

Zur materiellen Praxis von Infrastruktur-Entwicklung

1 Einleitung und Problemstellung

In meinem Beitrag beschäftige ich mich mit der Frage, wie sich aus einer praxeologischen Perspektive Gemeinsamkeiten und Unterschiede in der Praxis der Entwicklung von Virtuellen Forschungsumgebungen feststellen und erklären lassen.¹ Dazu vergleiche ich zwei Fallbeispiele der Entwicklung solcher Forschungsumgebungen, die sich in ihrer fachwissenschaftlichen Orientierung unterscheiden (Textwissenschaften sowie Klimaforschung), aber einen gleichen technischen Rahmen aufweisen: Die Entwicklung basiert auf einer spezifischen Informations- und Kommunikationstechnologie (IKT), der Grid-Technologie.² Die Praxis der Akteure in der Entwicklung von Virtuellen Forschungsumgebungen ist somit gebunden an die Möglichkeiten und Bedingungen dieses spezifischen Artefakts. Im Mittelpunkt des empirischen Teils steht der Versuch, mich der Wirkmächtigkeit der Grid-Technologie im Verlauf der Technikentwicklung und somit der Beschreibung ihrer materiellen Eigenschaften zu nähern.³ Am Ende wird die Reichweite der Praxeologie für eine Analyse der empirischen Ergebnisse diskutiert.

Der vorliegende Beitrag entstand im Kontext des BMBF-geförderten Projektes eScience Interfaces (<http://escience-interfaces.net/>). Als sozialwissenschaftliche Begleitforschung konzipiert, interessieren wir uns dabei für die Veränderung der Ordnung „Forschung – Service“ durch die Entwicklung von Forschungsinfrastruktu-

1 Ich danke den Herausgebern des Tagungsbandes, insbesondere Friederike Elias, sowie Jochen Gläser und Sonja Palfner für wertvolle Hinweise und Anregungen bei der Gestaltung meines Beitrags.

2 Ein „Grid“ (engl. für Netz bzw. Gitter) ist ein digitales verteiltes System, in dem räumlich verteilte Ressourcen wie Daten, Speicherplatz oder Rechenleistung für spezifische Zwecke (wie z. B. rechenintensive Analyse von Forschungsdaten) organisiert werden. Grid-Technologie ist ein Sammelbegriff für die notwendigen Hard- und Software-Komponenten, um die Verarbeitung und Speicherung von Daten in einem Grid zu ermöglichen.

3 Internet-basierte Technologien wie Grid oder Anwendungen wie Virtuelle Forschungsumgebungen eröffnen neue Forschungsfragen hinsichtlich theoretischer und empirischer Aspekte von Materialität. Für die Bereitstellung von Speicher- und Rechenkapazität und für Datentransfer braucht es sowohl Gerätschaften (wie Server, Festplatten, Glasfaserkabel, Sensoren, Prozessoren etc.) als auch Programme zur Berechnung und zum Austausch von Daten (wie Software, Algorithmen, Internet-Protokolle etc.). Diese Artefakte unterscheiden sich u. a. nach der sinnlichen Wahrnehmung ihrer materiellen Eigenschaften im Umgang damit. Dieser Beitrag ist ein erster Versuch, sich den materiellen Aspekten internet-basierter Artefakte zu nähern.

ren. Dabei konzentrieren wir uns auf zwei empirische Phänomene der Veränderung, nämlich die Entstehung von technischen und institutionellen Interfaces. Wir gehen davon aus, dass technische Schnittstellen (wie Virtuelle Forschungsumgebungen) und institutionalisierte Schnittstellen (wie bspw. Kompetenzzentren) eine spezifische Organisationsform von „Forschung“ und „Service“ darstellen. Der theoretische Rahmen des Projekts ist die Praxeologie, wo zum einen Praktiken als Strukturierungsleistung von Akteuren in den Vordergrund rücken, zum anderen die Bedeutung der Artefakte im Vollzug menschlicher Praxis hervorgehoben wird, wie es insbesondere bei Reckwitz (Reckwitz 2003 und in diesem Band) ausgearbeitet wurde.

In dem Teilprojekt zur technischen Entwicklung von Virtuellen Forschungsumgebungen verfolge ich die Frage, wie sich die jeweilige Praxis im Sinne einer Stabilisierung bzw. Destabilisierung auf die Ordnung Forschung – Service auswirkt. Im vorliegenden Beitrag konzentriere ich mich auf die Wirkmächtigkeit eines spezifischen Artefakts in der Entwicklungspraxis, nämlich der Grid-Technologie, die die technischen Möglichkeiten und Bedingungen für die Entwicklung der beiden Forschungsumgebungen darstellt. Sie zeichnet sich durch eine relative Fragmentierung und Abhängigkeit einzelner technischer Komponenten aus, die noch dazu unterschiedliche „Fertigungsgrade“ aufweisen. Die Annahme ist, dass diese materiellen Eigenschaften der Grid-Technologie die Entwicklungspraxis der Akteure prägt. Für die empirische Operationalisierung eines Vergleichs stellt sich somit die Frage, wann, wie und wo das Artefakt Grid-Technologie in der materiellen Praxis der Entwicklung der beiden Forschungsumgebungen auftaucht.

Für die Analyse von materiellen Aspekten der Praxis machen sowohl die artefaktorientierten Ansätze in der aktuellen STS (Science and Technology Studies)-Literatur als auch die Vertreter der praxeologischen Theoriefamilie unterschiedliche Angebote. Gemeinsam ist ihnen das Anliegen, den Dualismus von Subjekt und Objekt (bzw. Kultur – Materialität oder Handeln – Struktur) zu überwinden. Basierend auf der grundlegenden Annahme, dass Materialität entscheidend für Form und Inhalt einer Handlung ist, zieht bspw. die Actor-Network-Theorie den radikalen Schluss einer Symmetrie zwischen menschlichen und technischen Akteuren. Nach Latour ist „jedes Ding, das eine gegebene Situation verändert, indem es einen Unterschied macht, ein Akteur – oder, wenn es noch keine Figuration hat, ein Aktant.“⁴ Als heuristisches Prinzip für die Analyse der „metaphysischen Schattierungen“ einer technischen Handlungsträgerschaft schlägt er das Konzept der Affordances (nach James J. Gibson) vor, als Angebote eines Artefakts zu seinen möglichen Verwendungsweisen.⁵

Wie Reckwitz erläutert, hat das Konzept der Affordances zwar heuristisches Potential für die Darstellung des grundsätzlichen Zusammenhangs zwischen sozialen bzw. kulturellen und materiellen Aspekten einer Handlung, aber es bleibt in seinen

⁴ Latour 2007, 123.

⁵ Vgl. Ebd., 124, Anm. 16.

Annahmen in der Subjekt-Objekt-Dichotomie verhaftet. Ein Vorschlag zur Überwindung sieht er – neben den Konzepten eines Gefüges bzw. Assemblage oder des Dispositivs – in der Verwendung des praxeologischen Konzepts von Praktiken: Die Praxeologie verortet die „Kultur/Materialitätskopplungen“⁶ in den Praktiken selbst, wobei körperliche und artefakt-bezogene materielle Aspekte konstitutiver Bestandteil der Praktiken sind.⁷ Auch aus einer praxeologischen Perspektive bleibt somit die empirische Frage, wie ich das Artefakt, das entscheidend für den Vollzug der Praxis der Entwicklung der Forschungsumgebungen ist, bzw. seine materiellen Aspekte zu fassen bekomme.

Ich greife den Vorschlag von Reckwitz auf, das Konzept der Affordances als eine Art Brückenkonzept für die Analyse materieller Aspekte der Praxis zu nutzen. In diesem Kontext spezifiziert Reckwitz den Begriff der Affordances weiter als „Angebotsstrukturen für eine Verwendungsweise, die gleichzeitig variabel *und* nicht-arbiträr ist“⁸: Die immanenten Strukturen eines technischen Artefakts legen eine Verwendungsweise nahe, determinieren sie aber nicht. Gleichzeitig sind die Handlungsmodi nicht beliebig – die Objekteigenschaften ermöglichen bestimmte Umgangsweisen, andere sind ausgeschlossen.

Nach einer kurzen Übersicht über das empirische Material sowie einige grundlegende Merkmale von Infrastrukturentwicklung möchte ich die Grid-Technologie, die als technischer Rahmen für die Entwicklung in beiden Projekten vorgegeben war, in das Zentrum meiner empirischen Analyse setzen. Dabei folge ich seinen Angebotsstrukturen und seiner Wirkmächtigkeit in unterschiedlichen sozio-technischen Dimensionen der Entwicklung. Im Fokus der anschließenden Diskussion stehen drei forschungspraktische Probleme, auf die ich gestoßen bin: die unterschiedlichen inhaltlichen und formalen Dimensionen der Wirkmächtigkeit eines Artefakts, die daraus resultierenden Schwierigkeiten in der Beobachtung und Rekonstruktion von Angebotsstrukturen über Raum und Zeit sowie der Umgang mit heterogenen, parallel wirksamen Strukturierungen der Praxis der Akteure. Diese forschungspraktischen Probleme im Vergleich materieller Praxis werden hinsichtlich möglicher Implikationen für die Praxeologie diskutiert.

⁶ Reckwitz 2014, 22.

⁷ Dieser Beitrag konzentriert sich nur auf eine Seite der Medaille, den materiellen Aspekt der Artefakte in den Praktiken. Die Materialität der Körper wurde nicht untersucht.

⁸ Reckwitz 2014, 21.

2 Das empirische Material

Virtuelle Forschungsumgebungen⁹ (Virtual Research Environments, VREs) sind netzbasierte, interaktive Arbeitsumgebungen und eine empirische Variante von IKT-basierten Forschungsinfrastrukturen. Ihre primäre Funktion ist die Unterstützung wissenschaftlicher Fachgemeinschaften im Zugriff auf und der Arbeit mit Beständen relevanter Forschungsdaten. Fachwissenschaftliche VREs stellen somit eine Art sozio-technischen Mikrokosmos einer Forschungsinfrastruktur dar, geprägt durch die enge Verknüpfung von Mensch, Technik und Daten in einem als Arbeitsplatz konzipierten, internet-basierten Raum. Die potentiellen Nutzer dieser Anwendung sind in erster Linie Fachwissenschaftler, aber auch Servicebetriebe wie Bibliotheken oder Rechenzentren, die über die Anwendung ihre jeweilige Dienstleistung und die dafür relevanten Ressourcen (wie Daten, Software, Rechenzeit, Speicherplatz, Know-how etc.) bereitstellen.

Als technisches Artefakt charakterisieren sich Virtuelle Forschungsumgebungen – trotz ihres Namens – durch eine atypische Form von Materialität, die sich durch die besonderen Eigenschaften der zugrunde liegenden Internet-Technologie ergibt: Die Modularität und technisch vermittelte Koordination von räumlich verteilten, voneinander unterschiedlich stark abhängigen technischen Komponenten und Ressourcen, die in Form von Daten, Hard- und Software auftreten. Eine funktionale Wirksamkeit der VRE im Forschungsprozess ergibt sich erst durch die erfolgreiche Interaktion der einzelnen, verteilt entwickelten und gewarteten Komponenten, wie z. B. internet-basierten Werkzeugen, Datenbanken oder Datenarchiven. Diese Interaktion wird durch Technologien wie z. B. der Grid-Technologie ermöglicht, die im Mittelpunkt meines Beitrag stehen wird.

Das verfügbare empirische Material erlaubt einen kontrastierenden Vergleich von Angebotsstrukturen des technischen Artefakts Grid-Technologie in zwei fachlich unterschiedlich geprägten Entwicklungskontexten. Das bislang erhobene und ausgewertete empirische Material stammt aus dem BMBF-geförderten Projekt eScience Interfaces (<http://escience-interfaces.net>), in dem zwei Entwicklungsprojekte, TextGrid (<http://textgrid.de>) und C3-INAD (<https://verc.enes.org/c3web>), die letzten drei Jahre sozialwissenschaftlich begleitet wurden. Das Projekt TextGrid entwickelt eine internet-basierte Forschungs- und Arbeitsumgebung für die Herstellung und Bearbeitung historisch-kritischer Editionen von digitalisierten Textkorpora. Das Projekt C3-INAD arbeitet an einer internet-basierten Plattform für den Zugriff auf verteilte Datenbestände und deren verteilte Prozessierung in der Klimaforschung. Beide Projekte wurden ursprünglich im Rahmen der deutschen D-Grid-Initiative gefördert.

⁹ Für weitere Informationen zu Virtuellen Forschungsumgebungen siehe z. B. <http://www.dini.de/ag/vforum/> oder http://www.allianzinitiative.de/de/handlungsfelder/virtuelle_forschungsumgebungen/ (Stand 1.5.2014)

Dieses Förderprogramm verfolgte die Entwicklung einer deutschlandweiten, grid-basierten Forschungsinfrastruktur und war vorrangig motiviert durch die Ermöglichung einer dezentralen und fachübergreifenden Nutzung von IT-Ressourcen aller Art (Speicher, Daten, Rechenzeit etc.). Das empirische Material stammt aus semi-strukturierten Interviews mit beteiligten Fachwissenschaftlern, Vertretern der wissenschaftlichen IT, Informatikern und Programmierern, die 2011–2012 geführt wurden. Ergänzt werden die Daten durch teilnehmende Beobachtung an regelmäßigen Projekttreffen wie Technik-Jour fixes oder Konsortialtreffen.

3 Infrastrukturentwicklung als Aushandlung von Abhängigkeiten und Handlungsspielräumen

Die Diskrepanz zwischen einem aufgebauchten Diskurs über wissenschaftliche Innovation *durch* Technik-Entwicklung und den Schwierigkeiten in der Akzeptanz der technischen Anwendungen durch die Fachgemeinschaften lenkt den Blick auf latente Dynamiken in der Infrastrukturentwicklung. Ein Fokus der sozialwissenschaftlichen Beschäftigung mit Forschungsinfrastrukturen ist u. a. die Wirksamkeit von technischen und sozialen Pfadabhängigkeiten, die Technikentwicklung strukturieren: Pfadabhängigkeiten erzeugen technische und soziale Handlungsspielräume und schließen andere aus. Die Aushandlung dieser Abhängigkeiten passiert in einem inhaltlichen und zeitlichen Spannungsfeld. Die Herstellung einer „Passgenauigkeit“ für ein spezifisches Forschungsvorhaben steht in einem latenten Spannungsverhältnis unterschiedlicher inhaltlicher Regimes von Flexibilisierung (Öffnung) und Standardisierung (Verfestigung): Zum einen soll die Spezifik eines Forschungsprozesses, einer Fachgemeinschaft adressiert und unterstützt werden, zum anderen orientieren sich Infrastrukturen bzw. ihre Komponenten an Standards, Interoperabilität und Nachnutzbarkeit. Gleichzeitig treffen unterschiedliche temporale Regimes aufeinander. Sowohl Forschung als auch technische Entwicklung sind per se vielen unbekannten Variablen unterworfen, die den Verlauf und die Ergebnisse zunächst offen lassen. Die (Weiter-)Entwicklung von Infrastrukturen erfordert aber immer auch einen parallelen (prototypischen) Betrieb, der Verlässlichkeit, Belastbarkeit und Planung erfordert. Die unterschiedlichen Zeitlichkeiten sind besonders deutlich beim Einsatz von digitalen Informations- und Kommunikationstechnologien, da die Taktung der Technologiewechsel deutlich höher ist als bei analogen Infrastrukturen. Damit steht auch das soziale Handeln in einem verschärften Spannungsfeld der „Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen“¹⁰: Durch die Parallelität von (prototypischer) Nutzung und gleichzeitiger Weiterentwicklung der Artefakte und Technologien sind die Erwartungen an

¹⁰ Palfner u. Tschida 2012, 52.

den Nutzen einer Infrastruktur hinsichtlich Stabilität und Flexibilität Gegenstand von kontinuierlichen Verhandlungen auf allen Ebenen einer Infrastruktur – und somit auch ein Aspekt der materiellen Praxis von Infrastrukturentwicklung.

Ethnographische Untersuchungen der Angebotsstrukturen von Infrastrukturen bzw. ihren Komponenten sind durch die Eigenschaften des Gegenstandes eine grundsätzliche empirische und methodologische Herausforderung.

Since infrastructures are incremental and modular, they are always constructed in many places (the local), combined and recombined (the modular), and they take on new meaning in both different times and spaces (the contextual).¹¹

Das macht eine Untersuchung in der Tradition der Workplace Studies/Laborstudien schwierig. Die „*circumstances* (that which stands around)“¹² sind schwerer zu fassen als in mehr oder weniger geschlossenen Laborsettings. Die Existenz einer Infrastruktur wird meist nur im Fall einer Fehler- oder Warnmeldung sichtbar. Für den prototypischen Nutzer und auch für den Beobachter von außen werden materielle Aspekte von IKT-basierten Infrastrukturen sukzessive versteckt – schließlich ist ein großes Leitbild der Zeit *pervasive computing*, die möglichst unsichtbare und nicht spürbare Durchdringung der Lebens- und Arbeitswelt mit intelligenten technischen Artefakten. Technische Komplexität wird vom Nutzer ferngehalten, und somit auch die Komplexität und Dynamik der sozio-technischen Praxis hinter dem Endgerät (wie PC oder Smartphone): Die unterschiedlichen Mensch-Maschine- und Maschine-Maschine-Interaktionen, die bspw. die Weiterentwicklung einzelner technischer Komponenten während eines gleichzeitig stattfindenden (prototypischen) Betriebs strukturieren, laufen im Hintergrund ab.

Mein Einstieg in diese Blackbox erfolgt über die Wirkmächtigkeit einer bestimmten Technologie, der Grid-Technologie, die zum Zeitpunkt der Untersuchung in einem mehr oder weniger „fertigen“ Zustand in der Entwicklungspraxis eingesetzt wurde.¹³

¹¹ Edwards u. a. 2007, 7.

¹² Latour u. Woolgar 1979, 239.

¹³ Ein Caveat für grid-kundige Leser: Die Begriffe „Grid-Middleware“ und „Grid-Technologie“ werden im Folgenden häufig ineinander übergehen. Für den praxeologischen Schwerpunkt in diesem Beitrag ist vorrangig die abstrahierte Eigenschaft der Verteiltheit von Komponenten relevant, weniger die spezifischen technischen Eigenschaften der unterschiedlichen Grid-Technologien, die in diesem Beitrag zwangsläufig vernachlässigt werden müssen.

4 Das Angebot des Grid – Verteilung und Integration von Ressourcen

Technisch gesehen geht die Grid-Technologie auf die Entwicklung von internet-basierten Informations- und Kommunikationstechnologien und dem Ressourcenmanagement für verteiltes Rechnen zurück. „Grids“ sind digitale Netze, die Daten, Rechen- und Speicherressourcen global verknüpfen. Der Zugriff des Nutzers auf die Dienste einer Grid-Infrastruktur kann über unterschiedlich komplexe Anwendungen erfolgen, vom direkten Zugriff auf Ressourcen über definierte Web-Schnittstellen mit mehr oder weniger elaborierten graphischen Oberflächen bis hin zur komplexen Bündelung von unterschiedlichen Diensten in einer grid-basierten Anwendung wie einer Virtuellen Forschungsumgebung.

Die ersten Ideen für die Projekte TextGrid und C3-INAD nahmen Gestalt an mit der deutschen D-Grid-Initiative, die 2004 von der damaligen Ministerin für Bildung und Forschung anlässlich des Treffens des Global Grid Forum in Berlin angekündigt wurde.¹⁴ Für die Umsetzung einer nationalen Grid-Infrastruktur wurden technische Rahmenbedingungen geschaffen, um die Heterogenität von Ressourcen, Verfahren und Komponenten zu organisieren.

Die Ressourcenanbieter eines Grids sind in der Regel verschiedene formale Organisationen mit unterschiedlichem Rechts- und Finanzierungshintergrund, die nicht notwendigerweise Mitglieder einer Community sind. Dies erfordert besondere Absprachen und Verfahren im AAA-Bereich (Autorisierung, Authentifizierung, Abrechnung). Selbst bei identischen Ressourcen können diese Regelungen in den einzelnen Communities unterschiedlich ausfallen. Grid-Ressourcen sind sehr verschieden (zum Beispiel Rechensysteme, Speicher, Software, Datenarchive, Messgeräte und Experimente, Netzdienste mit diversen Quality of Service (QoS)-Anforderungen, spezielle Dienste) und in sich oft heterogen durch verschiedene technische Systemumgebungen (zum Beispiel Hardware-Architekturen, Betriebs- und Dateisysteme, Datenformate, Software-Versionen). Noch komplexer wird der Aspekt Ressourcen-Bereitstellung durch die Tatsache, dass in einem Grid in der Regel die Anbieter zu verschiedenen, unabhängigen Organisationen gehören. Das bedeutet unterschiedliche Verfügbarkeit sowie verschiedene Betriebs- und Nutzungskonzepte.¹⁵

Grid-basierte Anwendungen wie Virtuelle Forschungsumgebungen sollen nun einen spezifischen Forschungsprozess unterstützen, aber ihre Form soll gleichzeitig einem offenen, vernetzten, nachhaltigen und skalierbaren Baustein einer Forschungsinfrastruktur entsprechen. Ihr Sinn liegt nicht nur in der *appropriateness* für den potentiellen Endnutzer bzw. seine Fachgemeinschaft, sondern auch in der Passgenauigkeit für eine nachhaltige, interoperable Forschungsinfrastruktur. Für diese Passgenauig-

¹⁴ Vgl. Palfner u. Tschida 2012.

¹⁵ Hegering 2005, 8.

keit hat die D-Grid-Initiative mit der Grid-Technologie einen materiellen Rahmen für die jeweilige VRE-Entwicklung geschaffen. Im folgenden Abschnitt möchte ich mit einem Vergleich der beiden Fallstudien die unterschiedliche Wirksamkeit der Grid-Technologie auf die Handlungsspielräume in der Entwicklungspraxis aufzeigen.

5 Was nicht passt, wird passend gemacht

Eine wichtige Funktion in einer grid-basierten Infrastruktur übernimmt die Middleware. Die Grid-Middleware ist ein spezifisches Software-Produkt, das die Organisation und Integration heterogener Ressourcen in einem virtuellen Verbund unterstützt. Als ein neuralgischer Dreh- und Angelpunkt eines Grid-Systems zeichnet sie sich nicht nur durch eine komplexe interne Logik aus, sondern auch durch ihre Übersetzungs- und Vermittlungsfunktion zwischen den heterogenen, verteilten Ressourcen wie Daten, anderen Anwendungen oder verfügbarer Rechenzeit oder Speicherplatz. Da die Middleware quasi der Rangierbahnhof für eingehende und ausfahrende Informationspakete über Daten- und Rechenressourcen ist, mit einem hochkomplexen, mehr oder weniger stark automatisierten Fahrplan, muss sich das Design der einzelnen Komponenten einer grid-basierten Anwendung an den technischen Angebotsstrukturen der Middleware orientieren. Die logischen Konzepte einer Grid-Middleware sind Gegenstand der Informatik-Forschung und wurden über unterschiedliche Software-Produkte der internationalen Grid-Community realisiert, wie z. B. Unicore, gLite oder das Globus Toolkit.¹⁶

Auch wenn die einzelnen Middleware-Realisierungen der Prämisse von standardisierten Schnittstellen folgen, schafft doch die jeweilige programm-technische Umsetzung ihrer internen Logik spezifische immanente Strukturen. Damit die Integration der weltweit verteilten, heterogenen Ressourcen reibungslos läuft, ist somit immer noch die menschliche Übersetzungsleistung gefordert, wie ein Teilnehmer aus einem der Projekte erläutert:

Jedenfalls gibt es ganz verschiedene Softwarepakete, um ein Grid aufzubauen. Das ist eigentlich ein Problem bei dem ganzen Grid-Computing, weil man dadurch doch nicht wirklich den nahtlosen Zugriff auf alle Rechner hat, die da irgendwie angeschlossen sind. Man muss überlegen, ist das jetzt mit Unicore oder Globus oder mit gLite?¹⁷

Mit der Entscheidung für eine bestimmte Realisierung der Grid-Middleware¹⁸ wird eine bestimmte Materialität der Entwicklungspraxis geschaffen. Jede Komponente einer

¹⁶ <http://www.unicore.eu/>, <http://glite.cern.ch/>, <http://www.globus.org/toolkit/> (Stand 1.5.2014)

¹⁷ Interview B8a 2011, 8.

¹⁸ In beiden Projekten wurde anfangs das in den USA entwickelte Globus Toolkit eingesetzt.

VRE benötigt unterschiedliche Informationen für die Ausführung ihrer Aufgabe und bietet unterschiedliche Informationen für die übrigen Komponenten. Unter welchen Umständen eine Komponente als „Nutzer“ oder „Anbieter“ von Informationspaketen agiert, wird u. a. über die Middleware koordiniert. Die technischen Angebotsstrukturen der einzelnen Komponente einer VRE lassen sich also nicht ohne Bezug auf die Grid-Middleware erklären. Materielle Aspekte der Grid-Technologie zeigen sich u. a. in der sozialen Organisation der Software-Entwicklung: Die Entwicklung der technischen Komponenten einer grid-basierten Forschungsumgebung folgt nicht nur dem projektinternen Entwicklungszyklus, sondern auch einer externen Taktung durch unterschiedliche Versionen der Middleware. Somit müssen die Akteure beider Entwicklungsprojekte im Laufe der Zeit nicht nur die fachlichen Zielsetzungen ihrer potentiellen Nutzer berücksichtigen, sondern auch die Bedingungen und Möglichkeiten einer extern organisierten (Weiter-)Entwicklung einer grundlegenden Software-Komponente.

Die jeweiligen fachwissenschaftlichen Ziele der VRE-Entwicklung gaben nun einen unterschiedlichen Handlungsspielraum für die sinnvolle und notwendige Verknüpfung mit der vorgegebenen Grid-Technologie vor.

Im *Projekt TextGrid* lag der Schwerpunkt auf der Entwicklung von fachspezifischen Werkzeugen. Die Möglichkeiten der Nutzung der Grid-Technologie wurden bereits in der Entstehungsphase auf einen spezifischen Aspekt, das Speichern der erzeugten Daten im Grid (Storage Grid), reduziert. Man könnte sagen, die vielfältigen Deutungsmöglichkeiten der Grid-Technologie wurden zu einer discrete entity verpackt, womit „das Grid“ im Vollzug der Entwicklungspraxis zu einer handhabbaren, gekapselten Einheit wurde.

Um die Speicherung im Grid möglich zu machen, musste zwar die ursprüngliche, interne Struktur der Datenspeicherung an die Bedingungen und Möglichkeiten der Grid-Technologie angepasst werden, durch die Limitierung des Einsatzes von Grid als reiner Speicherressource waren aber auch Möglichkeiten geschaffen, sich von Abhängigkeiten der Technologie in der weiteren Entwicklung zu lösen. Durch die Reduktion auf die reinen Speichermöglichkeiten konnten zum einen die Abhängigkeiten der übrigen technischen Komponenten von der Grid-Technologie reduziert werden. Zum anderen war die Möglichkeit gegeben, eine Übersetzungsschicht einzubauen, die den potentiellen Wechsel auf eine andere Grid-Software vereinfacht. Diesen Handlungsspielraum erläutert ein Teilnehmer wie folgt:

Im D-Grid [...] hat es drei verschiedene Grid-Infrastrukturen gegeben, also Globus, UNICORE und gLite. [...] es sind im Prinzip drei eigene Welten und als D-Grid-Projekt war man auch gefordert, wenigstens theoretisch, alle drei Welten bedienen zu können. D. h. wir haben nicht nur eine Abstraktion zwischen unseren Werkzeug-Diensten und dem Grid gemacht, sondern wir haben dazwischen noch einmal eine Abstraktion eingebaut, die heißt GAT, Grid-Application-Toolkit, das ist noch mal eine Abstraktionsebene, wo man dann generische Funktionalitäten aufrufen kann und darunter sind dann Adaptern, Adaptern für Globus, für UNICORE und für gLite, so dass wir mit dieser nochmaligen Abstraktionsebene auch jederzeit hätten wechseln können.¹⁹

Die Möglichkeit der relativen Kapslung der Abhängigkeiten zwischen Grid-Technologie und den übrigen Komponenten schaffte somit auch spezifische Handlungsspielräume in der Herstellung eines Sinnzusammenhangs für die antizipierte Nutzung. Die Aushandlung zwischen Flexibilisierung und Standardisierung von technik-gestützten Prozessen konnte im TextGrid-Projekt relativ unabhängig von den Möglichkeiten und Bedingungen einer Grid-Technologie stattfinden. Durch die Reduktion der Angebotsstrukturen konnte die Beschäftigung mit der Grid-Technologie aus der fachlichen Diskussion um Sinn und Zweck der Anwendung ausgelagert werden, wie ein teilnehmender Fachwissenschaftler berichtet:

Ja, [ein IT-Partner] hat nur gesagt, was für diese Grid-Anbindung alles erforderlich ist. Aber man hat darauf vertraut, dass er das hinkriegen würde, dass er das kann und dann hat uns das nicht weiter beschäftigt. Wir waren auch am Anfang zu einer Grid-Einführung beim Leibniz-Rechenzentrum in München, wo wir gesehen haben, dass das etwas ist, was wir im Detail nicht kennen müssen, um die Funktionalität nutzen zu können. [...] Solche Dinge kriegt man abstrakt erklärt, aber wie das im Hintergrund abläuft, das ist mir eigentlich egal. Ich weiß, dass es funktioniert und wenn die mir sagen, dass es funktioniert, dann glaube ich das mal. Bis zum Erweis des Gegenteils.²⁰

Das „Neue“ bei TextGrid war zunächst eine neue Form für Inhalte, die zumindest den Entwicklern und Nutzern anderer EDV-gestützter Lösungen für das philologische Arbeiten bereits bekannt waren: Werkzeuge, deren Funktionalität über Vorläufer- und Nachbarprojekte inhaltlich relativ abgestimmt waren, sollten mit TextGrid in eine offene, internet-basierte, modulare Umgebung überführt werden.²¹ Der Einsatz der Grid-Technologie war dabei eine Möglichkeit, aber keine Bedingung für die Entwicklung. Damit konnte auch der Aushandlungsprozess über die fachliche Gestaltung der Werkzeuge, die für den spezifischen Arbeitsprozess – die Herstellung

¹⁹ A4b 2011, 13.

²⁰ A1a 2011, 20f.

²¹ Die Gesamtidee des TextGrid-Projekts orientiert sich wesentlich an einem „Vorläufermodell“, dem Tübinger System von Textverarbeitungs-Programmen (TUSTEP), das Ende der 1970er Jahre am Rechenzentrum Tübingen entwickelt wurde. Das modulare Set an TUSTEP-Werkzeugen zur EDV-gestützten Texterfassung und Print-Vorbereitung war eine wichtige fachliche Orientierung für die Gestaltung von TextGrid.

digitaler Editionen – sinnvoll erscheinen, zunächst unabhängig von den immanenten Strukturen der Grid-Technologie geführt werden. Auf die Angebotsstrukturen der Grid-Technologie wurde nur für weiterführende Funktionalitäten, wie die semi-automatisierte Koordinierung eines individuellen Arbeitsablaufes mit verteilten Ressourcen, zurückgegriffen.

Es war klar, dass wir eine graphische Benutzeroberfläche haben wollten, mit der man etwas wie Processing-Pipelines bauen kann. Das bedeutet, du definierst idealerweise eine Quelle, dann würdest du bestimmte Aktionen über diese Quelle ausführen, um am Ende ein Ergebnis zu haben. Ein Beispiel [...]: Du hast Images, die gemacht werden, dann lässt du darüber den OCR [optical character recognition]-Workflow laufen, der besteht aus lauter Einzelschritten, und dann hast du das Ergebnis. Dann würdest du gern Wörterbücher oder Wortlisten haben, mit denen du das Ergebnis überprüfst und versuchst, die Qualität zu erhöhen. Dann würdest du versuchen, bestimmte Problemfälle, die als solche markiert sind, anzusehen und Entscheidungen zu treffen. Das sind einzelne Werkzeuge, mit denen du dazwischen interagierst.²²

Eine erste prototypische Umsetzung dieser Funktionalität basierte auf einer extern entwickelten Grid-Technologie²³. Im Unterschied zum C3-INAD-Projekt wirkte die Angebotsstruktur dieser Grid-Technologie aber nur auf die Praktiken einzelner Entwickler, die die Angebote der Technologie zunächst „im Hintergrund“, d. h. relativ losgelöst von der Entwicklung der fachwissenschaftlichen Werkzeuge, ausloten und testen konnten.

Die Handlungsspielräume in der Wahrnehmung der Angebotsstrukturen einer Grid-Technologie waren im *Projekt C3-INAD* deutlich andere. Durch die fachliche Zielsetzung, das passgenaue Ausschneiden vorhandener, heterogener Datensets und das verteilte Rechnen mit diesen Daten, war die Nutzung der Grid-Technologie keine Option, die man abwählen oder einschränken wollte, sondern die Hauptmotivation für den Einsatz der Technologie. Im Gegensatz zu TextGrid fungiert in C3-INAD das Grid nicht nur im Hintergrund als Speicherressource, sondern organisiert und steuert den Selektions-, Analyse- und Auswertungsprozess der Klimaforscher. Die Abhängigkeiten zwischen den einzelnen lokalen und dezentralen Komponenten bzw. Ressourcen sowie der Grid-Technologie sind somit deutlich höher als bei TextGrid. Die Angebotsstrukturen der Grid-Technologie wirken entsprechend nicht nur auf die Praxis einzelner Entwickler, sondern stellen unterschiedlich variable, nicht-arbiträre Verwendungsweisen für sämtliche beteiligte Partner dar, unabhängig davon, welche Komponenten oder Schnittstellen sie entwickeln.

²² A11b 2011, 18.

²³ Die Funktionalität basiert auf einer Realisierung eines *Generic Workflow Execution Service* (GWES) der Fraunhofer-Gesellschaft, die im Rahmen der D-Grid-Initiative eingesetzt wurde. Die Technologie ermöglicht die Organisation und Automatisierung von komplexen Prozessabläufen in heterogenen Technologie-Umgebungen. Siehe <http://dgsi.d-grid.de/software/technicaldocumentation.html> (Stand 1.5.2014)

Das zeigt sich zum einen an der Bedeutung der Herstellung einer Passgenauigkeit zwischen den lokalen Ressourcen (wie Daten oder Rechenleistung) und den Strukturen der Grid-Technologie. Im C3-INAD Projekt sollen mit Hilfe der Grid-Technologie die für eine spezifische Forschungsfrage relevanten Daten identifiziert, die entsprechenden Datensets ausgeschnitten und an einen geeigneten Rechenort im Grid transportiert werden. Dazu benötigt man u. a. Metadaten, also Informationen über die Daten, die für die Suche und das Auffinden bzw. die Integration der Daten in bestimmten fachwissenschaftlichen, technischen und administrativen Kontexten notwendig sind. In einer grid-basierten, verteilten Infrastruktur muss die Struktur von lokalen Metadaten und Daten derart gestaltet sein, dass die notwendige Information, die die verteilten Komponenten für ihre jeweiligen Aufgabe benötigen, zur richtigen Zeit und in der richtigen Form bereit gestellt und abgerufen werden kann. Damit war auch die Interpretation der Angebote eines Storage Grid qualitativ anders als beim TextGrid-Projekt: Die Speicherangebote des Grid bezogen sich nicht nur auf die Daten, die durch die Nutzung der VRE erzeugt und danach im Grid abgelegt werden, sondern vielmehr auf bereits existierende Datenbestände, auf die im Zuge der verteilten Analyse und Berechnung zurückgegriffen werden sollte, wie folgende Interviewsequenz zeigt: „[...] beim Storage Grid ging es [...] nicht darum, die Daten abzuspeichern in einem Grid, sondern dass andere Leute auf die Daten des [Datenanbieters] zugreifen können, die schon da sind.“²⁴

Zum anderen wirkt die latente Spannung zwischen den unterschiedlichen temporalen Regimes von Entwicklung und Betrieb einer Grid-Technologie deutlich stärker auf die Koordinationspraxis der verteilten Entwicklung. Das automatisierte Ressourcen-Management von verteilten Rechnern ist ein Aspekt der Grid-Technologie, der einen funktionalen Mehrwert für die Klimaforscher darstellte. Dieser Aspekt war eine offene Forschungsfrage für die beteiligten Informatiker, wie ein Teilnehmer berichtet:

Von meinem Forschungsinteresse war das Ziel immer, dass wir versuchen, diesen Ablauf der Applikationen so reibungslos wie möglich zu machen. [...] Das ist wie eine Produktionsanlage. Ideal ist es dann, wenn das richtige Teil zum richtigen Zeitpunkt am Fließband ist und sofort eingebaut werden kann. [...] Es ist ein wissenschaftliches Problem, wie man das Ganze lösen kann. Man kann versuchen, das Problem theoretisch oder praktisch zu lösen. Und wenn man es praktisch macht, dann braucht man eine Anwendung. Und dafür war die Klimaforschung ein prädestiniertes Beispiel.²⁵

Für die beteiligten Informatiker, die sowohl an als auch mit der Grid-Technologie arbeiteten, waren die Angebotsstrukturen somit auch eine offene Forschungsfrage. Für die beteiligten Fachwissenschaftler und Ressourcenanbieter hingegen waren die

²⁴ B8a 2011, 7.

²⁵ B4a 2011, 4.

antizipierten Möglichkeiten eine wesentliche Strukturierung in der Spezifikation von Abläufen des Forschungsprozesses und der relevanten Datenströme.

Während man bei TextGrid auf die immanenten Strukturen der Grid-Technologie mit einer Architektur reagieren wollte, die einen relativ hohen Grad an Unabhängigkeit ermöglicht, war es in C3-INAD gerade das Ziel, die immanenten Strukturen der Grid-Technologie für die Unterstützung im Forschungsprozesses der Klimawissenschaften zu nutzen. Die Aushandlung von Flexibilisierung und Standardisierung in der Herstellung eines Sinnzusammenhangs für die antizipierte Nutzung konnte somit nicht allein fachwissenschaftlich argumentiert werden, sondern es mussten die immanenten Strukturen der Grid-Technologie stärker berücksichtigt werden. Ein Handlungsspielraum war durch die Möglichkeit der Priorisierung von Funktionalitäten aber trotzdem gegeben, wie folgende Interviewsequenz zeigt:

Das C3-Grid heißt ja im Namen „Data and Processing Grid“. Aus meiner Sicht [...] ist diese Processing-Komponente nachgeordnet, weil ich einfach nicht sehe, dass die Wissenschaftler allgemeingültige Workflows allen zur Verfügung stellen, weil jeder mit seinem ganz speziellen Tool irgendetwas untersucht und seine spezifischen Fragestellungen versucht zu bearbeiten.²⁶

Mit diesem ersten kurzen Ausschnitt aus dem empirischen Material lässt sich anschaulich illustrieren, dass die Angebotsstrukturen der Grid-Technologie variable, aber nicht-arbiträre Verwendungsweisen für die beteiligten Akteure darstellten. Zusammenfassend lässt sich sagen, dass es a) je nach Zielsetzung zu einer unterschiedlichen Delegation von Funktionalitäten an die Grid-Technologie kam, dass es b) dadurch zu einem unterschiedlichen Grad an Abhängigkeit der menschlichen Akteure von den immanenten technischen Angebotsstrukturen dieser Technologie kam und c) sich somit auch unterschiedliche Freiheitsgrade im Finden von Alternativen zu diesen Strukturen ergeben.

Gleichzeitig wird deutlich, dass sich die Varianz in der konkreten Verwendungsweise nicht allein durch objektimmanente Eigenschaften erklären lässt – die Grid-Technologie ist nur eine der wirkmächtigen Angebotsstrukturen, die die Entwicklung beeinflussen. Die Strukturen einer etablierten epistemischen Praxis der Fachwissenschaft oder der technischen Strukturen lokaler Ressourcen der beteiligten Dienstleister wirken mindestens ebenso stark auf die Spezifikations-, Design- und Stabilisierungspraktiken wie die Angebotsstrukturen einer vorgegebenen Technologie. Diese heterogenen Angebotsstrukturen, die ich im Folgenden nur kurz umreißen kann, stellen nicht nur weitere Rahmungen für die konkrete Praxis der Entwicklung der jeweiligen Forschungsumgebungen dar, sondern konfigurieren meines Erachtens auch die Wahrnehmung von Angebotsstrukturen einer Grid-Technologie.

²⁶ B1a 2011, 4–5.

6 Zur Heterogenität von Angebotsstrukturen

In der Herstellung und im Betrieb von internet-basierten, verteilten Systemen werden unterschiedlichste technische Ressourcen genutzt. Diese Artefakte, wie Daten oder Hard- und Software, werden lokal oder dezentral organisiert, und weisen unterschiedliche Grade an Abhängigkeiten auf. Mit der Integration von – mehr oder weniger stabilen – technischen Artefakten werden auch deren materielle Eigenschaften übernommen, die sich hinsichtlich ihrer Veränderbarkeit bzw. „Festigkeit“ unterscheiden. Wie sich an der Praxis der Verknüpfung von lokalen Ressourcen wie Daten oder Rechenleistung mit der Grid-Technologie zeigt, hängt die Wahrnehmung der möglichen Verwendungsweisen der Technologie auch davon ab, wie „fest“ die materiellen Eigenschaften der lokalen Artefakte und Systeme wirken. Das lässt sich am Beispiel eines Compute-Providers aus dem C3-INAD-Projekt illustrieren, also einer Institution, die Rechenressourcen im Grid bereitstellt. Ein Compute-Provider nimmt die Prozessierungsaufgaben, die für die Ausführung eines Diagnose-Workflows der Klimaforscher notwendig sind, entgegen und verarbeitet sie in einem Netzwerk von virtuellen, i. e. simulierten, und realen Rechnern. In diesem Rechner-Netzwerk werden unterschiedlich komplexe Berechnungen aus vielfältigen Anwendungen, u. a. aus C3-INAD, abgearbeitet. Koordiniert wird der Ablauf der Prozessierungsaufgaben von einem sogenannten Batch-System, das nach einem eigenen, systemimmanenten Regelwerk funktioniert: Die möglichen Berechnungen, die im Laufe einer bestimmten Anwendung auftauchen können, werden vorab – über Richtwerte zu Rechenzeiten und notwendigem Speicherplatz – spezifiziert und als potentielle Anfragen bzw. „Kunden“ im Rechner-Verbund registriert. Rechenzeiten und Speicherplatz hängen u. a. von den dafür verwandten Daten und der Komplexität der Berechnung ab. Im Zuge der Abarbeitung von Berechnungen aus unterschiedlichen Anwendungen werden die einzelnen Aufgaben über eine möglichst effektive und effiziente Verarbeitungskette mit den verfügbaren Rechen- und Speicherkapazitäten koordiniert. Spezifizieren nun Fachwissenschaftler und Compute-Provider die Anforderungen für die zukünftigen Workflow-Berechnungen der Klimaforscher, müssen sie Durchschnittswerte möglicher Rechenzeiten aushandeln, die für beide sinnvoll erscheinen. Für Berechnungen mit Datenbeständen, die bereits einmal durchgeführt wurden, ist das einfacher als für Prozessierungsaufgaben mit neuen Parametern und Input-Daten. Wird aus fachwissenschaftlichen Motiven ein Workflow mit einer sehr langen Rechenzeit definiert, besteht nun u. a. die Gefahr, dass diese Aufgaben mit einer geringeren Priorität prozessiert werden, um die Abarbeitung anderer, parallel laufender Aufträge nicht zu blockieren. In der Spezifikation von Workflows sind somit nicht nur die Angebotsstrukturen der Grid-Technologie entscheidend, sondern auch die ausgehandelten Strukturen eines lokalen Rechnerverbunds mit seinen entsprechend variablen, nicht-arbiträren Angebotsstrukturen.

Diese Überlagerung von unterschiedlichen Angebotsstrukturen technischer Artefakte zeigt sich meines Erachtens verstärkt in Systemen, in denen sich der sinn-

hafte Gebrauch eines Artefakts erst durch die Interaktion mit anderen technischen Artefakten ergibt: Der sinnhafte Gebrauch einer Grid-Technologie für den Entwickler ergibt sich durch die Verknüpfung (oder Überlagerung) der Angebotsstrukturen der Grid-Technologie und den variablen, nicht-arbiträren Verwendungsweisen der übrigen Komponenten, die für das erfolgreiche Funktionieren der Anwendung notwendig sind. Ohne den Begriff der Affordances überstrapazieren zu wollen, stellt sich die Frage, ob technische Strukturen nicht auch variable, nicht-arbiträre Angebotsstrukturen für andere technische Strukturen aufweisen, und somit eine Art „Fernwirkung“ aufweisen. Diese Frage ist meines Erachtens dann relevant, wenn es durch die Interaktion eines Artefakts A mit Artefakt B zu einer veränderten menschlichen Wahrnehmung der Angebotsstrukturen von Artefakt A kommt. Man könnte in diesem Zusammenhang von einem unterschiedlichen Grad der Vermitteltheit der Wirkmächtigkeit eines Artefakts sprechen.

Aber nicht nur technische, sondern auch epistemische oder rechtliche Rahmenbedingungen wirken auf die Wahrnehmung von Angebotsstrukturen der Grid-Technologie. Die unterschiedlich wahrgenommenen wissenschaftspolitischen Angebotsstrukturen des Grid äußern sich bspw. in der jeweiligen Stabilisierungs- und Konsolidierungspraxis der Technikentwicklung und stehen meines Erachtens in engem Zusammenhang mit der etablierten epistemischen Praxis der Fachgemeinschaften. So sind die immanenten Strukturen der sozialen und intellektuellen Organisation einer Fachgemeinschaft²⁷ relevant, wenn die wissenschaftspolitischen Ziele der D-Grid-Initiative – die Öffnung des Forschungsprozesses und des Zugangs zu Ressourcen und Ergebnissen – für die fachwissenschaftlichen Kollegen und potentiellen Nutzer argumentiert werden. Die soziale und intellektuelle Organisation der Klimaforschung, die sich durch eine relativ hohe wechselseitige Abhängigkeit von Forschungsergebnissen und Ressourcen und einem relativ standardisierten Wissen hinsichtlich Theorien und Methoden innerhalb des Forschungsfeldes auszeichnet, ermöglicht zunächst eine Begründung für das verteilte Prozessieren und das gemeinschaftliche Ressourcenmanagement aus der epistemischen Praxis heraus. Die Zielgruppe von TextGrid, die Textwissenschaften, charakterisiert sich hingegen durch eine relativ geringe Interdependenz von Ergebnissen und Ressourcen und einem relativ heterogenen Theorie- und Methodenmix innerhalb der Fachgemeinschaft. Hier wirken die Angebote des Grid für ein verteiltes Ressourcenmanagement nicht direkt auf die technische Gestaltung der Anwendung, sondern als abstrahierte

²⁷ Es gibt unterschiedliche theoretische Ansätze zur Erklärung des sozialen Gefüges von Fachgemeinschaften. Ich orientiere mich hier am theoretischen Framework von Richard Whitley (*The intellectual and social organization of the sciences*). Andere Erklärungsmuster finden sich z. B. bei Karin Knorr-Cetina und ihrem Konzept der *Epistemic cultures*.

Eigenschaften der Öffnung, Transparenz und Kollaboration auf die intendierte Veränderung eines Forschungsprozesses.²⁸

Weiters entfalten sich die Angebotsstrukturen eines technischen Artefakts wie Grid-Technologie in einem realen rechtlichen Rahmen. Die aktuelle Rechtslage setzt den Angeboten sämtlicher internet-basierter Artefakte und Technologien in der konkreten Entwicklungspraxis, sowohl hinsichtlich des Angebots als auch der Nutzung über lokale und Ländergrenzen hinweg, noch deutliche rechtliche Grenzen. Dazu zählen bspw. Schwierigkeiten in der Automatisierung der Identifikation und Organisation von Nutzern und deren Rechten, aber auch die Verrechnung von Rechen- und Datendienstleistungen. Auch die spezifische Entwicklungspraxis als Open Source Software hat zahlreiche Implikationen für etablierte Praktiken der Software-Entwicklung, -Organisation und -Kommunikation.

Mit der vorgestellten Analyse des empirischen Material habe ich versucht, die unterschiedliche Wirkmächtigkeit von Grid-Technologie in der Entwicklungspraxis von virtuellen Forschungsumgebungen aufzuzeigen und erste Erklärungsstrategien zu entwickeln. Mit dem Konzept der Affordances als „variable und nicht-arbiträre Angebotsstrukturen“ konnten Handlungsoptionen und -restriktionen, die durch Grid-Technologie in einer spezifischen Entwicklungspraxis gegeben sind, beschrieben werden. Die Materialität dieses Artefakts wirkt als relative Größe auf die Entwicklungspraxis – sie ist kein Kausalmechanismus in einer Ursache-Wirkungs-Kette, sondern bietet Spielraum für variierende Strategien im Umgang damit. Unklar ist jedoch, was genau diese Varianz erklärt – allein die Feststellung, *dass* es eine (nicht-arbiträre) Varianz in der Wahrnehmung von Angebotsstrukturen gibt, erklärt noch nicht, was diese Varianz in der jeweiligen Entwicklungspraxis ausmacht. Im Gegenteil – es zeigen sich vielfältige technische und sozial bzw. kulturell geprägte Strukturmuster, die die Wahrnehmung von Angebotsstrukturen einer Grid-Technologie konfigurieren.

Im folgenden Abschnitt möchte ich ausgewählte forschungspraktische Schwierigkeiten im Vergleich materieller Praxis näher erläutern und Implikationen für eine praxeologische Analyse artefakt-gebundener Praxis diskutieren.

²⁸ Das Innovationspotential von gemeinschaftlich genutzten digitalen Werkzeugen und Daten als potentieller Erkenntnisgewinn für geisteswissenschaftliche Fragestellungen und Methoden motiviert u. a. die Bewegung der Digital Humanities. Die „Absatzbewegung“ wird jedoch auch von kritischen Stimmen hinsichtlich einer „Zwangsvergemeinschaftung“ oder daten- bzw. technologie-getriebener Hermeneutik begleitet.

7 Diskussion

In der Fallbeschreibung und den ersten Versuchen in der Entwicklung von Erklärungsstrategien für die Varianz der Wirkmächtigkeit der Grid-Technologie hat sich vor allem die Schwierigkeit gezeigt, bestimmte Handlungsverläufe auf ein bestimmtes Artefakt und seine Eigenschaften zurückzuführen. Ich möchte nun versuchen, drei forschungspraktische Problemfelder und meine ersten Überlegungen dazu im Detail vorzustellen: a) die unterschiedlichen Dimensionen der Wirkmächtigkeit eines Artefakts, b) die daraus resultierenden Schwierigkeiten der Beobachtung und Rekonstruktion von Angebotsstrukturen in Raum und Zeit sowie c) der methodologische Umgang mit parallel wirksamen, heterogenen Strukturmustern in der Praxis der Akteure.

7.1 Die unterschiedlichen Dimensionen der Wirkmächtigkeit eines Artefakts

Wie sich an den empirischen Fällen zeigt, lassen sich unterschiedliche Dimensionen der Handlungsbeeinflussung einer Grid-Technologie feststellen, die jeweils unterschiedliche Angebotsstrukturen mit sich bringen und in der Praxis der Akteure häufig zeitgleich verkörpert werden. Diese Dimensionen scheinen mir auch für andere technische Ressourcen, die in der Entwicklung auftauchen und Teil der Fallbeschreibungen sind, relevant, weshalb ich von einer generalisierbaren Annahme für modulare, inkrementelle Artefakte ausgehe. Als ersten Versuch einer Systematisierung schlage ich eine Differenzierung nach Inhalt, Form und Vermitteltheit der Wirkmächtigkeit vor.

In der *inhaltlichen Dimension* variiert die Wirkmächtigkeit nach der Bedeutung und Funktion des Gegenstands in der Praxis. Im TextGrid-Projekt werden die vielfältigen Angebotsstrukturen der Grid-Technologie reduziert, gekapselt und zu einem Arbeitsmittel für einige wenige Akteure, um die Speicherung der zukünftigen Forschungsdaten zu organisieren. Im C3-INAD-Projekt ist die Grid-Technologie Arbeitsmittel und Arbeitsgegenstand, mit jeweils unterschiedlichen Angebotsstrukturen. Zum einen stellt die Grid-Middleware ein grundlegendes Arbeitsmittel dar, das zur Herstellung einer funktionierenden Anwendung verwendet wird. Hier funktioniert die Technologie als relativ geschlossenes, technisches Objekt; die Wahrnehmung seiner Angebotsstrukturen orientiert sich an den stabilisierten Erwartungen über sein Verhalten. Zum anderen ist die Technologie Arbeits- bzw. Forschungsgegenstand für die Informatik-Partner. Ihre Wahrnehmung der Angebotsstrukturen orientiert sich an spezifischen Forschungsfragen, die sie an das offene, „epistemische Objekt“ (im Sinne Rheinbergers) stellen. Die Wahrnehmung als „offenen“ Forschungsgegenstand oder „geschlossenes“ Forschungsmittel verändert sich über die Zeit und entspricht

weniger einer linearen oder chronologischen Entwicklung, sondern eher einem „Hin und Her“.

In engem Zusammenhang damit steht die nächste Dimension, die die unterschiedliche Härte der materiellen Eigenschaften eines Artefakts umschreibt: In einer *formalen Dimension* scheint sich die Wirkmächtigkeit eines Artefakts nach dem Grad der „Festigkeit“ von Angebotsstrukturen zu unterscheiden. Mit der sukzessiven Verfestigung von Abhängigkeiten der einzelnen Artefakte in einem verteilten System über Zeit- und Raumgrenzen hinweg verändern sich die lokalen, situativen Auswahloptionen in der Wahrnehmung der Angebotsstrukturen einer einzelnen Komponente aus diesem Artefakt-Gefüge. Je nachdem, ob auf die immanenten Strukturen eines Artefakts lokal zugegriffen werden kann und technisch bedingte Abhängigkeiten modifiziert werden können, variieren die Nutzungsmöglichkeiten. Wie „weich“ oder „fest“ Angebotsstrukturen wahrgenommen werden, hängt von den lokalen Handlungsoptionen ab: Manche Angebotsstrukturen können lokal verändert werden, manche können durch ein „Herumprogrammieren“ umgangen werden und wieder andere können nur über einen umfassenden Koordinierungsaufwand, der über lokale Grenzen hinausgeht, beeinflusst werden. Im Vergleich mit dem TextGrid-Projekt zeigt sich in C3-INAD ein höherer Grad an räumlicher Ausdifferenzierung und Verfestigung des technischen Ressourcen-Netzwerkes, was die Modifikationsmöglichkeiten einzelner Angebotsstrukturen, wie z. B. der internen Logik eines Rechner-Netzwerks, erschwert.

Die letzte Dimension umschreibt den Grad an *Vermitteltheit* der Wirkmächtigkeit eines Artefakts. In Systemen, in denen sich der sinnhafte Gebrauch eines Artefakts erst durch die Interaktion mit anderen technischen Artefakten ergibt, überlagern sich die jeweiligen Angebotsstrukturen. Im TextGrid-Projekt wurden die technischen Abhängigkeiten der einzelnen Komponenten zur Grid-Technologie bereits zu Beginn reduziert, damit konnte auch die Überlagerung von Angebotsstrukturen eingeschränkt werden. Im C3-INAD-Projekt, wo die Grid-Technologie die technische Basis für grundlegende Funktionalitäten darstellt, müssen sich sämtliche Entwicklungsaktivitäten viel stärker an den Angebotsstrukturen der Middleware orientieren. Der sinnhafte Gebrauch der Grid-Technologie für einen C3-INAD-Entwickler ergibt sich durch die Verknüpfung (oder Überlagerung) der Angebotsstrukturen der Middleware *und* den variablen, nicht-arbiträren Verwendungsweisen der übrigen Komponenten, die für das erfolgreiche Funktionieren der Anwendung notwendig sind. Es scheint, dass mit zunehmender Komplexität in den Abhängigkeiten der einzelnen technischen Komponenten voneinander zusätzliche Angebotsstrukturen einer technischen Vermittlung wachsen. Diese emergenten Angebotsstrukturen, ob als „Zwischentöne“ oder „Störgeräusche“ bezeichnet, scheinen mir als eine wesentliche Konfiguration der Angebotsstrukturen einer Grid-Middleware zu wirken.

Was bedeuten diese unterschiedlichen Dimensionen der Wirkmächtigkeit eines Artefakts nun für einen praxeologisch orientierten Vergleich von artefakt-gebundener Praxis? In der Praxeologie richtet sich der analytische Blick auf die konkrete, situative

Verkörperung von Angebotsstrukturen eines Artefakts über die Praxis. „Eine Praktik bezeichnet dann eine Verhaltensroutine, die von einem impliziten Wissen abhängt, die aber zugleich material in Körpern wie in Artefakten und in deren spezifischen Arrangements verankert ist.“²⁹ Artefakte sind dabei „(...) Gegenstände, deren sinnhafter *Gebrauch*, deren praktische Verwendung Bestandteil einer sozialen Praktik oder die soziale Praktik selbst darstellt.“³⁰

Die festgestellten unterschiedlichen Dimensionen erfordern meines Erachtens ein differenziertes Verständnis eines Artefakts, nicht nur nach seinem sozialen oder kulturellen Kontext der Nutzung, sondern auch nach seinem technischen Kontext, i. e. den technischen Artefakten, die als „Mitspieler“ für seine jeweiligen Angebotsstrukturen mit entscheidend sind. Der sinnhafte Gebrauch einer Grid-Technologie in der Entwicklungspraxis ist nicht nur durch die unterschiedlichen sozialen und kulturellen Voraussetzungen eines Informatikforscher, Web-Programmierers oder Fachwissenschaftlers geprägt, sondern auch durch die Bedingungen, die der sinnhafte Gebrauch der übrigen technischen Artefakte stellt. Diese Bedingungen können über Zeit- und Raumgrenzen hinweg unterschiedlich „fest“ formalisiert und kodiert sein. Gleichzeitig variieren die Modifikationsmöglichkeiten der Angebotsstrukturen einzelner Artefakte nach dem Grad der Ausdifferenzierung und Verfestigung eines technischen Ressourcen-Netzwerkes. Mit einem praxeologischen Vergleich materieller Praxis schränke ich nun die Untersuchung von Handlungsmöglichkeiten von vornherein auf reine Mensch-Artefakt-Interaktionen ein. Die unterschiedlichen Varianten der Beziehungen zwischen Artefakten, die sich ebenfalls stabilisieren oder destabilisieren können, müssen außen vor bleiben: Da technische Artefakte weder implizites Wissen noch kulturelles Gedächtnis aufweisen, kann es im praxeologischen Verständnis auch keine Praktiken von Artefakten geben. Der Verweis auf die Verankerung einer Praktik in *Arrangements* aus Körpern und Artefakten hilft meines Erachtens für die Entschlüsselung der Gemengelage nur bedingt weiter: Es scheint, dass die Art und Weise, wie diese Arrangements konfiguriert sind, einen Unterschied auf die konkrete Entwicklungspraxis der Akteure macht. Um der Varianz in materieller Praxis nachgehen zu können, scheint mir wichtig, den Artefakt-Begriff in der Praxeologie hinsichtlich der unterschiedlichen Festigkeit als auch dem Grad an Vermitteltheit seiner Angebotsstrukturen zu differenzieren.

²⁹ Reckwitz 2014, 23.

³⁰ Ders. 2003, 291. Hervorhebung im Original.

7.2 Die räumliche und zeitliche „Fernwirkung“ von Materialität

Wie eingangs erläutert, verortet die Praxeologie die „Kultur-/Materialitätskopplungen“³¹ in den Praktiken selbst, wobei körperliche und artefakt-bezogene materielle Aspekte konstitutiver Bestandteil der Praktiken sind. Wenn eine Praktik einen Nexus von wissensabhängigen Verhaltensroutinen darstellt, dann setzen diese nicht nur als ‚Träger‘ entsprechende ‚menschliche‘ Akteure mit einem spezifischen, in ihren Körpern mobilisierbaren praktischen Wissen voraus, sondern regelmäßig auch ganz bestimmte Artefakte, die vorhanden sein müssen, damit eine Praktik entstehen konnte und damit sie vollzogen und reproduziert werden kann.³²

Die Grundannahme einer Praktik als Verhaltensroutine, die Beständigkeit und Stabilität der Artefakte voraussetzt, stellt sich nun in den beiden Fallbeispielen als empirisches Problem dar, das meines Erachtens auch theoretische Implikationen hat.

Zunächst zeigt sich in der Forschungspraxis die Schwierigkeit, das Artefakt bzw. seine materiellen Aspekte zu beobachten bzw. einzugrenzen. Wie lassen sich fluide Angebotsstrukturen, die sich über Raum und Zeit verteilen, beobachten bzw. rekonstruieren? Und wie kann ich sicher sein, dass es sich um die Affordances eines spezifischen Artefakts handelt, wenn scheinbar parallel weitere technische Angebotsstrukturen wirken?

Dieses Vorhaben stellt sich in der Forschungspraxis bei „geschlossenen“ und relativ stabilen Artefakten wie einem Hammer einfacher dar als bei verteilten, digitalen Artefakten, die sich im Laufe der Zeit verändern. Wie die Empirie zeigt, beeinflusst die Grid-Middleware die Praktiken der Akteure auch dann, wenn das Artefakt im konkreten, situativen Moment der Nutzung gar nicht „anwesend“ bzw. an der Verkörperung der Praxis direkt beteiligt ist. Auch hinsichtlich einer zeitlichen Dimension kann weder bei der Grid-Middleware noch bei den übrigen Komponenten einer VRE Stabilität als eine absolute Größe definiert werden, da grundlegende technische Bestandteile wie Software, Hardware, Daten oder Dienste einer ständigen Veränderung ausgesetzt sind und ihre Nutzung sich immer an der Parallelität von Entwicklung und Betrieb orientieren muss. Mit der Relativierung von Stabilität und Geschlossenheit eines Artefakts verändert sich also die Wahrnehmung seiner Materialität nicht nur im Raum, sondern auch über die Zeit.

Neben der Problematik der Identifikation und Abgrenzung unterschiedlicher materieller Aspekte taucht damit noch eine zweite empirische Frage auf, nämlich die Identifikation und Abgrenzung von Verhaltensroutinen bzw. individuellem, situativem Handeln. Wenn sich Praktiken im praxeologischen Sinn durch die stabile und regelmässige Präsenz eines Artefakts auszeichnen, dann stellt sich die Frage, wo und wann sich im Feld von der Beobachtung eines spezifischen Interagierens mit

³¹ Reckwitz 2014, 22.

³² Reckwitz 2003, 291.

Artefakten auf Praktiken schließen lässt. Abgesehen von den empirischen Herausforderungen wirft die Veränderung der Materialität eines Artefakts über Raum und Zeitgrenzen hinweg auch die Frage auf, inwieweit dann noch praxeologisch von einer Beständigkeit und Stabilität des Artefakts als Bedingung für die Reproduktion einer Praktik ausgegangen werden kann.

7.3 Heterogenität von wirksamen Strukturmustern

Eine weitere Schwierigkeit in der Analyse von materieller Praxis ergibt sich durch die Frage des methodologischen Umgangs mit den unterschiedlichen Strukturmustern, die auf die Praxis wirken. Wie gezeigt wurde, erklärt sich die Bedeutung der Grid-Technologie für die Verkörperung einer bestimmten materiellen Praxis nur bedingt aus den technischen Eigenschaften. Der Nutzungskontext lässt sich dann als „soziale und kulturelle Voraussetzungen des ‚sach-gemäßen‘ Gebrauchs“³³ umschreiben, wenn nicht nur epistemische, rechtliche oder wissenschaftspolitische, sondern auch materielle Strukturen berücksichtigt werden, wie lokale Infrastruktursysteme oder (Meta-)Daten als formalisierte und kodierte Wissensbestände.

Für einen analytischen Vergleich materieller Praxis scheint mir wesentlich, wie sich in dieser Gemengelage einzelne wirkmächtige Strukturmuster differenzieren lassen, nicht zuletzt, um Aussagen hinsichtlich des Verhältnisses von immanenten und emergenten Strukturen begründen zu können. Eine theoretische Motivation der Praxeologie (wie auch anderer Theoriekonzepte in der aktuellen Wissenschafts- und Technikforschung) ist nun die Überwindung der hypothetischen Annahme einer abstrakten Entität „Struktur“: Erklärungen für soziale Phänomene wie eine spezifische materielle Praxis werden „(...) jenseits von Struktur-Kultur-Dualismen“³⁴ allein in der Strukturierungsleistung der situativen Praxis gesucht. Für mein Forschungsvorhaben bleibt die Frage offen, wie ich zu verallgemeinerbaren Aussagen komme: Warum verfestigt sich eine bestimmte materielle Praxis und eine andere nicht? Warum wirken bestimmte Angebotsstrukturen fester als andere? Ein Rückgriff auf andere Theorieangebote zur Erklärung relevanter Zusammenhänge, wie z. B. der sozialen und intellektuellen Organisation einer Fachgemeinschaft oder Handlungstheorien, die Artefakte und verteilte Handlungsträgerschaft differenziert berücksichtigen, wäre für die Beantwortung dieser Fragen hilfreich. Das führt aber wieder zu einem – wie immer theoretisch argumentierten – abstrahierten Struktur-Kultur-Dualismus zurück.

³³ Beck 1997, 244.

³⁴ Reckwitz 2014, 23.

8 Zusammenfassung

Basierend auf einem Vergleich der materiellen Praxis in der Entwicklung von zwei unterschiedlich fachwissenschaftlich orientierten Virtuellen Forschungsumgebungen habe ich versucht, die Wirkmächtigkeit eines spezifischen technischen Artefakts, das in der Entwicklung genutzt wird, empirisch und theoretisch zu fassen. Infrastrukturentwicklung setzt immer auf bereits existierende, mehr oder weniger elaborierte technische Strukturen auf, die bestimmte Handlungsmodi der Entwicklung ermöglichen und andere ausschließen. Durch einen Schwerpunkt wie Grid-Technologie werden zusätzliche technische Angebotsstrukturen vorgegeben. Im Gegensatz zu relativ „geschlossenen“ Artefakten wie einem Schlüsselbund oder Hammer zeichnet sich Grid-Technologie durch Modularität und Abhängigkeiten der einzelnen technischen Ressourcen aus, die noch dazu unterschiedliche „Fertigungsgrade“ aufweisen. Mit Rückgriff auf das Konzept der Affordances konnten die variablen, nicht-arbiträren Verwendungsweisen dieser Technologie in der Entwicklungspraxis in einem kontrastierenden Vergleich der beiden Fallstudien illustriert werden. Die Empirie hat jedoch weiters gezeigt, dass in der Entwicklungspraxis von Virtuellen Forschungsumgebungen, als spezifische Formen einer IKT-basierten Forschungsinfrastruktur, eine komplexe Gemengelage an unterschiedlichen Strukturmustern wirkt. Es kommt zu einer Überlagerung heterogener, wirkmächtiger Ordnungsstrukturen, die sich jeweils durch variable, nicht-arbiträre Angebote für den Umgang damit charakterisieren lassen. Neben dem epistemischen, rechtlichen oder wissenschaftspolitischen Kontext zeigt sich vor allem der materielle Kontext als eine Mischung unterschiedlich fester und vermittelter Angebotsstrukturen.

In einem ersten Versuch der Handhabung unterschiedlicher materieller Aspekte habe ich versucht, unterschiedliche Dimensionen der Wirkmächtigkeit eines Artefakts herauszuarbeiten, die ich nach Inhalt, Form und Vermitteltheit seiner Angebotsstrukturen differenziert habe. Wenn sich der sinnhafte Gebrauch eines Artefakts erst durch die Interaktion mit einem anderen technischen Artefakt ergibt, scheinen sich auch die jeweiligen Angebotsstrukturen der beteiligten Artefakte gegenseitig zu beeinflussen. Um der Varianz in materieller Praxis aus einer praxeologischen Perspektive nachgehen zu können, scheint relevant, den Artefakt-Begriff differenzierter zu betrachten, insbesondere hinsichtlich der unterschiedlichen Festigkeit als auch dem Grad an Vermitteltheit seiner Angebotsstrukturen.

Mit den unterschiedlichen Dimensionen der Wirkmächtigkeit eines Artefakts hat sich auch die räumliche und zeitliche Fernwirkung von Materialität als forschungspraktisches und theoretisches Problem für eine praxeologische Analyse gezeigt. Mit der Relativierung von Stabilität und Geschlossenheit eines Artefakts verändert sich die Wahrnehmung seiner Angebotsstrukturen über Raum und Zeit. Die Fluidität von Angebotsstrukturen bringt nicht nur Fragen der empirischen Operationalisierung eines Vergleichs mit sich, sondern auch theoretische Implikationen: Praktiken im praxeologischen Sinn bezeichnen wissensbasierte Verhaltensroutinen, wobei Artefakte

